Erzählungen, Novellen und Gedichte.

Erzählungen,

Novellen und Gedichte

von

Arthur Bitter.

Dritter Band.

Bern, 1865.
Haller'sche Buchdruckerei und Verlagshandlung.

Inhaltsverzeichniß.

I.

Der Zitherhans.

Der Zitherhans.

Eine emmenthalische Geschichte.

Jugendbild aus frühern Zeiten,
Nimmer lächelt mir dein Blick;
Aus dem Klang der Zithersaiten
Blüht nur der Erinn'rung Glück.
Habe nimmer dich besessen —
Ach, es sollte ja nicht sein;
Doch ich kann dich nie vergessen
Und so bleibst du ewig mein!

Da saß er vor mir, ein hochgewachsener, fast noch schlanker Mann, und doch längst schon ein Greis. Seine Haare waren so weiß wie die Blüthe des Schlehdorns, aber sie fielen in reicher Fülle hinab auf die nur von wenigen, kaum merkbaren Linien durchzogene Stirn und umrahmten ein so volles, blühendes Gesicht, daß den Beschauer gar leicht der Gedanke hätte beschleichen mögen, die Natur habe in einer seltsamen Laune den Schnee des Alters auf das Haupt eines Jünglings hingestreut. Solche Gedanken mußten aber gar schnell schwinden bei dem Anblick des langen, silbernen Bartes, der Kinn und Wangen des seltsamen Alten schmückte, und, tief auf dessen breite Brust herabwallend, an Weiße mit dem blendend saubern Busenstreifen seines Hemdes von derbem inländischem Linnen wetteiferte. Ich konnte den Blick nicht wegwenden von dieser ehrwürdigen Gestalt, diesem schönen Greisenantlitz, dessen edler Schnitt an die Brustbilder der antiken Meister gemahnte.

Ein Bekannter streifte in diesem Augenblicke an mir vorüber. „Gib mir Auskunft, Freund,“ sagte ich; „ein Wiedertäufer, ein Heiliger des Emmenthals hier in diesen profanen Räumen einer rauchigen Bierschenke, wo die Unterhaltung der lustigen Gäste auf alles Andere eher hinzielt, als auf erbauliche Betrachtungen?“

Der Gefragte schaute mit einiger Ueberraschung nach der Richtung hin, die meine Blicke ihm andeuteten, nnd entgegnete lächelnd: „Der dort ein Wiedertäufer! Da bist du in einem ganz bedeutenden Irrthum befangen, Freund; man kann einen ehrwürdigen weißen Bart tragen, ohne deßwegen zu den Auserwählten zu gehören. Siehst du denn nicht, daß der Mann auf seinem halbleinenen Rocke messingene Knöpfe trägt, wie die andern weltlichen Kinder des Landes? Ein Wiedertäufer würde vermeinen, mit solchem Luxus ein großes Stück seiner Vorrechte an den Himmel einzubüßen und trägt daher bloß Häftlein.“

Bei genauerem Hinsehen mußte ich mich überzeugen, daß mein Auskunftgeber Recht habe. Der seltsame Glaubensartikel der Sekte, welcher ich meinen Alten irriger Weise zugetheilt, war mir nicht unbekannt, und ich sah wirklich Knöpfe, so blank wie sie nur sein konnten, den Rock des räthselhaften Alten zieren.

„Du hast auch,“ fuhr mein Freund fort, „die Zither nicht bemerkt, die der Alte an seine Kniee gelehnt hat und so sorglich mit den Blicken hütet. „Warte nur, bis sein gewöhnlicher Spielgenosse, der Geiger-Chrigeli, kommt, dann wirst Du ein Zitherspiel hören, wie es Dir selten vorgekommen sein mag. Der Alte heißt der Zitherhans und trägt seinen schönen Namen nicht umsonst.“

„Ein Musikant also, ein Bierfiedler!“ sagte ich mit dem Ausdrucke der Enttäuschung.

„Nicht wie du es meinst,“ belehrte rasch der Gefragte. „Hans ist bloß Musiker um der edlen Kunst willen; er nimmt

dafür von Niemanden Geld. Den schnöden Mammon überläßt er immer seinem Spielgenossen, dem Geiger-Chrigeli, dessen Profession es ja ist, an Jahrmärkten und Tanzsonntagen den Leuten zum Drehen aufzuspielen. Apropos, was glaubst du — wie alt ist der Zitherspieler?"

Die unerwartete Frage veranlaßte mich zu einer neuen aufmerksamen Musterung der Persönlichkeit, von der die Rede war. „Wenn ich den schneeweißen Bart des Mannes in Anschlag bringe," entgegnete ich nach einigem Zögern, „so kann ich ihm allenfalls sechszig Jährchen zutheilen; sehe ich aber nur auf sein frisches Gesicht, auf seine kräftige, stramme Haltung, so gebe ich ihm höchstens fünfzig."

„Nun, das nenne ich einen gehörigen Fehlschuß thun!" sagte triumphirend mein Freund; „der Mann, der dir so jugendlich vorkommt, hat letzte Weihnachten seinen sechsundachtzigsten Geburtstag gefeiert, wie ich ganz bestimmt weiß."

Mein Erstaunen wollte sich eben in neuen Fragen Luft machen, als der Freund rasch meinen Arm ergriff und mit der Hand auf einen eben frisch eintretenden Gast hindeutete. „Das ist der Geiger-Chrigeli," flüsterte er mir zu; „jetzt wirst du das Zitherspiel des Hans bald zu hören bekommen."

„He, der Geiger-Chrigeli, der Geiger-Chrigeli!" tönte es von allen Seiten jubelnd aus dem wirren Knäuel der Sonntagsgäste heraus. „Chrigeli chum, es gilt dir!" und ein volles Dutzend von Händen hielten dem beliebten lustigen Spielmann die frisch gefüllten Gläser entgegen.

Der so froh Empfangene war ein kleines, flinkes Männchen von etwa vierzig Jahren. Sein blasses Gesicht mit den schalkhaft zwinkernden, wasserblauen Augen und dem schmallippigen, in den Winkeln aufwärts gezogenen Munde zeugte von unverwüstlichem Humor und dem allzeit schlagfertigen Witze, wie er Leuten seiner Profession häufig eigen ist. Mit der fahlen Blässe seiner Wangen kontrastirte gar seltsam die bläuliche Purpurfarbe seiner weit vorspringenden, hakenförmigen

Nase, die aus dem eintönigen Grau hervorzublühen schien, wie die Rose von Jericho aus dem gelben Wüstensande. „Ha,“ rief das lustige Männchen den Gästen entgegen, „wollt ihr eigentlich eine Ueberschwemmung in meinem Innern anrichten?“ Damit nahm er, statt nach einem der dargebotenen Gläser zu greifen, vorerst seine Geige aus einem schadhaften Lederfutterale, setzte an und ließ den Bogen lustig über die Saiten hinstreichen, dem Instrumente ein paar so komisch quiekende Töne entlockend und dabei so merkwürdige Grimassen schneidend, daß die ganze Gesellschaft in ein schallendes Gelächter ausbrach. Darauf überschaute er nochmals den Kreis der Gäste mit einem triumphirenden Blicke und versäumte dann nicht, mit ächter Geigergewandtheit nach all den Gläsern zu greifen, die ihm entgegengeboten wurden, um der Reihenfolge nach aus einem jeden einen rechtschaffenen Zug zu thun.

Der Zitherhans hatte der ganzen Scene anscheinend nicht die mindeste Aufmerksamkeit geschenkt, sondern derweil wie in tiefes Sinnen verloren stets auf seine Zither niedergeschaut. Der Geiger-Chrigeli hüpfte, sich geschickt und ohne beleidigende Püffe auszutheilen, durch das Gedränge windend, auf den Alten zu und schlug ihm sanft mit dem Fiedelbogen auf die Schulter. Zitherhans erhob langsam, ohne Ueberraschung noch Unwillen zu verrathen, den greisen Kopf und heftete das tiefblaue, klare Auge mit freundlichem Lächeln auf den Störer. „Wollen wir Einen zusammen wagen?“ fragte der Geiger-Chrigeli, seinen Bogen auf's Neue ansetzend und ein Präludium anschlagend, dessen schrille Töne ganz extra auf die soliden Nerven seines Auditoriums berechnet zu sein schienen.

Der alte Mann nickte zustimmend und griff ebenfalls nach seinem Instrument, dem er einige sanfte Akkorde entlockte, um die Stimmung mit der Geige des Dorfkünstlers zu vergleichen und nöthigen Falls den Einklang herzustellen.

Es war eine jener halb schwermüthigen, halb lustigen alten Volksmelodien, die das Herz gerade durch die in ihnen liegenden scheinbaren Widersprüche oft so mächtig ergreifen, welche die Beiden dann spielten, und gerade durch die so weit auseinander liegenden Charaktere der beiden Künstler gelangte die Eigenthümlichkeit des Volksliedes hier zu einem seltenen Ausdruck. Geiger-Chrigeli's alte Violine erging sich in kreischender, fast dämonischer Lustigkeit; in seinen gewaltsam eingeschobenen Trillern spuckte der Geist der Tanzböden, des mitternächtlichen Gelages, wenn es anfängt recht hoch herzugehen, die Wolken eines nahenden Ungewitters, das heißt einer tüchtigen Schlägerei, sich langsam zu sammeln anfangen und das harmlose Witzwort zum verwundenden Pfeile wird, der unter jubelndem Hohngelächter das Haupt des Gegners trifft. Und mit diesen schrillen Klängen übersprudelnden Lebensmuthes, bachantischer Lust und berauschten Zorns vermischten sich die sanften, schwermüthigen Akkorde der Zither zu einer wirklich ergreifenden Harmonie, welche in mir die seltsamste Stimmung erregte. Je länger der Zitherhans spielte, je weniger schien er dabei auf seinen Mitspielenden zu achten. Die Töne, die er den Saiten seines Instrumentes entlockte, schienen wie Perlen seinen Fingern zu entgleiten, ohne daß er selbst davon etwas wußte; sein schöner greiser Kopf hob sich mehr und mehr in die Höhe und der Blick schien sich in stiller, feuriger Andacht nach oben zu richten Das war nicht der Blick des heuchelnden Frömmlers, noch des schwärmerisch trostlosen Weltschmerzes; es war ein wirkliches gläubiges Hoffen, das aus diesen alten Augen in so rührendem Glanze strahlte.

Dem ist auch in der schönen Jugendzeit eine Rose aufgeblüht, die vielleicht ein Anderer pflückte, oder die dem Reife einer Frühlingsnacht erlag, sagte ich unwillkürlich zu mir selber. In diesem Blick liegt eine Lebensgeschichte. Die Rose ist verwelkt, aber ihr Duft, ihre Seele ist zum Himmel

entschwebt und leuchtet ihm jetzt als heller Stern ins alte Herz hinein, die dunkle Wirklichkeit mit seinen milden Strahlen verklärend. Ob ich wohl richtig gerathen?

Den Mann mußte ich näher kennen lernen. Als der Geiger-Chrigeli mit einem grell aufjauchzenden Strich das Spiel beendete und die Akkorde der Zither leise ausgetönt hatten, ging ich auf den alten Mann zu und sagte ihm einige freundlich belobende Worte über sein Spiel. „'S ist nur so zu meinem Hausgebrauch," entgegnete er, bescheiden das Lob ablehnend, aber sichtlich erfreut; „auch etwa meinen Hausgenossen daheim mag es hie und da einen langen Winterabend verkürzen helfen, sonst, außer mir selbst, wohl Niemanden große Freude machen. Für mich aber ist's das Leben und es will mir vorkommen, als könne ich mich nur bei dem Geklimper meiner alten Zither so recht an frühere Zeiten erinnern." Ich bat ihn um die Erlaubniß, sein Instrument probiren zu dürfen.

„Ach, Ihr spielt auch?" sagte er lebhaft, und horchte dann mit aufmerksamem Ohr den paar leichten Akkorden, die ich anschlug. „Ihr wohnt hier in der Nähe?" fragte er dann, sichtlich erregt. Ich bejahte dieß. „O, da müßt Ihr mich zuweilen besuchen!" rief er freudig, meine Hand ergreifend, „Ihr werdet mir damit eine große Freude machen. Bin ein alter Knabe und wohne ganz allein in meinem Kämmerlein; wir können da nach Herzenslust musiziren." Ich sagte lächelnd zu, indem ich bemerkte, ich wolle noch sein Schüler werden.

Zitherhans spielte noch ein paar Stücke mit. Doch blieb er nicht länger in der Schenke als bis zum Eintritt der Dunkelheit, die in dieser Jahreszeit — es war Winter — auch nicht lange auf sich warten ließ. Alles Zureden des immer lustiger gewordenen Geiger-Chrigeli und der übrigen Gäste half nichts; er packte sein Instrument zusammen, bot

mir die Hand zum Abschiede, mahnte mich nochmals, seiner Einladung eingedenk zu sein und trat den Heimweg an.

In der Wirklichkeit lag mir weniger an der Musik, als daran, die Geschichte dieses Mannes zu erfahren, der gleich beim ersten Anblicke durch seine äußere Erscheinung und durch sein ganzes Wesen meine Neugierde aufs Höchste gespannt hatte. Ich hielt natürlich später mein Versprechen; wenige Besuche reichten hin, das Vertrauen des alten Zitherspielers mir zu gewinnen, und gar manchen Abend saßen wir beisammen in dem saubern Küchenstübchen des stattlichen, einsam in einem flachen Wiesengrund an der rauschenden Emme gelegenen Bauernhauses, wo der alte, habliche Junggeselle sich eingemiethet und verkostgeldet hatte. Was er mir da berichtete von seinen so fern hinter ihm liegenden Jugendjahren, das soll den Stoff dieser Erzählung ausmachen.

Vor fünfundsechzig Jahren.

Ueber den grünen, waldbesäumten Höhenzügen des Emmenthals dämmerte die erste Helle eines klaren Junimorgens des Jahres 1797. Ueber dem wilden Flusse, dem das Thal seinen Namen verdankt, schwebten leichte Nebelgestalten, die jedoch bald hinter den hohen Erlengebüschen und mächtigen Weidenbäumen virschwanden, als droben auf den Höhen durch die Wipfel der dunkeln Tannen das Morgenlicht brach, und ihre Stämme bald in röthlichem Glanze dastanden. Der Fluß aber, der manchmal sich so wild geberdet, daß er schwere Massen von Geschiebe von den schroffen Abhängen der höhern Gebirge mit sich fortreißt und, lawinengleich sich thalwärts

stürzend, wie zum bloßen Spielzeug die Dämme wegreißt, als wollte er die schwachen Menschen verhöhnen, die vermeinten, mit ein paar elenden Pfählen seine wilde Kraft zu bändigen, rauschte so still und traulich murmelnd über sein kieselvolles, breites Bett dahin, als wollte er dem mächtigen Weidenbaume, der seine knorrigen Aeste, mit dem dichten Zweig- und Blätterwerk, über ihn hinstreckte, ein Schlummerlied singen, während er vielleicht doch schon den tückischen Gedanken hegte, den alten ehrwürdigen Gesellen bei nächster Gelegenheit wie einen Halm abzubrechen und ihn als Spazierstock mitzunehmen. Auf der Landstraße, die bald den launenhaften Windungen des Flusses folgte, bald auf eigene Faust einer kürzern Richtung zum gemeinsamen Ziele sich bediente, war bis jetzt alles still gewesen. Kein Fußgänger unterbrach mit munterem Pfeifen, kein Fuhrmann mit knallender Peitsche die Ruhe des Morgens; bloß in den hohen Dornhecken, welche den Weg einfaßten, und in den Obstbäumen, die wie Soldaten in regelmäßigen Reihen längs des Weges Spaliere bildeten, begann allmälig das Leben aus seinem Schlummer zu erwachen. Da war zuerst der flinke Kletterer, der Baumläufer, der, an die brüchige Rinde eines Birnbaumes hämmernd, seine Kameraden aus ihren Morgenträumen aufstörte. Dann erwachte der grünschillernde Staar, der im hohlen Stamme des Birnbaumes sich seine bequeme und sichere Sommerwohnung eingerichtet hatte. Langsam zog er das Köpfchen mit dem goldgelben Schnabel unter der Flügeldecke hervor, kraute sich ein wenig hinter den Oehrchen, um sich vollends munter zu machen, hüpfte dann langsam auf einen andern Zweig und machte flüchtig Toilette, indem er abwechselnd mit Schnabel und Krallen seine Federn auskämmte und dabei einen Ueberfluß von Sprachversuchen in die frische Morgenluft hinauswarf. Das weckte ohne Zweifel den Zorn des Buchfinken auf dem benachbarten Apfelbaume, denn der war gleich mit ein paar bogenförmigen

Sätzen bei der Hand und schmetterte wohl zwanzig Mal seine Weise dem plaudernden Matz entgegen, der darob hitzig wurde, noch viel schneller darauf los redete und ohne Zweifel an dem einfachen Gesange seines Nebenbuhlers allerlei auszusetzen hatte. Das ärgerte hinwieder die Spiegelmeise, die derweil auch die gelbe Brust mit den glänzend schwarzen Streifen auf's sorgfältigste geglättet hatte; sie spottete die beiden Händelsüchtigen mit höhnischem Gekicher so lange aus, bis auch der König der Sänger des Emmenthales, der bescheidene Heckensperling, der unten im Schwarzdornbusch ob der Idee eines neuen Liedchens bald den Morgen verträumt hätte, das graue Köpfchen zwischen den Zweigen hervorstreckte und mit den glänzend schwarzen Aeuglein zu erforschen suchte, was die Nachbarn da oben für einen Streit angehoben hätten. Na, wenn's weiter nichts ist, dachte er, so können auch wir uns ein wenig in die Unterhaltung mischen. Er begann nach einem kunstreichen Präludium die Melodie zu singen, von der er eben geträumt hatte, und die wundervollen Töne derselben machten für einen Augenblick die Andern verstummen; nur der Staarmatz spreizte sein Feierkleid und schwatzte so eifrig fort, als wollte er alle Anwesenden überzeugen, daß am Ende an dem Hagspätzchen nicht so viel sei, daß ihm eine gründliche Schule denn doch abgehe, und daß die Sperlinge vor zweitausend Jahren unstreitig viel besser gesungen hätten. Vielleicht hätte der unermüdliche Kritiker auch am Ende Recht behalten, wenn nur Jemand auf ihn hätte hören mögen; aber das war leider nicht der Fall; der Buchfink schmetterte fort und fort und Hagspätzchen sang so hell, daß am Ende gar die Amsel im tiefdunkeln Tannendickicht, droben im Walde, aufmerksam wurde und nun ihrerseits ihre langgezogenen Töne weithin zu Thal sandte. Damit hörte alle Kritik auf und war nur noch ein Jubiliren und Singen zum Lobe und Preise Gottes vom Wald, bis hinab zur Landstraße und von der Landstraße durch die Erlen-

und Weidengebüsche bis an den Fluß, so daß der Staar wider Willen mit in das allgemeine Konzert einstimmen mußte. Noch lange würde das so fortgegangen sein, wäre nicht der streitbare und spottsüchtige Nußhäher plötzlich mit seinen bunten Flügeln durch die Laubgänge des Birnbaums geschlüpft, um sich auf den eifrigen Staarmatz zu stürzen, worauf die allgemeine Harmonie eine bedenkliche Störung erlitt und die ganze lustige Sippschaft auseinanderflatterte.

Ueber den Wald hin und zwischen den hochstämmigen Tannen hindurch zuckten indeß, immer mächtiger und länger werdend, die Vorboten der nahenden Sonne den Abhang hinab und spielten bereits um die schwarzen Giebel der Häuser eines kleinen Dörfchens, die aus den Kronen der Obstbäume hervorschauten. Zu gleicher Zeit erhoben sich aus den Dächern der damals meist noch der Schornsteine ermangelnden Häuser hervorquellend, graue Rauchsäulen gerade in die Luft empor und schwebten dann, zu einer gemeinsamen Wolke sich sammelnd, im Glanze der ersten Sonnenstrahlen wie ein silberner Schleier über dem Orte. Dazwischen hinein klang's von scharfen Lauten hinter den Häusern hervor; das kam von dem Schärfen der Sensen, die für die bevorstehende Heuerndte in Bereitschaft gesetzt wurden.

Von der Landstraße hinauf führte zum Dörfchen ein ungefähr eine Viertelstunde langes Sträßchen, das nicht viel besser als ein gewöhnlicher, etwas breit getretener Fußpfad aussah, dabei aber in seinen vielfachen Krümmungen gar manchen schönen Ausblick in's Thal und auf den Fluß gewährte. Bei seiner Einmündung in's Dorf führte dieser Weg zwischen zwei ziemlich stattlichen, braunen Holzhäusern hindurch, die sich so genau gegenüberstanden wie zwei Schildwachen, die sich gegenseitig die Consigne abgegeben und dann Rechtsum gemacht haben; denn die Fronten der Häuser schauten nicht gegen die Straße, sondern waren von dieser ab und thalwärts gegen Süden gekehrt. Die Landleute lieben eben

die Sonne noch weit mehr als den Anblick Vorübergehender, und sie haben darin ganz recht. Das Haus rechts an der Straße bot einen besonders heimeligen und freundlichen Anblick; denn schaute es auch unter dem auf allen Seiten weit vorspringenden und hauptsächlich auf den Schutz gegen unfreundliche Witterung berechneten Dache beim ersten Anblick etwas düster hervor, fast wie ein sonnenbrauner ländlicher Großätti, der bei regnerischem Wetter im breitrandigen, uralten Filzhute wässern geht, so versöhnten doch die hellglänzenden Fensterscheiben sofort wieder mit diesem Eindrucke, und die zierlich geschichtete Scheiterbeige, die eben hoch genug, um die Fenster des Erdgeschosses zu erreichen und doch dem Licht den Eingang nicht zu versperren, der ganzen Vorderseite des Hauses entlang hinlief, die stattliche Katze, die, von dem neuerwachten Leben des Sommermorgens noch wenig berührt, auf dem Gesimse des Fensters neben dem prächtigen Nelkenstocke behaglich zusammengebogen schlief, trugen nicht wenig dazu bei, dem Ganzen jenen Typus der Sauberkeit und Behäbigkeit zu verleihen, der die Fremden in diesem Landestheile heute noch so wohlthuend anzusprechen pflegt. Die Sonne war mittlerweile so hoch gestiegen, daß ihre Strahlen schon unter dem vorspringenden Winkel des Daches hindurch in zuckenden Streiflichtern die Holzbeige, den Nelkenstock und den stattlichen Kater zu beleuchten vermochten. Der letztere mochte durch die Wärmeempfindung munter geworden sein; denn er stand langsam und bedächtig auf, hob den Rücken in die Höhe, bis er einen zierlichen Höcker in der Mitte beschrieb, und erhob sich dann auf den Hinterbeinen, als hätte er im Sinne, aufrecht wie ein Mensch zu gehen, in Wahrheit aber nur in der Absicht, die scharfen Krallen seiner Vorderfüße in den Fensterpfosten neben ihm einzuhacken und sich die vom langen Schlafe etwas steif gewordenen Glieder zurecht zu recken. Dieses wichtige Geschäft abgethan, setzte er sich gar zierlich nieder, blinzelte ein wenig die Sonne an

und wandte dann verstohlen sein Augenmerk den Schwalben zu, die unter den Dachsparren über ihm ihre Nester hingeklebt hatten und in ihrem Behagen über das herrliche Wetter ein schier ungebührlich lautes Wesen trieben. Das Beobachten der hübschen Thierchen und die freundlichen Pläne, denen der glänzend schwarze Geselle sich in Bezug auf dieselben hingeben mochte, hatten, wie es schien, all' sein Sinnen und Denken gefangen genommen; denn er merkte es gar nicht, daß der weiße Fenstervorhang neben ihm zurückgeschoben wurde, das Fenster selbst dann sich klirrend öffnete und ein Mädchengesicht, so rosig und frischwangig, wie der junge Tag, sich hinausbeugte, um an einer frisch aufgegangenen, feuerfarbenen Nelke zu riechen. Auch das hübsche, kaum achtzehn Lenze zählende Kind bemerkte den lauernden Burschen erst, als es sich an all' der Herrlichkeit, die da draußen funkelte, satt gesehen hatte. Sei es nun, daß das Mädchen hinter den begehrlichen Blicken, die der Kater fortwährend nach den Schwalben hinaufsandte, irgend welche verrätherische Absichten vermuthete, sei es bloß aus einer Anwandlung jugendlichen Muthwillens — der schwarze Bursche erhielt plötzlich von ihr einen so tüchtigen Klaps auf den dicken Kopf, daß er fürchterlich schneuzend, mit hoch gehobenem, gesträubten Schwanze und borstigem Rücken eine Strecke weit über die Holzbeige sprang und erst am äußersten Rande derselben sich plötzlich umwandte, um mit aufmerksamen Augen nach der Urheberin des unerwarteten Attentats sich umzuschauen. Diese mußte über das komische Gebahren des mürrischen Burschen so laut lachen, daß ihre Stimme hell wie ein Glöcklein in die stille Morgenluft hinaustönte. „Wart', Hans!" rief sie noch immer kichernd, aber mit drohend aufgehobenem Zeigefinger dem unschlüssig stehen gebliebenen zu, „ich will dich lehren den Schwalben aufzupassen, böser Kerl, der du bist!" Hans der Kater schien, als er in dem Mädchen die Tochter des Hauses erkannte, die ihn gewöhnlich zu füttern pflegte, allmälig wieder in eine

ruhigere Stimmung hineinkommen und sich die Strafpredigt nicht eben sehr zu Herzen nehmen zu wollen; doch mochte er dem Landfrieden noch nicht ganz trauen; denn als das Mädchen ihn nun wieder schmeichelnd zurückrief, besann er sich sichtlich eine gute Weile, ob es nicht gerathener wäre, der Lockung zu entrinnen. Am Ende aber kam er zögernd und vorsichtig wieder herangeschlichen, bei jedem Schritt anhaltend und stets die blinzelnden Augen auf die Hände der schönen Herrin geheftet, die bald darauf ihm den krummen Rücken wieder gerade streichelte.

Das helle Lachen der muthwilligen Dirne mußte indeß auch drüben im Nachbarhause Aufsehen erregt haben; denn auch dort wurde ein Fenster geöffnet, und es war ebenfalls eine jugendliche Mädchengestalt, die sich weit vorbeugend neugierig nach dem Schauplatze unserer Handlung hinüberschaute. Die neue Erscheinung war eine Brünette mit derbfrischem, sonnenverbranntem Gesichte und üppigen, fast ein wenig zu weit gespaltenen Lippen; kecke Lebenslust und schlagfertiger Witz sprühten aus ihren schwarzen Augen und ihre Stimme klang hell und voll, wie der Schlag eines Hämmerchens auf einer Metallplatte, als sie zu der Nachbarin herüberrief: „Mareili, hast Händel mit deiner Katze?" Die Angeredete stieß bei diesen Worten den jetzt schmeichelnd und schnurrend an ihrer Hand sich reibenden Hans auf die Seite und erwiderte lächelnd der nachbarlichen Freundin Morgengruß. Es mochte ihr auffallen, daß diese letztere an einem gewöhnlichen Wochentage im hellen Sonntagsschmucke prange, das heißt, das gelbe Schwefelhütchen mit einem frischen Strauße aufgesetzt, die blendend weißen Hemdärmel wie das sorgfältig gefältete Vorhemdchen sorglich zurechtgezupft, das Göller mit den schweren silbernen Ketten umgethan und ein frisches Fürtuch von selbstgesponnenem Zeuge vorgebunden hatte. Das war, nebst einem dunkeln Rocke von sogenanntem Oberländer-Tuche, in jener ehrenfesten Zeit die Staatstracht

der Emmenthaler=Schönen, und es ist, beiläufig bemerkt, Schade, daß sie es nicht heute noch ist.

„Warum denn heute so geputzt, Lene?“ fragte Mareili hinüber; „willst du etwa z'Dorf (auf Besuch)?“ Lene wollte eben antworten, fuhr aber zum großen Erstaunen der Fragerin mit dem Kopfe so plötzlich wieder zur niedrigen Fensteröffnung hinein, daß das Schwefelhütchen oben anstieß und der frische Strauß von wohlduftenden Geranienzweigen, Levkoyen und Nelken dadurch eine nicht unbedeutende Beschädigung erlitt. Das hinderte sie aber nicht, das Fenster rasch zuzumachen und den Vorhang eben so rasch vorzuziehen, aber dabei vorsichtig eine kleine Lücke zu lassen, durch welche sie, ohne selbst gar zu sehr den Blicken eines Vorübergehenden ausgesetzt zu sein, bequem beobachten konnte, was außen vorging. Das sonderbare Benehmen der Freundin sollte dem verblüfft drein schauenden Mareili bald klar werden; feste Männertritte ließen sich auf dem holperigen Wege vernehmen und ein junger stattlicher Mann, in der für unsere Zeit ziemlich kuriosen Tracht eines Grenadiers der hochmögenden Stadt und Republik Bern, schritt in stolzer, kriegerischer Haltung zwischen den beiden Häusern hindurch. Der blanke Lauf seines Gewehrs blitzte im Morgensonnenschein, der hohe Dreimaster wiegte sich stolz auf dem gepuderten, jugendlichen Haupte, und selbst der Zopf, die Zierde und der Stolz des achtzehnten Jahrhunderts, baumelte, leichte Wölkchen von Puder ausstreuend, mit dem ganzen Selbstbewußtsein des Verdienstes auf dem Rücken des Trägers herum. Im Uebrigen machten sich der dunkelblaue Rock mit den auf die Waden herabreichenden Schößen und den rothen breiten Aufschlägen, die gleichfarbige, bis an's Knie reichende Hose und die hohen Gamaschen des Mannes gar nicht übel, hoben vielmehr den ebenmäßigen Gliederbau desselben vortheilhaft hervor und gaben dem Jünglinge ein gar ernstes und würdiges Ansehen. Als der junge Kriegsmann neben dem Fenster der Lene vorbei

ging, rötheten sich die Wangen der Dirne lebhaft und sie zog schnell den Vorhang noch ein wenig mehr zusammen, obschon das durchaus nutzlos war, weil der Vorbeigehende gar nicht nach dem Fenster hinschaute, sondern nach der andern Seite hin, wo das Mareili und der Kater ihm sofort in die Augen fallen mußten. Hätte er nach der andern Seite hin geschaut, so hätte er auch die Lene bemerken müssen, denn der Vorhang wurde bald genug wieder auseinander geschoben; aber, wie gesagt, der Grenadier schaute rechts und bot einen gar freundlichen guten Morgen nach der Richtung hin, wo das Mareili unter dem Fenster stand und Hans der Kater auf der Holzbeige saß. Hans nahm von dem stattlichen Grenadier nicht mehr Notiz als wenn dieser ein Hühnerträger gewesen wäre; desto mehr aber das Mareili, dessen ohnehin schon rothe Wangen bis weit in die goldgelben, eben frisch gekämmten Haare hinein errötheten, als es kaum hörbar, mit niedergeschlagenen Augen, den männlichen Gruß des jungen Kriegers erwiderte. Der war ganz ernsthaft vorbeigegangen; doch mochte es ihn ein wenig sauer ankommen, seine steife Würde so weit zu behaupten, daß er sich nicht noch einmal nach der freundlichen Wohnung umgewandt hätte. Das Manöver war aber auf dem holperigen Wege und besonders in der übermäßig hohen und steifen Halsbinde ein gar schwieriges; er that darob einen leichten Fehltritt und konnte nur mittelst eines sehr wenig reglementsgemäßen Seitensprunges einen Fall vermeiden. Auch so machte der bisher taktmäßig, wie der Pendel einer Wälderuhr, bei jedem Schritte hin- und herschlenkernde Zopf jetzt einige auffallende Schwankungen auf den Schultern des mühsam nach dem Gleichgewicht ringenden Vaterlandsvertheidigers, und dieser Anblick wirkte so unwiderstehlich auf die muthwillige Lauscherin, daß sie bei aller Gewalt, die sie sich anthat, es nicht vermeiden konnte, ihrem Lachreiz den Lauf zu lassen. Dieses helltönende Lachen fand natürlich sofort ein Echo drüben im Nachbarhause, hatte aber dort schon mehr

einen ärgerlichen und schadenfrohen Klang. Jetzt war's an dem Kriegsmann, wie ein Mädchen zu erröthen und der beschämte, stolze Grenadier eilte im Doppelschritt bergabwärts, der Landstraße zu.

Mareili machte, vor sich selbst erröthend, das Fenster zu; es schämte sich ein wenig seines Benehmens. Obwohl zu jener Zeit die Begriffe des Schicklichen bei den Landleuten noch aus ziemlich hartem Holze gezimmert waren, so hatte das Mädchen doch ein dunkles Gefühl, daß es sich nicht ganz so benommen, wie es gesollt, und eine Regung des Mitleidens für den mißhandelten Vaterlandsvertheidiger, dem es für seinen freundlichen Gruß so übeln Dank gezollt, wollte sein junges Herz beschleichen. Es hatte übrigens nicht lange Zeit, dieser unangenehmen Empfindung nachzuhängen, denn kaum hatte es sich wieder in die Stube zurückgewendet, um das Geschirr für die Morgensuppe auf den Tisch zu stellen, als die Thüre aufgerissen wurde und Lene, die junge Nachbarin, in ihrem Sonntagsstaate hereinstürzte. „Was, du bist noch nicht einmal angezogen?" rief die braune Dirne der Gespielin zu. „Wirst doch am Ende nicht gar zu Hause bleiben wollen?" Mareili ließ statt aller Antwort einen Seufzer hören und stellte mit der Miene trauriger Ergebung die Teller auf dem Tische zurecht.

Lene schaute der Freundin mit dem Ausdrucke des Erstaunens in's veränderte Gesicht. „Ich wette, dein Aetti hat wieder einmal den wunderlichen Kauz, den Hartkopf gemacht und meint, weil er selbst nicht mehr jung ist, so solltest du und die ganze Welt es auch nicht sein und fein zu Hause bleiben, während Alles an die Musterung läuft, an der es dieses Jahr lustiger hergehen soll, als je."

Mareili nickte statt der Antwort gar trübselig mit dem Köpfchen und seine blauen Augen wurden feucht. „Nein, das ist denn doch beim Himmel nicht recht!" eiferte Lene. „Mein Alter hat just gestern Abend auch Umstände gemacht und ge-

meint, es sei nicht nöthig, daß so ein siebzehnjähriges Ding, das gar noch nicht wisse was Leben sei, die Nase überall zu vorderst haben müsse und was dergleichen dummes Zeug mehr ist. Dem haben wir aber den Kopf nicht übel zurecht gesetzt, die Mutter und ich. Die Mutter erinnerte ihn daran, daß sie erst sechszehn Jahre alt und er ein Schnaufer von noch nicht einmal siebzehn gewesen, als sie zum erstenmal an der „Musterig“ zusammen getanzt, und ich erklärte rund weg, ich werde nun einmal hingehen, wenn darob auch die ganze Welt sich auf den Kopf stellen sollte. Dabei blieb's, und wenn der Alte anch noch ein Weilchen von verderbter Welt und eigensinnigen Weibern brummte, so mußte er doch diesen Morgen expreß früher aus der Streue, damit wir rechtzeitig frühstücken könnten.“

„Ja, so dürfte ich dem Aetti nun einmal nicht begegnen,“ meinte Mareili kleinlaut, „das würde ein schönes Wetter absetzen! und die Mutter würde mir auch nicht helfen, sondern ganz auf der andern Seite stehen. Du weißt ja, daß sie dem Aetti in solchen Dingen immer Recht gibt, besonders seitdem sie hie und da in die Versammlungen der Wiedertäufer geht und der Prediger Zacharias bisweilen zu uns „z'Abesitz“ kommt.“

Lene machte ein geringschätziges Gesicht. „Ja, wenn es auf Den ankäme, dann würde bald keine Geige im Emmenthal mehr zu finden sein,“ sagte sie mit höhnischer Erbitterung. „Aber ich meinte,“ fuhr sie nach kurzem Besinnen lebhaft fort, als wär' ihr ein glücklicher Einfall durch den Kopf geflogen, „dein Alter sei den Wiedertäufern keineswegs ganz grün und sehe es namentlich nicht gern, wenn die Mutter Sonntags Morgens in die Predigt und Nachmittags stundenweit in die Versammlung der Täufer läuft.“

„Freilich,“ entgegnete Mareili leicht erröthend, „der Aetti meint immer, es sei an einer Predigt genug zum Seligwerden und mit dem Uebrigen werden doch nur die

Schuhe abgelaufen; aber was die Musterung anbelangt, so ist er auch der Meinung, man verlaufe die Zeit und vertanze die Schuhe. Drum nützt Alles nichts, und ich muß nun einmal zu Hause bleiben, wenn's mir auch das Herz abdrücken sollte."

„Das wollen wir am Ende doch noch sehen!" sagte die resolute Lene; wie wär's, wenn ich mit dem starrköpfigen Aetti selbst ein Wörtlein reden würde?" Mareili schüttelte den Kopf in einer Weise, die deutlich ausdrückte, daß es keinen sonderlichen Erfolg von einer derartigen Dazwischenkunft erwarte. „Der Aetti melkt eben jetzt und da ist er immer doppelt übler Laune." — „Na, fressen wird er mich nicht," sagte Lene entschlossen; „ich gehe hinaus und rede mit ihm." „Um Gotteswillen nicht!" rief Mareili verzagend der Davoneilenden nach; aber diese war schon vor der Thüre und auf dem Vorplatze neben dem Brunnen, wo ihr der eben mit dem Melken fertig gewordene Hausbesitzer, in jeder Hand eine Melchter mit frischer, schäumender Milch, begegnete.

Der Hirsmattpeterli, Mareili's Vater, war ein nicht sehr großer Mann von fünfzig bis sechszig Jahren, widerhaarigen, zähen Aussehens; die krausen, aschblonden, nur erst wenig mit Grau untermischten Haare quollen ihm verwahrlost und reichlich mit Heublumen gepudert, unter der alten Lederkappe hervor und seine Jacke, nebst den kurzen Stumphosen von grobem Zwillich deuteten ebenfalls nicht darauf hin, daß das Männlein mit dem wohl ursprünglich nicht unschönen, jetzt aber von zahlreichen Furchen durchzogenen Antlitz viel auf sein Aeußeres halte. „Guten Tag, Peterli," sagte die Lene, sich in ihrem Sonntagsstaat keck vor das Männlein mit dem strengen, griesgrämigen Antlitz hinpflanzend; „hätte dich etwas fragen mögen." Der Alte stellte langsam seine Milchgefäße auf den Boden und schaute die geputzte Nachbarin einen Augenblick forschend an; und länger er das Schwefelhütli, die silbernen Göllerketten

und die blanken Hemdärmel musterte, desto essigsaurer wurde seine Miene und desto krauser und gewitterhafter seine pergamentüberzogene Stirne. „Was gibt's?" fragte er kurz und barsch. „Das Mareili hat mir gesagt, du wollest ihm nicht erlauben, an die Musterung zu gehen, weil die Täufer das für eine Sünde halten," behauptete die kecke Dirne. Aus den grauen Augen des Alten schoß ein Zornblitz, von dem jedoch schwer zu entscheiden war, ob er der unberufenen Einmischung der muthwilligen Dirne oder der Erwähnung der Wiedertäufer gelte. „Und was geht das dich an?" würgte er endlich hervor. — „Was mich das angeht," entgegnete Lene, sich trotzig vor den mürrischen Alten hinstellend, „daß das Mareili meine Freundin ist, daß ich auch an die Musterung gehe und daß es eine wahre Schande ist, dem jungen Blut so gar keine Freude zu gönnen." — „Lene, du mußt nicht so mit dem Aetti reden," fiel hier die Stimme des derweil zaghaft herbeigeschlichenen Mareili dazwischen; „der Aetti hat das Recht zu befehlen, und wenn er nicht haben will, daß ich an die Musterung gehe, so will ich lieber zu Hause bleiben, als ihn zornig machen." Der Hirsmatt-Peterli war sicherlich im Begriff gewesen, der Lene einen Trumpf auszuspielen, der alle fernern Unterhandlungen abgebrochen haben würde; das demüthig ergebene Wort seines Kindes verhinderte jedoch noch rechtzeitig eine Explosion. Beide, die Lene und das Mareili, hatten zusammen den richtigen Ton getroffen, um ihn für den gemeinsamen Zweck günstig zu stimmen. Peterli war ein Charakter aus reinem Buchsbaummaser geschnitzt; das kecke Wort der Lene würde ihn bloß zur Grobheit und zu einem unwiderruflichen Abschlag gereizt haben; eben so wenig aber war er geneigt, sich je etwas abschmeicheln zu lassen, das mit seiner einmal vorgefaßten und festgekeilten Meinung im Widerspruche gestanden wäre. So aber wirkte der Gedanke, daß der ihm im Grunde verhaßte Wiedertäufer so sehr gegen die Belustigungen der

Jugend eifere und wohl die Ansichten seiner Frau über diesen Punkt bestimmt habe, wie ein ätzendes Salz auf seinen festgenagelten Entschluß, und die Ergebung, mit der Mareili sich seinem tyrannischen Machtgebot fügte, war ganz geeignet, die harte Schwarte, die sich um das Gemüth des Mannes gelagert, vollständig aufzuweichen. So schnell hätte er aber den harrenden und bangenden Mädchen diese Sinnesänderung keineswegs kundgegeben. Denn so ein Hirsmatt-Peterli, der jeden Kreuzer, den er ausgiebt, vorher noch ein paar Mal umzuwenden und wenigstens noch einmal wieder in den Sack zu stecken pflegt, kargt selbst mit den Freuden, die er spenden will, und behält die Spende noch so lange, als immer thunlich, bei sich. Ohne ein Wort zu sagen nahm er seine Melchtern wieder auf und wollte mit denselben weiter, bis zu der Bank neben der Küchenthüre, wo er die Milch auszurichten und Hansen, dem Kater, ein paar Kellen voll Schaum zu verabreichen pflegte. Peterli war nie barscher und gröber, als wenn er einen Entschluß verarbeitete, der Andern zum Vergnügen gereichen konnte; das bekam jetzt auch der arme Hans zu spüren, der, die Zeit des Melkens genau kennend, schon auf seinem Lauerposten stand und jetzt schmeichelnd und schnurrend an den Beinen seines gestrengen Herrn und Meisters herumstrich. „Magst nit warte, du Hungerlyder!“ grollte bissig das Männlein, und ein derber Tritt mit dem Holzschuh versetzte den schmeichelnden Höfling im Fluge ein paar Schritte weit seitwärts in die Pfütze vor dem Brunnen. „Hast's auch wie die Gexnasen, die Mädel, die auch schon in den Kinderstrümpfen dem Tanzen nachlaufen möchten!“

„O weh!“ flüsterte Lene dem Mareili zu, „da ist's aus und fertig!“ — Das Gesicht Mareili's aber war plötzlich ganz hell geworden und lächelte gar bedeutsam und frohlockend der Gespielin zu. Der Peterli filtrierte derweil ganz langsam und bedächtig seine Milch, theilte auch, als wenn nichts geschehen wäre, dem schüchtern wieder herbei-

schleichenden Hans seine Portion zu und wendete sich dann griesgrämigen Antlitzes wieder zu den harrenden Mädchen: „Mach jetzt, daß du in die Stube kommst, so können wir z'Morgen essen!" herrschte er seinem Kinde zu, ohne die junge Nachbarin scheinbar irgend einer Beachtung mehr zu würdigen, und trug dann die leeren Geschirre zum Reinigen an den nahen Brunnen. Lene hätte gute Lust gehabt, dem groben Bären noch irgend ein spitziges Wörtchen zu sagen, aber eine bittende Geberde Mareili's und die leise geflüsterten Worte: „Komm nur in einer Viertelstunde; es ist Alles gut," machten das resolute, verwöhnte Kind verstummen, und nur ein paar leise Wörtchen von „ungeschlacht" und dergleichen murmelnd, ging sie in's eigene Haus hinüber, um dort die fernere Entwickelung der Dinge abzuwarten. Mareili aber war noch selten so flink vom Vorplatz in die Küche geeilt und noch seltener hatte es sich so eifrig mit der Morgensuppe beschäftigt, wie heute.

Seine günstige Voraussetzung erwies sich als vollkommen gerechtfertigt. Als Lene nach einer halben Stunde wieder zurückkam, um sich vorläufig nach dem Stand der Dinge zu erkundigen, fand sie das Mareili strahlenden Antlitzes vor dem kleinen Spiegel, wie es eben ein frisches Sträußchen vor das blendend weiße Vorhemdchen steckte. Das Abwaschen des Geschirrs hatte die Magd übernommen, aber ein Wunder war's, wie so gar schnell das Mädchen mit seiner Toilette fertig geworden war.

Fröhlich plaudernd von all' den schönen Dingen, welche zwei Mädchen von achtzehn Jahren, die an eine Musterung gehen, sich träumen können, wanderten die Beiden bald durch den holperigen Weg gegen die Landstraße hinunter, den vor einem Stündchen auch der stattliche Grenadier gegangen war. Das Gespräch hatte aber ein Weilchen gestockt, denn das Mareili war plötzlich ganz schweigsam geworden, und dieses Schweigen hatte eine volle Minute lang angehalten. Als

Lene die Gespielin darob ganz erstaunt anschaute, bemerkte sie eine verlegene Röthe auf deren Gesichte. „Sage mir doch,“ begann das Mareili endlich mit stockender Stimme und die Augen zu Boden gesenkt, „weißt du, wer der Soldat war, der diesen Morgen vorbeiging?“

In den dunkeln Augen Lene's blitzte etwas auf, das zwischen Lustigkeit und Aerger seltsam die Mitte hielt. „Du meinst den stattlichen Burschen, der sich nach dir umsehen wollte und weil er den Kopf schier nicht drehen konnte, fast auf die Nase fiel?“ Mareili wurde noch röther und erwiderte kein Wörtchen. Der Lene aber war das Schweigen vor Allem zuwider und sie fuhr daher fort: „Ganz genau kann ich dir eigentlich nicht sagen, wer er ist. Er ist der einzige Sohn von dem neuen Lehnbauer. Die Leute haben den Hof da droben am Waldsaum erst vor einem halben Jahre gekauft. Der Vater soll früher im Waadtland Lehenmann gewesen sein und sich ein kleines Vermögen erhauset haben.“

Nun mußte selbst das sonst so stille Mareili laut auflachen. „So, du kennst die Leute nicht und weißt doch Alles so genau, als wärest du schon dem alten Lehnbauer Gotte gewesen,“ sagte es kichernd. Jetzt war's an der kecken Lehne, ein wenig roth zu werden; Mareili hatte indeß keine Gelegenheit seinen kleinen Triumph vollständig zu genießen; denn eben bogen sie um eine Ecke des Weges, und sahen aus ganz geringer Entfernung einen Mann daher kommen, der im Gehen laut mit sich selbst zu sprechen schien. Bald stand er still und verwarf die Arme, wie ein Pfarrer auf der Kanzel, bald schoß er plötzlich mit hastigen Schritten vorwärts, seinen langen Dornstock dabei wie eine Lanze gerade vor sich hinhaltend, als wollte er damit irgend einen unsichtbaren Gegner über den Haufen rennen. Mareili's schalkhaftes Lächeln verwandelte sich bei diesem Anblick in einen leisen Ausruf des Schreckens und unwillkürlich griff es nach dem Arme der Freundin. „Was hast du denn so zu erschrecken!“ fragte diese

in etwas ärgerlichem Tone. „Schau dort!“ entgegnete Mareili und seine Stimme klang dabei ungefähr wie die eines Schulkindes, das im Begriffe, hinter dem Rücken seiner Eltern ganz anderswohin als in die Schule zu gehen, dem Schulmonarchen selbst unversehens begegnet.

„Ah so,“ meinte Lene, das daherwandelnde seltsame Menschenkind flüchtigen Blickes musternd, „der lange Zacharias, der Prediger der Wiedertäufer. Der studirt jetzt gewiß eben an einer Predigt wider die sündlichen Lustbarkeiten dieser Welt und du kannst Gott danken, daß er nicht eine Viertelstunde früher gekommen ist, sonst hätte es für dich eine ganz andere Musik abgesetzt, als die auf dem Tanzboden.“

Während dieses kurzen Zwiegesprächs war der Gegenstand desselben ganz nahe an die Mädchen herangekommen und stand, finstern Blickes ihren sonntäglichen Staat musternd, vor ihnen still. Mareili verkroch sich förmlich hinter ihre Gefährtin, diese aber maß mit spöttischen Blicken die lange hagere Gestalt, mit dem bleichen, eingefallenen Antlitz, das, durch den breitrandigen, schwarzen Filzhut beschattet noch schmäler und hinfälliger erschien, und sagte lustig: „Du bist auf dem falschen Wege Zacharias; da hinunter geht's an die Musterung; alle Welt belustiget sich heute und du, frommer Mann, wirst doch wohl auch dabei sein wollen?“

Aus den grauen Augen des Mannes schienen einen Augenlick Blitze zu schießen; seine dünnen Lippen zuckten und bebten, wie von Krämpfen gepackt, und sein Stab hob sich unwillkürlich in die Höhe, als wollt' er mit dieser Bewegung das Strafgericht Gottes herunterbeschwören auf die frevle Dirne, deren kecke Augen ihm lachend entgegenfunkelten. Als ob er vor Hitze und Anstrengung nicht gleich zu Worten kommen könnte, riß der zornige Prediger die Häftlein seines langen Speckseitenrocks auseinander, um die, trotz des warmen Morgens sorglich eingenestelte, schmale Brust vom beengenden Drucke zu befreien, lüftete den breitrandigen Hut, um mit

dem Sacktuche die reichlich hervorquellenden Schweißtropfen von der hohen, nur von wenigen blonden Haaren umschatteten Stirne zu wischen, und erst als er das gethan, öffnete er, dicht vor die lebensfrohen Dirnen hintretend, den Mund zum Sprechen:

„So steht es geschrieben im Propheten Ezechiel," hob er an: „die bösen Buben verspotteten den Mann Gottes, bis die Bären aus dem Walde kamen und die losen Gesellen auffraßen. So wird es auch euch gehen; ihr verhärtet eure Herzen und rennet der bösen Sinnenlust nach, verspottet den Warner und merkt nicht die Nähe der Gefahr, bis sie euch unversehens, wie die bösen Buben, überrascht und verschlingt!" „Ach, die Bären, die auf den Musterplatz kommen dürften, die fürchten wir eben nicht sehr," spottete Lene, schalkhaft mit den Augen gegen das Mareili zurückblinzelnd, das sich immer ganz verschüchtert hinter ihrem Rücken hielt. Der Prediger hatte diese Geberde nur zu gut bemerkt; sein Gesicht wurde noch finsterer und drohender als vorhin und seine Blicke hefteten sich scharf, wie Dolchspitzen, auf die Tochter des Hirsmatt-Peterli, als er, mehr und mehr seine dünne Stimme erhebend, in seiner Strafpredigt fortfuhr: „Die Juden achteten nicht auf die Stimme der Propheten, bis Nebukadnezar über sie kam und Jerusalem zerstörte in seinem Grimm; sie verhärteten ihren Sinn, als der Heiland selbst zu ihnen kam; sie verspotteten des Herrn Gebot, bis der heidnische Römer kam und die stolze Stadt in Asche legte, daß kein Stein vom Tempel auf dem andern blieb. Und so thut auch ihr, ihr Spötter und Hoffährtigen; ihr rennet der Schwelgerei und dem Tanze nach, in eurer Vermessenheit und bedenket das Ende nicht, das kommen wird mit Schrecken, und werdet dahinfahren in euern Sünden, wann der Feind über euch kommt, wie ein Dieb in der Nacht!"

Ueber das Gesicht der kecken Lene zuckte bei diesen Worten ein neues Wetterleuchten des Spottes. „Ja, ja, Zacharias," sagte sie mit heuchlerischer Demuth, „nach einer Musterung könnte so was wirklich einmal passiren; aber sei getrost; für diesen Abend werden wir die Fenster zumachen, daß er so leicht nicht hineinkommen kann, der Feind. Was aber das Tanzen anbelangt — —"

„Das Tanzen ist des Teufels Sabbatsbelustigung!" schrie der immer eifriger werdende Apostel, mit donnernder Stimme, „und führt geraden Wegs zur ewigen Verdammniß."

„Geraden Wegs!" entgegnete Lene scheinbar erstaunt! „das ist denn doch wohl unmöglich, denn soviel ich davon verstehe, geht's ja dabei immer im Kreis herum. Ich kann auch wahrhaftig nicht begreifen, Zacharias, warum du nicht mit uns kommen und einen Hopser wagen willst. In der Bibel steht gegen das Tanzen nichts; im Gegentheil, es heißt ja, daß der fromme König David nach Kräften tanzte, vor der Bundeslade her, und was zu Jerusalem erlaubt war, wird auch an unserer Musterung nicht verboten sein."

Bisher hatte der Prediger immer noch seine gebückte, demüthige Haltung bewahrt; bei diesem beißenden Spotte aber, der sich vermaß, ihn mit seinen eigenen Waffen zu schlagen, schnellte der noch ziemlich junge Mann plötzlich zu seiner ganzen Höhe empor und es war wirklich etwas Imponirendes in der Manier, mit welcher er die lange dürre Hand gegen die betroffen zurückweichende Lene ausstreckte und mit erhöhter Stimme rief: „Ihr werdet euer Ohr den Boten des Herrn verschließen, ihr Verblendeten, bis seine Langmuth erschöpft ist und er euch wie nutzloses Reis in die Gluth wirft. Seine Stimme ist an euch erklungen — ihr habt eure Herzen verstockt; seine Donner haben zu euch gesprochen — ihr habt nicht gehört: so sehet denn zu, wie ihr bestehen werdet vor seinem Zorne am Tage des Gerichts. Ihr laufet dem Schauspiele des Krieges nach; der Krieg wird kommen,

ehe ihr es denket, und wird niederworfen die Stolzen, die sich heute brüsten mit den sündhaften Waffen, und nicht bedenken, daß das Schwert dem Heiland ein Gräuel, und daß er zu dem hitzköpfigen Petrus gesprochen: Stecke dein Schwert in die Scheide; denn wer das Schwert gebraucht —"

„Soll durch das Schwert umkommen — wir wissen das noch von der Unterweisung her, Zacharias," fuhr Lene, die sich schnell wieder gefaßt hatte, dem frommen Eiferer in die Rede. „Nun, da wirst du sicher verschont bleiben, wenn auch der Feind kommt; denn du wirst ihm nichts zu Leide thun. Mir gefallen aber die besser, die einmal munter für uns dreinschlagen werden, gegen die Franzosen, wenn sie auch nicht soviel beten, wie die Täufer, die sich aus lauter Religion hinter die Zaunhecken verstecken werden, wenn's kracht."

Zacharias hatte trotz aller Sanftmuth wirklich Mühe, bei diesem neuen Ausfall der zungenfertigen Gegnerin seinen heiligen Grimm nach den Grundsätzen seiner friedlichen Sekte zu verarbeiten; doch hielt er insofern an sich, als er sich begnügen wollte, der Begleiterin der Uebermüthigen, die sich bis jetzt noch mit keinem Worte in den seltsamen Streit gemischt, noch einige eindringliche Warnungen gegen die vorhabende Wanderung auf dem breiten Wege des Verderbens zukommen zu lassen, die aber von Lene kurzweg dadurch unwirksam gemacht wurden, daß letztere das ganz konfus gewordene Mareili gewaltsam mit sich fortzog. „B'hüt Gott, Zacharias!" rief sie dem mit großen Augen ihr nachschauenden Prediger zurück; „wir haben unmöglich Zeit, jetzt eine Predigt anzuhören; das Tanzen ist laut dem Buch der Könige ein gottgefällig Werk und deßwegen möchten wir um keinen Preis den ersten Langaus versäumen."

Eine Weile noch blieb der Verhöhnte starr, wie eine Bildsäule, auf dem Platze stehen, den beiden flinken zierlichen Gestalten nachschauend, die, wie im Tanzen, zusammend en sonnigen Abhang hinunterhüpften. Es war indeß etwas ganz

Anderes, als der Kummer eines treuen Hirten über ein verirrtes Schaf, was dabei aus des Täufers grauen Augen leuchtete. „Nun, wir wollen ja sehen —" murrte er in sich hinein „und vor Allem jetzt hinauf, zu Mareili's Mutter!" Damit setzte er sich, mit dem langen Stocke und mit den langen Beinen weit ausgreifend, bergaufwärts wieder in Marsch.

„Der wäre nun abgefertigt!" meinte kichernd Lene, als die Mädchen nun rasch, als wollten sie die Versäumniß einholen, vorwärts eilten. Das Mareili aber machte ein ernstes Gesicht. „Ich weiß nicht, ob du gut gethan hast, den Mann so auszuspotten," sagte es nachdenklich; „nach Allem, was ich von den Täufern gehört habe, sind sie durchaus rechtliche und brave Leute, die in ihrem Glauben sich nur an die Bibel halten, und das ist ja am Ende doch das einzig Wahre."

„Wahr oder nicht wahr," lachte Lene leichthin; „wer das Tanzen verbietet, von keiner unschuldigen Erdenfreude etwas wissen will, der ist ein Narr, mag er so fromm sein wie er will. Sie befolgen die Bibel, aber sie verstehen am Ende nichts davon. Sie verweigern der Obrigkeit den Gehorsam und wollen keinen Militärdienst thun, weil geschrieben stehe: „Wer das Schwert gebraucht, der soll durch's Schwert umkommen." Da gäbe es ja am Ende keine Musterungen mehr, denn was wäre ein Soldat ohne Säbel? Und wenn es gar einmal den Franzosen einfiele, uns anzugreifen, da sollten wahrscheinlich unsere jungen Bursche die Hände in die Hosen stecken und hübsch zusehen, wie man uns Alle über den Haufen schießt und ausplündert?"

Mareili war im Grunde zu verständig, um gegen solche Argumente mit großem Eifer anzukämpfen; auch hatten die beiden Gespielinnen derweilen die Landstraße erreicht, die jetzt immer mehr mit einzelnen Truppen bewaffneter Männer und fröhlichen, plaudernden Gruppen von Landleuten sich bevölkerte, von denen jene auf Befehl der Obrigkeit, diese als neugierige Zuschauer dem Musterungsplatze zueilten. Die

Gedanken der beiden Mädchen wurden daher bald von der so eben gemachten Begegnung ab- und auf andere Dinge hingezogen, und die allzeit schlagfertige Lene hatte übergenug zu thun, all den heitern, mitunter etwas naturwüchsigen Witzen, die von Seite der übermüthigen männlichen Jugend wie Hagelschauer auf die beiden Mädchen geschleudert wurden, die gebührende Entgegnung zukommen zu lassen.

In einer schnell vorübergerauschten Stunde hatten die beiden Freundinnen den Ort erreicht, wo die Jahresmusterung der Milizen des Kreises abgehalten werden sollte. Noch verdeckte zwar ein grünes Tannengehölz den Schaulustigen den Manövrirplatz, aber zwischen den Bäumen hindurch erscholl gar lustig der Lärm der Trommel, untermischt mit den grellen Tönen der Pfeifen, und fände auch die Musik vielleicht heutzutage, wo man bei solchen Anlässen eine Opernouverture oder einen Straußischen Walzer erwartet, nur sehr wenig Anklang, so genügte sie doch vollkommen, Mareili's und Lenen's Füßchen in geschwinderem Takte durch den duftenden, grünen Wald dahineilen zu machen. Schon am andern Saume des Waldes gab es übrigens für die Beiden so viele wundervolle Sachen anzustaunen, daß sie darob fast den Hauptzweck ihres Ausfluges vergessen hätten. Da waren zuerst längs dem Graben, der sich am Saume des Waldes hinzog, um die Felder gegen das Ueberwuchern der Wurzeln der Waldbäume zu schützen, eine ganze Reihe von Marketenderhütten aufgebaut worden, in denen spekulative Wirthe auf die guten alten Berner-Batzen der Milizen, wie der Schaulustigen lauerten, und um diese Hütten und Zelte herum gruppirten sich in zahllosen Exemplaren die Verkäuferinnen von Wecken, Lebkuchen und gebackenen Herzchen mit herzbrechenden Sprüchen, letztere besonders darauf berechnet, der frisch aufkeimenden Liebe eines schüchternen, in Gefühlsausdrücken noch nicht hinlänglich bewanderten Dorfjünglings einen beredten Ausdruck zu geben. Das waren lauter Dinge,

die dem nimmer rastenden Zünglein Lenen's zu einer Fluth von drolligen Bemerkungen Veranlassung gaben.

Mareili betrachtete ein solches Bild und las das Verslein still und nachdenkend, Lene aber lachte in tollem Uebermuthe laut auf. „Sieht das nicht gerade aus, als wollte der fromme Zacharias irgend einer Gläubigen eine heulende Liebeserklärung machen?“ rief sie vor Lachen förmlich in einen krampfigen Husten verfallend, der ihr die hellen Thränen aus den Augen trieb. Mareili aber sah mit banger Schüchternheit, wie die Lustigkeit der Freundin die Aufmerksamkeit der Nächststehenden zu erregen begann, und zog die Widerstrebende gewaltsam am Arme weiter. Gleich nebenan war ein Kegelspiel zu sehen, das aus einem Brette bestand, auf welchem mit Leisten viele verschlungene Irrgänge angebracht waren; durch diese mußte die Kugel laufen, bevor sie die Kegel erreichen konnte. Da gab es denn lautes Halloh und Gelächter, wenn irgend ein ungeschickter Hans die Kugel vor lauter Eifer in die blaue Luft hinausschleuderte, statt sie durch das kunstreiche Labyrinth rollen zu lassen.

Doch das interessirte die Mädchen weniger als der Guckkasten, den ein struppiger Geselle, mit langem schwarzem Bart und hölzernem Beine aufgestellt hatte und zu dessen Besuch er mit lautem Geschrei und in kaum verständlichem Deutsch die schaulustige, von einem Genusse zum andern eilende Menge einlud. Unsere jungen Neugierigen ließen sich die paar Kreuzer nicht reuen, um in farbenreichen Darstellungen die Geschichte der heiligen Genoveva durch zwei Gucklöcher bewundern zu können; sie weinten die hellen Thränen, als sie die arme Gräfin mit ihrem Schmerzenreich in der Höhle frieren und sich an der Hirschkuh wärmen sahen, und freuten sich königlich, als am Schlusse die mißhandelte Tugend triumphirte und der böse Golo zum Lohne seiner Unthaten verdientermaßen geköpft wurde.

Jetzt aber war es Zeit, sich dem Hauptschauspiele des Tages zuzuwenden, denn eben zogen die zu musternden Truppen, in mehr oder weniger gut geordneten Reihen, unter Anführung ihrer respektiven Trüllmeister, mit Trommelschlag und Pfeifenklang auf den Exerzierplatz, wo jedes Contingent besonders aufgestellt und vorerst Appell gehalten wurde. Jetzt kam aber eine ganz andere, höhere Persönlichkeit mit gewichtigem Schritt einhergegangen — der Adjutant des Herrn Landmajors. Die Menge machte ehrfurchtsvoll Platz, als das kleine Männchen mit stolzen Hahnenschritten, den Zopf steif, wie ein Blitzableiter, im Nacken, auf die Reihen zuschritt und in gespreizter Haltung auf- und abgehend das Verlesen überwachte. Stattlicher schon sah der etwas später eintreffende Landmajor selbst aus, dessen wirklich imponirende, schöne Gestalt selbst der lächerliche Aufputz eines canoeartigen Dreimasters mit Zopfperrüke nicht ganz der angestammten Würde zu berauben vermochte. Dieser hielt sich aber während des Verlesens mit den Hauptleuten noch vornehm abseits und ließ sich bloß durch den von der Wichtigkeit des Moments sichtlich ergriffenen Adjutanten jeweilen Bericht erstatten, wie es um die Zahl der anwesenden und abwesenden Vaterlandsvertheidiger stehe, worauf er dann dem Eifrigen mit herablassender Freundlichkeit seine Weisungen ertheilte. Das Alles ging so ziemlich ohne Störung von Statten, bis der Adjutant die erschreckende Entdeckung machte, daß zwei oder drei Milizmänner eines Contingents, in sträflicher Vernachlässigung ihrer beschwornen Pflicht, es unterlassen hatten, ihre freilich etwas zu kurz geschornen Haare in den vorschriftsmäßigen Zopf zusammen zu binden und den unerläßlichen Puder einzustreuen. Offene Empörung und Meuterei hätte den Adjutanten, der als Unteroffizier früher in auswärtigen Diensten gestanden, nicht in solche Entrüstung versetzen können, wie dieses unverzeihliche Vergehen. Er sagte den Verbrechern kein Wort, starrte bloß wie ein Gespenst die drei zopflosen Nacken an,

machte dann mit allen Zeichen vollständiger Consternation rechtsumkehrt und eilte im Doublirschritt auf den Landmajor zu, der mit gespannter Aufmerksamkeit seinen getreuen Untergebenen in so übereiligem Tempo heranrücken sah. Der Adjutant hatte die Gruppe von Offizieren beinahe erreicht und war schon im Begriffe, noch in vollem Laufe die Hand respektvoll salutirend an den Dreimaster mit dem heftig hin- und herschwankenden, feuerrothen Federbusch zu legen. Unglücklicherweise Weise ließ er aber während dieses Manövers den an seiner Seite schlotternden langen Stoßdegen fahren, den er bisher sorglich mit der linken Hand festgehalten hatte. Das gefährliche Werkzeug machte zuerst ein paar freudige Sprünge in der Luft, gerieth dann zwischen die dünnen Beine des Männchens, das, natürlich das Gleichgewicht verlierend, erst wie eine aufgescheuchte Wachtel pfeilschnell einige Schritte weit noch gegen den unvermeidlichen Sturz ankämpfend, daherschoß, bis es gerade wie ein Prellschuß dicht vor den Augen der Herren Offiziere, mit der vorspringenden Nase voran, in den Boden einschlug. Natürlich begrüßte die herumstehende Menge mit schallendem Gelächter den Fall des Dienstbeflissenen und selbst der ernste Landmajor mußte den Kopf zur Seite wenden, als der Verunglückte sich mühsam vom Boden emporwickelte und mit purpurglühendem Gesichte unter dem Hohngelächter und Toben des schadenfrohen Publikums seine Meldung machte. Ohne Zweifel um einen lindernden Balsam auf die Wunde des Gefallenen zu legen, diktirte der Landmajor den zopflosen Milizen Jedem einen Arrest von vierundzwanzig Stunden bei Wasser und Brod, worauf der Adjutant, halb getröstet, aber doch in etwas gedemüthigter Haltung, zu den Truppen zurückmarschirte.

Der komische Zwischenfall war indeß bald vergessen, denn fort und fort flutheten neu ankommende Zuschauermassen auf den Exerzierplatz und beengten so sehr den für die Truppen bestimmten Raum, daß die Vordersten von den Nachdrängen-

den über die Schranken hinaus und in den Kreis der Militärs hineingestoßen wurden. Da setzte es dann manchen derben Rippenstoß ab für die Männer, und die Frauen und Mädchen hatten, besonders wenn sie hübsch waren, allen Grund hie und da laut aufzukreischen, wenn sie von den Soldaten für einen Moment zu Gefangenen gemacht wurden.

Die Truppen waren am Ende mühselig in die nöthigen Positionen gebracht worden und jetzt wurde gar feierlich Fahnenmarsch geschlagen. Eine Kutsche, mit sehr schönen Pferden bespannt, fuhr über das Feld daher. Der Herr Landmajor und die Hauptleute beeilten sich, derselben entgegen zu gehen und die dem roth angestrichenen Fuhrwerke Entsteigenden hochachtungsvoll zu begrüßen. Es waren gar wichtige Notabilitäten, diese neuen Ankömmlinge, der inspizirende Herr Oberst, der Herr Landvogt nebst Frau Gemahlin und der Herr Amtschreiber. Sie wurden vom Herrn Landmajor, mit dem Hut unter dem Arm zu den Truppen geführt, um diese eine Art von Revue passiren zu lassen.

Der Anblick der Milizen bot ein treues Bild der verderblichen Vernachlässigung des Wehrwesens, die zu jener Zeit im lieben Schweizerlande fast überall eingerissen war. Der langjährige Friede, dessen sich die Schweiz in der letzten Zeit erfreut hatte, hatte die Regierungen gleichgültig gemacht für die Ausbildung der vaterländischen Wehrkraft. Wer sich dem Militärstande widmen wollte, suchte außer Landes Ehre und Beute zu erwerben, und die besten Söhne Helvetiens bluteten auf fremden Schlachtfeldern für fremden Ruhm und fremde Interessen. Und gerade als sollte das Klägliche der ganzen heimischen Einrichtung noch mehr hervorgehoben werden, stand hie und da so ein strammer gedienter Geselle, der, des Reislaufens müde, in seine Heimat zurückgekehrt war, in seiner prunkenden Uniform wie eine schlanke Tanne unter knorrigen Hagebuchen, mitten unter den schlaff hingepflanzten, die Beine ellenweit von einander spreizenden und die buchs-

baumene Pfeife auch im Gliede nicht lassenden Burschen, deren vergnügte Gesichter so recht deutlich bewiesen, daß sie das ganze militärische Schauspiel für weiter nichts als einen bloßen Schnak ansahen.

Der ganzen Aufstellung entsprachen auch die darauffolgenden Manöver. Einige mühselige Flankenmärsche und Frontveränderungen wurden nach manchen mißlungenen Versuchen glücklich zu Stande gebracht; als aber die ganze Truppenmasse zum Schlusse vor dem Obersten und den hohen Herrschaften defiliren mußte, glich die Ordnung ungefähr derjenigen, die etwa in einer Heerde von Kühen beobachtet werden mag, wenn die guten Thiere im Frühling, dem engen Stalle entronnen, freudig der Alpe zueilen. Nichts desto weniger lächelten sowohl der inspizirende Herr Oberst als auch die übrigen Herrschaften anscheinend mit voller Befriedigung den Truppen zu; der erstere hielt zum Abschiede sogar eine die ausgezeichnete Haltung der Mannschaft belobende Rede und ermahnte dieselbe, sich jetzt den Rest des strapazenvollen Tages zu Spiel und Tanz zu Nutze zu machen. Hätte man freilich etwas aufmerksamer in die ernsten Augen des alten Herrn mit der kriegerisch stolzen Haltung geschaut, so würde man vielleicht etwas darin gelesen haben, das sehr wenig mit seinen belobenden Worten harmonirte; doch damals, wo man in den maßgebenden Kreisen den Sturm zu ahnen anfing, der bald darauf über das alte Bern hereinbrechen sollte, war es zu spät, das Versäumte nachzuholen, und gefährlich, das Volk mit einer Strenge, deren es in militärischer Beziehung längst entwöhnt war, aus seiner guten Laune herauszubringen.

Die Soldaten waren denn auch bald guter Dinge, begrüßten mit donnerndem Lebehoch die Rede des Obersten und gingen laut jauchzend auseinander, um sich theils in die Marketenderhütten, theils nach dem im Freien aufgeschlagenen Tanzplatze zu stürzen, wo die Geiger und Klarinetisten gar lustig aufspielten.

Der gestrenge Herr Oberst und der Herr Landvogt, nebst den Offizieren verschmähten es nicht, an der Lust des gemeinen Soldaten und des Landvolks Theil zu nehmen, während die alten Grognards, die heute so stolz in den Reihen gestanden, es vorzogen, in den Marketenderhütten ihr Quartier aufzuschlagen und von den Heldenthaten zu erzählen, die sie draußen in aller Herren Ländern, wo es nach ihrer Versicherung ganz anders hergehen sollte, als daheim in des Aettis Kälberweide, verrichtet haben wollten. Dazu strichen sie sich gar verächtlich die Knebelbärte, wenn sie die harmlosen Milizoffiziere so ganz gegen allen militärischen Comment sich unter das gemeine Volk mischen und wie lustige Küherbuben tanzen sahen. Die ältern Männer horchten gar andächtig zu, wie es da und dort so grausam hergegangen, daß neben dem Berichterstatter kaum noch ein Mann mit dem Leben davon gekommen, und zahlten den Kriegern, die wenigstens den althergebrachten Durst aus allen diesen Fährlichkeiten wieder mit in die Heimat gerettet hatten, auch wohl eine Halbe, während die Mütterchen vor Entsetzen hie und da einen Seufzer ausstießen und im Stillen Gott dankten, daß ihr Hans oder Benz eben nur „z'Musterig" und will's der Herr nie in den rechten Krieg zu ziehen brauche. Die Guten hatten aber keine Ahnung davon, daß schon nach wenigen Monden gar mancher der jetzt in vollem Lebensmuthe sich am Tanz Ergötzenden bei Neuenegg oder im Grauholze mit der rothen Rose auf der Brust in den Todesschlaf sinken werde.

Mareili und Lene waren nicht die letzten gewesen, die sich auf dem Tanzplatze eingefunden hatten. Trotz ihres schmucken Aussehens hatten sie aber ein Weilchen als müßige Zuschauerinnen figuriren müssen. Beide waren noch zu jung, um schon in weitern Kreisen bekannt zu sein, und ihr bloß aus wenigen Häusern und Höfen bestehendes Heimat-Dörfchen hatte bloß zwei Milizmänner an die Musterung geschickt, die obendrein beide verheirathet waren. Lene machte denn auch bald

ein ziemlich verdrießliches Gesicht und einen langen Hals, wenn wieder ein frischer Tänzer mit seiner Tänzerin in den Kreis trat. Mareili aber hörte ganz vergnüglich der Tanzmusik zu, beschaute neidlos den Kreis der wirbelnden Paare und wie da und dort ein überlustiger Bursche sein Mädchen mitten im Tanze hoch in die Luft schwang und dazu einen Jauchzer ausstieß, so laut und gellend, daß die zuschauende Frau Landvögtin, eine etwas nervenschwache Dame, sich vor Schreck die Ohren zuhalten mußte. Eben hatten die Musikanten nach kurzer Pause wieder mit einigen kräftigen Strichen zu einem neuen Langaus angesetzt, als ein stattlicher Grenadier mit den Abzeichen eines Wachtmeisters sich in den Kreis drängte und die blauen Augen glänzend über die Menge hinschweifen ließ. Lene trat unwillkürlich einen Schritt weiter vor, als wolle sie sich die hübsche Erscheinung etwas näher betrachten, und stieß dabei schnell das Mareili mit dem Ellenbogen an. Kaum aber hatte dieses Zeit aufzuschauen, da stand auch schon der schlanke Kriegsmann vor ihm und und bat in sehr manierlichen Worten um einen Tanz. Mareili brachte kein Wort der Erwiderung hervor, so überrascht war es; aber der junge Mann fühlte sich seiner Sache so sicher, daß er auch gar keines verlangte. Mit einem gewissen stolzen Anstande, der in diesem Kreise etwas Fremdartiges war, führte er das erglühende Kind in die Reihen und wirbelte bald mit ihm im wilden Tanze dahin. Das war ein Tanzen! Mareili fühlte sich mehr in der Luft als auf der Erde und merkte es kaum, als der Tanz zu Ende ging und die kreischenden Instrumente schwiegen. Jetzt erst sah es purpurerglühend, daß Aller Augen auf ihm und seinem Tänzer hafteten, und es hätte Vieles darum gegeben, wäre es nur wieder in dem dichten Kreis der zuschauenden Menge gestanden. Der Grenadier fand aber das nicht nöthig; er hielt seine schöne Beute gar fest in der nervigen Hand und an ein Entschlüpfen war gar nicht zu denken, wenn das verschämte

Mädchen auch alles Ernstes diesen Wunsch gehegt hätte. Es war damals und ist auch heut zu Tage im Emmenthal noch nicht überall Sitte, seine Tänzerin nach einem Tanze fein höflich nach ihrem Sitze zurückzuführen, sich hübsch zu bedanken und sich dann nicht weiter um sie zu bekümmern. Solche Feinheit ist nicht nach dem Geschmack der Burschen auf dem Lande; thut's Einer, so wird es ihm als lumpiger Geiz ausgelegt und für eine Dosis Spott und Hohn ist dann gesorgt. Will Einer seine einmal erbetene Schöne wieder los werden, so versucht er's doch wenigstens erst nach dem dritten oder vierten Tanze, führt sie nach jedem zu einem Glase Wein und weiß dann unter irgend einem Vorwande das Lokal für einige Zeit zu verlassen; mittlerweile erbarmt sich irgend ein gutmüthiger Kamerad der Verlassenen. In der Regel gilt so ein Engagement für den ganzen Tag und in Betracht altehrwürdiger Sitte hin und wieder noch etwas darüber hinaus.

Der Wachtmeister schien seine Stellung ganz in dem letztern Sinne aufzufassen, denn er zog das leise widerstrebende Mädchen fast gewaltsam mit sich hinaus durch den Kreis und nach der nahe gelegenen Marketenderhütte hin, wo bereits eine Schaar munterer Pärchen schäkernd und scherzend von den Anstrengungen des raschen Tanzes ausruhten und die trocken gewordenen Gaumen mit einem Glase kühlen Weines erfrischten. „Aber die Lene," flüsterte Mareili, immer noch schwache Anstrengungen machend, ihre Hand frei zu bekommen; „ich mag die Lene nicht allein lassen." „Ah, du hast eine Freundin bei dir?" sagte der Grenadier freundlich und beugte sich zu dem Mädchen herab, um ihm in's liebliche, von der Lust des Tanzes noch glänzende Antlitz zu schauen. Einen Augenblick wechselte er ein wenig die Farbe und ein kaum merklicher Schatten flog über seine Züge hin. Er hatte in diesem rosigen Gesichtchen, das jetzt so fromm das Auge senkte, ohne Zweifel die lose Dirne, die rücksichts-

lose Spötterin wieder erkannt, die heute Morgen, als er den Fehltritt gethan, ihm auf so verletzende Weise ihr silberhelles Lachen nachgeschickt. Das also war der Grund, warum das böse Kind ihm so ängstlich die Hand zu entziehen gesucht hatte; denn auch die Uebelthäterin hatte schon beim Auftreten den stolzen und doch so freundlichen Grenadier wieder erkannt, der so manierlich zu der Scheiterbeige hinaufgegrüßt. Der Grenadier fand indeß keinen hinreichenden Grund, längern Groll zu hegen und sagte zuvorkommend: „Deine Freundin nehmen wir mit, wenn sie ein Glas Wein von mir annehmen will.“ Dagegen ließ sich weiter nichts mehr sagen und die Beiden suchten Hand in Hand die Lene auf. Die machte nun ein ziemlich sauer=süßes Gesicht zu der Einladung und hätte gute Lust gehabt, dieselbe abzulehnen; aber das Mareili bat so freundlich und der Grenadier war so artig, und am Ende — wer konnte wissen, was noch geschehen werde. —

Es ist gar wundersam, wie das Spinnlein seine feinen Netze spinnt und webt; aber die Liebe ist noch eine viel feinere Spinnerin und Weberin. So fein die Fäden des Spinnleins immer sind, bleiben sie dem Auge des Beobachters doch sichtbar; aber die Fäden der Liebe sind Gedanken, die oft nur den Augen der in süßem Selbstvergessen sich gegenseitig Anschauenden entströmen, oder das verfängliche, schnell verrauschende Wort, das im nächsten Augenblicke oft schon vergessen ist und dennoch gar tiefe Empfindungen geweckt und zurückgelassen hat. Eine so feine Weberin hatte sich zwischen das vom wirbelnden Tanze noch halb berauschte Mareili und und den schmucken Grenadier gesetzt und webte so emsig an dem Zaubernetze, daß die Beiden darob nicht nur den Tanz, sondern die ganze schöne Welt vergessen hatten. Sie bemerkten es gar nicht, daß die Lene dabei ein wenig ärgerlich dreinsah, und diese mußte, als alle bösen Blicke nichts helfen wollten, wieder Zuflucht zu einem Stoße mit dem Ellenbogen nehmen, um die Leutchen aus ihrer Traumwelt hinaus in

die weit weniger schöne Wirklichkeit zurückzurufen. Der Nachmittag war dem Mareili zwischen Tanz und Geplauder vorübergeflogen wie ein lichter Sonnenstrahl, und als die Zeit des Aufbruchs kam, zu welchem Lene dringend mahnte, da erschrack es erst ob der späten Stunde und erinnerte sich, daß es Vater und Mutter ausdrücklich versprochen, es wolle vor Einbruch der Nacht wieder zu Hause sein. Mit dem war's nun freilich nichts; aber der Mond leuchtete so klar über den jetzt im hellen Lichterglanze funkelnden Marketenderhütten und den noch im vollen Jubel durcheinander wogenden Soldatengestalten, daß wohl eben keine Gefahr mit dem späten Nachhausegehen verbunden sein konnte. So hell aber auch der Mond glänzte, er schien doch nicht hell genug, um den Grenadier die tiefe Purpurgluth sehen zu lassen, die über das Gesicht des achtzehnjährigen Mädchens sich ergoß, als er ihm schmeichelnd die Frage in's Ohr raunte, ob er es nach Hause begleiten dürfe. Bald darauf wanderten zwei Paare traulich Arm in Arm erst durch den dunkeln Waldweg, wo Mareili ein wenig fröstelnd sich stärker an ihren stattlich und fest daherschreitenden Begleiter lehnte, und dann die im Mondlicht wie ein langer weißer Streifen dnrch die dunkeln Felder dahinschimmernde Landstraße entlang bis an den Fluß, der leise murmelte und rauschte, als wollte er dem Monde, der neugierig durch die Erlengebüsche hereinlauschte und wie ein gefallsüchtiges Mädchen, wo er nur konnte, sein rundes Gesicht in den kräuselnden Wellen spiegelte, eine recht heimliche neue Geschichte erzählen. Die Lene war mit ihrem Begleiter raschen Schrittes vorangegangen, aber sie mußte gar oft sich umwenden und das lässige hintere Paar zu größerer Eile mahnen, denn immer wollte es diesen vorkommen, als renne die Landstraße selber mit ihnen auf und davon, obschon sie ganz langsam daher wandelten und fast gar nichts redeten, aber sich ohne Zweifel bei dieser stummen Unterhaltung vortrefflich gefielen.

Und so ging das Stück Landstraße, das die Gesellschaft benutzen konnte, bevor sie in den Seitenweg in die Halte hinauf einbiegen mußte, zu Ende, als wäre es nicht eine gute Stunde, sondern nur ein paar Spannen lang gewesen; den Fußweg hinauf aber wären der Grenadier und Mareili noch viel langsamer gegangen, wäre die Lene mit ihrer lästigen Hast nicht gewesen. Die aber pressirte in Einem fort und wandte sich gleich zurück, wenn die beiden Nachkommenden an einer besonders steilen Stelle unter dem Vorwande, doch ein wenig Athem schöpfen zu müssen, stille stehen wollten. Die Lene war keine von Denen, die sich leicht ein Blendwerk vor die Augen machen lassen, und setzte das Stillestehen auf Rechnung ganz anderer Dinge, als der Athemlosigkeit. Es war so nicht zu vermeiden, daß man endlich das Dörfchen erreichen und bei den beiden elterlichen Häusern der Mädchen ankommen mußte.

Als Mareili jetzt das Haus mit dem dunkeln vorspringenden Dache vor sich sah, da überkam es eine noch viel dunklere Angst vor dem Eintreten und vor dem gestrengen Vater, dem es das Versprechen, noch bei Tage nach Hause zu kommen, so schlecht gehalten hatte. Der Grenadier flüsterte tröstende Worte, aber Mareili hätte gar zu gerne die kecke Lene mit sich gehabt, um ihm den ersten Lärm drinnen aushalten zu helfen; Lene hatte aber jetzt, wie der Geängstigten ein unbestimmtes Gefühl sagte, ganz andere Dinge zu thun und wanderte mit ihrem Begleiter, nach einem kurzen trockenen „Gute Nacht", ihrem eigenen Herde zu. „Die glückliche Lene!" seufzte Mareili, „die hat nicht zu befürchten, daß man sie ausschelte." Der Grenadier, der nicht recht wußte, wie er sich in diesem kritischen Falle zu benehmen habe, erbot sich großmüthig, die Vermittlerrolle zu spielen, mit ins Haus zu gehen und alle Schuld und Sünde auf sich zu nehmen. Das aber lehnte das Mädchen mit großer Aengstlichkeit ab. „Um Gotteswillen nicht!" rief es. Der junge Kriegsmann

wußte unter diesen Umständen nichts Besseres zu thun, als das Mädchen seinem Schicksal entgegengehen zu lassen, so weh es ihm auch that. Doch mochte er nur sehr ungern auf so kurze Weise sich von dem reizenden Kinde verabschieden und von den leuchtenden, blauen Augen sich trennen, die ihm heute so tief in's junge Herz hineingeschaut, daß es jetzt noch unter der knappen Uniform hämmerte und pochte. Er erfaßte mit der einen Hand die des Mädchens, legte die andere schüchtern auf ihren goldumrahmten Scheitel und flüsterte die Frage: ob er denn nicht noch ein wenig zu Abendsitz kommen dürfe. Mareili's Händchen zuckte heftig in der seinigen, aber er hielt fest, als gälte es ein Kleinod zu verlieren. Es konnte also nicht anders seiner Haft entrinnen als indem es die Worte zurückflüsterte: „Wir wollen sehen.“ Da ließ er das gefangene Händchen los und das Mädchen schlüpfte bangen Herzens in's Haus, er aber vor das Haus neben die Scheiterbeige, auf der Hans der Kater im hellen Mondschein behaglich schlief, und bemühte sich zu erlauschen, was drinnen geschehe. Bald vernahm sein ängstlich lauschendes Ohr denn auch die rauhe Stimme des Alten, unter die sich die leisern Worte der Mutter mischten. Gar lange dauerte jedoch das Gewitter nicht und die Sache lief offenbar glimpflicher ab, als der Lauschende nur gehofft hatte; denn die Stimmen wurden nach und nach milder und bald war nichts mehr zu vernehmen als das ruhige Murmeln eines friedlichen, wenn auch sehr angelegentlich geführten Gespräches.

Dem stillen Lauscher da draußen war es ganz eigenthümlich zu Muthe. Unter der aufgemauerten Einfahrt neben dem Hause plauderte und plätscherte der Brunnen so traulich, als wollt' er ihm die Jugendgeschichte und die Spiele des schönen Kindes drinnen erzählen, deren Zeuge er gewesen, und die Stille um das ganze Gehöfte ward sonst nur unterbrochen, wenn eine von den Kühen im Stalle im Traume

mit dem Kopfe hin und her fuhr und die Kette, mit der sie an die Krippe gebunden war, zu rasseln anfing. Auch die Schwalben unter dem Dach schienen zu träumen und ließen zuweilen ein kaum vernehmbares Zwitschern hören. Bei allen diesen Lauten aber zuckte der junge Kriegsmann ahnungsvoll zusammen, denn immer vermeinte er, es sei das leise Knarren der vorsichtig geöffneten Hinterthüre des Hauses. Fast wäre ihm so das Warten auch gar zu lange geworden, als drinnen im Hause endlich ein Geräusch wie von hin und her gestoßenen Stühlen entstand; Thüren wurden gleich darauf geöffnet und wieder zugeschlagen und heller Lichtschimmer drang plötzlich aus der Hausthüre hervor, einen feurigen Streifen auf den Vorplatz, den Weg und das gegenüber liegende Haus werfend. Zugleich ward die Stimme des Hirsmatt-Peterli laut, der in leidlich freundlichem Tone sagte: „Gute Nacht denn, Zacharias, und komm bald wieder zu uns.“ Der Verabschiedete entgegnete in salbungsvollem Tone: „Gute Nacht, Hirsmatter, der Herr sei mit euch Allen und gebe, daß die Seele eueres Kindes nicht Schaden genommen habe ob dem gottlosen Treiben.“ Was der Hirsmatter auf diesen frommen Wunsch erwiderte, konnte der Grenadier, der sich vorsichtig hinter die Holzbeige versteckt hatte, nicht vernehmen, denn die Worte drangen bloß als unverständliches Gemurmel an sein Ohr. Dagegen sah er deutlich, wie der lange, hagere Prediger, einem Schatten gleich, durch den feurigen Lichtschein hinhuschte und dann, den Weg gegen die Landstraße hinab einschlagend, im Dunkel verschwand.

Der also war die Ursache gewesen, warum heute in diesem Hause, wo man, besonders im Hochsommer, sonst fast mit den Hühnern zur Ruhe zu gehen pflegte, so lange nicht Feierabend werden wollte. Ein Gefühl unbeschreiblichen Widerwillens gegen den Mann beschlich den verborgenen Lauscher; er mußte sich schier Gewalt anthun, die Lust niederzukämpfen, dem unbewußten Urheber seiner Ungeduld nachzugehen und ihm

für sein spätes Umherstreifen eine derbe landesübliche Lektion zu geben. Der Umstand, daß nach dem Fortgehen des Wiedertäufers die Stimmen in der Stube wieder lauter wurden und daß er gar ein gedämpftes Schluchzen zu vernehmen vermeinte, war auch keineswegs geeignet, in seiner ungeduldig pochenden Brust eine mildere Stimmung zu erwecken. Endlich aber wurde es doch still in dem Hause und wenige Minuten später flammte in dem Fenster des kleinen Stübchens neben der Küche der matte Schimmer eines Lämpchens auf. Noch mußte er sich fast eine Viertelstunde lang gedulden; dann wurde leise und vorsichtig der Riegel der Küchenthüre, den der Alte nach dem Abschiede des Predigers sorglich vorgeschoben hatte, zurückgestoßen, ein leises „Bst, bst" ertönte, und als der glückliche Lauscher herbeieilte, fühlte er seine Hand von einer nicht gar zu weichen, aber doch kleinen und rundlichen Hand mit leisem Drucke gefaßt und der Mondschimmer ließ ihn in ein glänzendes Auge sehen, das unter Thränen lächelnd in das seinige schaute.

Als die Thüre sich leise wieder hinter den beiden Glücklichen geschlossen hatte, tauchte hinter dem Zaune jenseits des Weges eine lange Gestalt wie ein Schatten aus dem thaufeuchten Grase empor. Einen Augenblick stand sie unbeweglich wie ein Steinbild, das Antlitz gegen das Haus gewendet. Jetzt zitterte der Lichtschimmer wieder aus dem Küchenfensterchen hervor und ein Streifen beleuchtete einen Augenblick grell das hagere, bleiche Antlitz des Predigers Zacharias. Rasch duckte er sich nieder, überkletterte gewandt den Zaun und schlich leise wie eine Schlange auf das Haus zu. Er erhob die Hand zum Schlage an die Thüre, ein Zittern schüttelte den hagern Körper; aber er besann sich eines Andern und verschwand bald im Dunkel der Nacht. —

Unter den Völkerschaften, welche sich durch zähes Festhalten am Bestehenden und besonders an der einmal gefaßten Ueberzeugung auszeichnen, nehmen die Emmenthaler in manchen

Beziehungen eine hervorragende Stelle ein. Künftigen Neuerungen zwar keineswegs unzugänglich und mit Beharrlichkeit auf dem betretenen Wege fortschreitend, sind sie doch zu allen Zeiten nur schwer zu überzeugen gewesen, daß das Neue besser als das Alte sei. Der Emmenthaler ist nüchtern, trocken und praktisch, seine Phantasie schweift nicht so leicht über das Zunächstliegende hinaus, und ein angeborner Bauernstolz läßt ihn gar selten daran glauben, daß das, was nicht seinem eigenen Kopfe entsprungen, auch irgend eine Berechtigung habe. So war es denn auch kein Wunder gewesen, daß seiner Zeit die Ideen der Reformation nur schwachen Anklang bei dieser Bevölkerung fanden. Wirklich hatte sie sich auch, nachdem die Reformation in der Hauptstadt Bern und bei der Regierung selbst zum Durchbruch gekommen, mit eiserner Beharrlichkeit der Einführung der neuen Lehre widersetzt und nicht wenige von deren Aposteln aus der Thalschaft vertrieben. Die Regierung, fest entschlossen, das Reformationswerk im ganzen damaligen Kanton durchzuführen, mußte zu Gewaltmaßregeln greifen, um ihrem Willen Nachachtung zu verschaffen. Die Emmenthaler gaben zwar nach, denn offene Empörung gegen die Obrigkeit hätte zu keinem gedeihlichen Ziele führen können und sagte auch ihrem bedächtigen Wesen nicht zu; aber sie sahen mit düsterem Ingrimm der Entfernung der Heiligenbilder zu und waren Jahre lang kaum zu bewegen, die Prediger der neuen Lehre anzuhören. So konnte es kaum fehlen, daß der gleichwohl im Volksgemüthe vorhandene religiöse Sinn auf eigenen, von ihm selbst gewählten Wegen seine Befriedigung suchte, und der Sekte der Wiedertäufer war damit die Bahn geebnet, welche sie sich im darauf folgenden Jahrhundert in so ausgedehntem Maße zu Nutze gemacht hat. Genau kann der Zeitpunkt nicht angegeben werden, seit welchem diese seltsame Sekte dort Bedeutung und Boden gewann. Möglicherweise waren es Ueberbleibsel der aus Deutschland nach dem unsinnigen Gebaren der

Glaubensbrüder und ihres Königs, Johann von Leyden, geflüchteten Wiedertäufer, die in dem stillen Thale Schutz fanden und ihre Lehre verbreiteten. Allerdings mochte diese Lehre dem Charakter des Emmenthalers sehr zusagen. Ihr Wesen besteht hauptsächlich darin, die Bibel als ein unabänderliches Gesetzbuch zu betrachten, an welchem auch nicht ein Jota geändert oder selbst nur gedeutet werden dürfe. Daher lautet einer ihrer strengsten Glaubenssätze, daß jeder Waffendienst sündlich und verwerflich sei. Da sie von dieser Ansicht auch laut Zeugniß gaben und allen obrigkeitlichen Befehlen zum Trotz jeden Militärdienst beharrlich verweigerten, so konnte es nicht fehlen, daß die neuen Heiligen mit den Behörden des Landes in verdrießliche Kollisionen geriethen. Die gnädigen Herren zu Bern verstanden in jenen Zeiten in puncto Ungehorsam keinen Spaß, aber ihre Strafen konnten die fanatischen Anhänger des Friedens nicht zum Nachgeben bringen, und selbst als die hohe Obrigkeit, ob dieser hartnäckigen Renitenz erbittert, blutigen Ernst machte und das Haupt der neuen Sekte, einen weißhaarigen Greis, Namens Haslebacher, zu Bern am Stalden hinrichten ließ, wurde es nicht besser. Man erreichte nichts, als daß eine Menge achtungswerther, fleißiger und wohlhabender Familien, die der Lehre der Täufer zugethan waren, Hab und Gut verkauften und nach dem damaligen Bisthum Basel auswanderten, wo sie, bei den Katholiken mehr Duldung als bei den Protestanten findend, auf den blauen Höhen des Jura sich ansiedelten, und ihre Nachkommen, noch heute in der Einfal der Väter fortlebend, jede Weltlust verschmähend, den zahlreichsten Theil der Gebirgsbevölkerung ausmachen. Das ehrwürdige Opfer einer einseitigen Weltanschauung aber wurde als Märtyrer verehrt und bei den Dagebliebenen wurzelte um so fester der Glaube an die Unfehlbarkeit der verfolgten Lehre. Die Obrigkeit sah am Ende ein, daß mit Gewaltmaßregeln gegen diesen frommen Wahn nichts auszurichten

sei, und in späterer Zeit wurden die Wiedertäufer in Folge des Wiener Vertrags sogar als berechtigte Sekte anerkannt und ausdrücklich vom persönlichen Militärdienste befreit. Doch geschah das letztere erst lange nach dem Zeitpunkte, in welchem der Anfang unserer Erzählung spielt, und der Verfasser will daher den geschichtlichen Ereignissen nicht weiter vorgreifen.

Der Prediger Zacharias war, wie der Leser schon bemerkt haben wird, einer der eifrigsten Anhänger der geschilderten und zu jener Zeit äußerst zahlreichen Sekte, die zwar von der Obrigkeit immer noch ungerne gesehen, aber wohl nur um gar zu üppiger Verbreitung vorzubeugen, auch hie und da, besonders wegen der fortwährenden Dienstverweigerung, verfolgt wurde. Schon des Zacharias Eltern und Großeltern hatten zu der Täufergemeinde gehört, und besonders war sein Vater, ein sonst wackerer und redlicher Mann, dem eigenthümlichen Glaubensbekenntniß mit Feuereifer zugethan gewesen. Auf einem einsamen Hofe wohnend, hatte er seine Mußestunden zu eifrigem Studium der Bibel und besonders der apokalyptischen Bücher verwendet, deren dunkle Sprache ihn gerade deßwegen um so mächtiger anzog, weil er von deren wahrem Sinn kaum eine entfernte Ahnung haben mochte. Die höchste Höhe, die ein Sterblicher erreichen konnte, war für den beschränkten alten Mann der Beruf eines Verbreiters der wahren Lehre, eines Propheten, der mit Posaunenstimme gegen die eitle Weltlust zu Felde zieht, und sein ganzes Leben war darauf gerichtet, aus seinem Zacharias einmal ein solches auserwähltes Werkzeug zu erziehen. Im Anfang hatte der von der Natur mit ziemlich hellem Kopfe und munterem Humor begabte Knabe zwar sehr wenig Anlagen zu einem solch Berufe an den Tag gelegt und hätte es vorgezogen, mit andern lustigen Buben seines Alters in Wald und Feld herumzustreifen und allerlei lose Streiche zu verüben, statt den strengen Vater Stunden weit zu den religiösen Versammlungen seiner Glaubensgenossen zu begleiten

und Nachmittags die Consequenzen des Gehörten im dumpfen Stübchen mit dem glaubenseifrigen Prediger zu erörtern; besonders das Letztere war lange Zeit die Qual seiner Jugend. Aber wie der fallende Tropfen den Stein aushöhlt, so gewannen die wunderlichen Anschauungsweisen des Vaters nach und nach Macht über die empfängliche Seele des aufgeweckten Knaben, dem eben keine andere geistige Speise vorgelegt wurde. Zuerst wären es die weiten Wanderungen über die Berge und durch die grünen Wälder, die ihn mit den Versammlungen der Gläubigen aussöhnten; sodann brachte er von solchen Wanderungen stets einen gesunden Appetit mit in die Versammlung, und bei der freigebigen Art und Weise, mit welchen die Glaubensgenossen, in deren Hause der Gottesdienst abgehalten wurde, gegen die bunte Menge der Anwesenden die Gastfreundschaft durch Auftragen von irdischer Speise übten, war es keineswegs zu verwundern, wenn Zacharias, der schon als Kind kein Kostverächter war, an dem frommen Treiben nach und nach Geschmack gewann. Ein zweiter Umstand war den Plänen des Vaters besonders förderlich, nämlich die Zuvorkommenheit, ja die an Vergötterung grenzende Achtung, mit welcher die Leute, die Gott mit einer hinreichend geläufigen Zunge begnadet hatte, um als Verkündiger des Heils auftreten zu können, von den Glaubensgenossen, besonders von der weiblichen Hälfte derselben, überall aufgenommen und behandelt wurden. Diese von dem aufmerksamen Knaben scharf beobachtete Thatsache, weckte nach und nach in ihm den ehrgeizigen Wunsch, einst auch Gegenstand so begeisterter Huldigungen zu werden, und von da an hatte der Alte durchaus keine Besorgniß für das Gelingen seiner Pläne mehr zu hegen. Zufrieden in dem Bewußtsein, der Welt einen neuen Apostel erzogen zu haben, legte er, als Zacharias bald dreißig Jahre alt geworden und schon lange die Glaubensgenossen mit seinen salbungsvollen Reden erquickt hatte, sein Haupt zur Ruhe, und Za-

charias wurde, da er der einzige Sprosse seiner Eltern, seine Mutter aber dem Vater längst vorangegangen war, nunmehr Eigenthümer eines artigen Bauerngutes.

Dem eifrigen Apostel der Wiedertäufer lag indeß die Verbreitung seiner Lehre zu sehr am Herzen und er hatte einen viel zu hohen Begriff von seiner Sendung, als daß er sich dazu hätte bequemen sollen, sein Feld selbst zu bebauen und die kostbare Zeit mit ländlichen Arbeiten zu vergeuden. Er verkaufte daher so bald wie möglich sein väterliches Erbe, legte den Erlös, trotz all seiner zur Schau getragenen Verachtung irdischer Glücksgüter, auf gute Zinsen und gutes Unterpfand an und miethete sich in einer Ortschaft ein, deren Lage seinen Zwecken bequemer war, als das einsame, von andern Ortschaften weit entfernte Gehöfte am stillen Waldesrande oben auf dem Berge. Erstlich brauchte er als Inhaber eines einzigen kleinen Stübchens keine größern Versammlungen der Gläubigen bei sich zu empfangen und selbstverständlich auch zu bewirthen, und zweitens befand er sich da mehr im Centrum seiner Gemeinde, wodurch sein Dienst natürlich wesentlich erleichtert wurde. Man sieht, es fehlte dem frommen Zacharias, trotz seiner einseitigen, wunderlichen Erziehung und seines Mangels an Bildung, keineswegs an praktischem Geschicke und an jener Schlauheit, die immer rechtzeitig darauf bedacht ist, neben dem himmlischen das irdische Wohl nicht zu vernachlässigen, sondern nach Kräften zu mehren. Es hinderte ihn das jedoch durchaus nicht, mit vieler Verachtung von den „Schätzen" zu reden, „die von den Motten zerfressen werden", und die Ansammlung soliderer Güter dringend seinen Zuhörern an's Herz zu legen. Wer den Mann deßwegen hätte einen Heuchler schelten wollen, würde ihm gleichwohl einigermaßen Unrecht gethan haben. Mit den gepredigten Ansichten war's ihm feuriger Ernst; er war mit der Sicherheit eines Märtyrers von der Richtigkeit und Unfehlbarkeit seiner Lehre überzeugt und arbeitete sich

mti dem Eifer aller unwissenden Fanatiker täglich fester in diese Ueberzeugung hinein. Dieser Eifer führte ihn so weit, daß er Andersdenkende nicht nur etwa bedauerte, sondern auch haßte. Es steckte in dem schmächtigen, hagern, harmlos aussehenden Gesellen ein Stück von einem Johann von Leyden oder einem Knipperdolling; doch war er viel zu klug oder auch zu furchtsam, diese seine innerste Denkweise irgendwie auf die Oberfläche treten zu lassen. Trotz der großen Anzahl ihrer Bekenner war die Sekte selbst im Emmenthal nie mächtig genug, als daß dieselben nicht hätten froh sein müssen, wenn man sie nur leidlich in Ruhe ließ, und das Schwert, das die Obrigkeit in Bern trug, war noch immer ein scharfes, wenn nicht gegen Außen, doch nach Innen.

Bis dahin hatte sich Zacharias in seiner Lebensweise recht wohl befunden; seine feurige, wenn auch rohe und in plumpen Bildern sich ergehende Beredtsamkeit hatte ihm einen bedeutenden Ruf erworben und nur selten hatte sich ein Concurrent so großer Erfolge, besonders bei den weiblichen Angehörigen der Sekte, zu erfreuen. Er wendete diesen Vortheil auch nicht nur etwa da an, wo sein Einfluß des Glaubens wegen schon ein gesicherter war; im Gegentheile entfaltete er da den höchsten Eifer, wo es galt, irgend eine schwache, alternde Frau für die Sekte zu gewinnen, und dabei war er weit entfernt, das Heil mit Vorliebe den Armen zu bringen, sondern richtete sein Hauptaugenmerk auf Diejenigen, deren Vermögensumstände es erlaubten, durch gastliche Aufnahme größerer Versammlungen ihren Dank für die Aufnahme in den seligmachenden Bund abzutragen. So war er denn auch in das Haus des Hirsmatters gekommen, dessen Frau durch fortwährende Kränklichkeit für schwärmerisch-religiöse Empfindungen empfänglich geworden war, und wenn der Saame, den er da auszüstreuen bemüht war, bei dem Hirsmatter auch auf sehr hartknolliges Erdreich fiel, so hatte er doch wenigstens bei der Frau, in demjenigen Zeitpunkt, wo wir zuerst

seine Bekanntschaft gemacht haben, sein Ziel fast vollständig erreicht.

Bald war es aber noch ein anderes Interesse, als die Erweckung einer alten Frau, das den schon mehr als zweiunddreißigjährigen Junggesellen zu fleißigem Besuche dieses Hauses anspornte. Dem beliebten Prediger hatte es bisher auch in den Kreisen, in denen er zunächst sich bewegte, nicht an vielseitigem zartem Entgegenkommen von Seite der jungen Töchter der Gemeinde gefehlt. Sei es nun aber, daß sein Herz noch nicht hinlänglich geläutert von allen Schlacken des Irdischen, an der allerdings ziemlich reizlosen Tracht der Glaubensgenossinnen ein Hinderniß fand sich süßen Empfindungen zu erschließen — sei es, daß gerade die große Auswahl ihn noch zu keinem Entschlusse hatte kommen lassen, — er war jeder ernsten Neigung bisher fremd geblieben. Nun trat ihm hier im Hause des Hirsmatters die siebzehnjährige Tochter entgegen, ausgestattet mit all dem naiven Reiz der kindlichen Unschuld, aber auch des heitern übersprudelnden Lebensmuthes, und das Herz des Predigers der Verachtung aller irdischen Schönheit gerieth in einen Zwiespalt, der alle seine Grundsätze über den Haufen zu werfen drohte. Seine Seele hatte bald keine Ruhe mehr; mitten in seinen begeistertsten Momenten, wo er den andachtsvollen Zuhörern die Herrlichkeit Zions in den buntesten Farben und Bildern schilderte, verwandelten sich die Cherubim und Seraphim, die seinem exaltirten Geiste vorschwebten, und deren Gewänder er in seiner Schilderung mit Gold und Edelsteinen übersäete, in ein niedliches Bauernkind, mit weißen Hemdärmeln und neckisch lachenden, blauen Augen. Was half's, daß er in seinem Eifer sich einredete, das zauberische Bild sei ein Blendwerk des Bösen, eigens hergerichtet um seiner Seele einen Fallstrick zu legen — das Blendwerk setzte fort und fort all sein Blut in Gährung, und ob dem Widerstand, den er dem vermeintlichen Bösen entgegenzusetzen versuchte, gewann dieser

nur um so mehr die Oberhand über ihn. Er mußte der süßen Empfindung sich hingeben, und als er es einmal gethan, that er es auch mit der ganzen Rückhaltlosigkeit, der glühenden Leidenschaft des Fanatikers, dessen durch keine Bildung gebändigter Geist um jeden Preis nach der Verwirklichung seiner Wünsche und Hoffnungen hinstrebt und Alles über Bord zu werfen entschlossen ist, was diesem Ziele sich entgegenstellt, wär's auch das eigene Selbst.

Die Begegnung der beiden jungen Mädchen auf ihrem Gange nach der Musteruug, dieser Gang selbst und der Hohn der zungenfertigen Begleiterin Mareili's waren wie glühende Pfeile in das Herz des armen Zacharias gedrungen. Wie wir ihn aber kennen gelernt haben, war er keineswegs der Mann, der, ob einer solchen Widerwärtigkeit haltlos in sich zusammenbrechend, in nutzlosem Jammer sein Ziel auch nur einen Augenblick aus den Augen verlieren konnte. Gleich von der Stelle weg, wo er das Bittere erfahren, war er zu den Eltern des Mädchens geeilt, und es fehlte wenig, so hätte seine von der Glut der Leidenschaft beseelte Beredtsamkeit es bei der ängstlichen Mutter durchgesetzt, daß das Mareili durch einen expressen Boten wieder zurückgerufen worden wäre. Nur an dem unerschütterlichen Phlegma des Vaters scheiterte der Plan, mit dem der aufgeregte Prediger in's Haus getreten war. Hirsmatt-Peterli setzte all den haarsträubenden Schilderungen von den Gefahren, denen sein Kind entgegengehe, stets die lakonische Antwort entgegen, er sei auch einmal jung gewesen, auch z'Musterig gegangen und deßwegen habe ihn der Böse doch nicht geholt. Im Uebrigen hatte er nichts dagegen, daß der innerlich trostlose Prediger seine Anwesenheit bis in den späten Abend hinein verlängerte. So gewann Zacharias wenigstens Zeit, das Feuer wegen des späten Nachhausekommens Mareili's gehörig anzuschüren, und hier fand er auch bei dem Alten, der ziemlich autokratische Ansichten über das Hauswesen hegte, eine hinreichende

Menge Zündstoff vor. Als Mareili dann nach langem Harren, das dem Prediger wahre Tantalusqualen bereitet hatte, endlich erschien und zagend in die Stube trat, war er der Erste, der Mareili's Fehler mit milden Worten entschuldigte und den losbrechenden Alten zu besänftigen suchte. Es war das erste Mal, daß das Mädchen ihn dafür in ihrem Dankgefühle mit aufrichtig gemeinter Freundlichkeit ansah. Neue Hoffnung im Herzen verabschiedete er sich darauf. Aber sein von Natur argwöhnisches Wesen und seine Vertrautheit mit den ländlichen Sitten bewogen ihn, vorsichtig überall herumzuspähen, bevor er das Dörfchen verließ, und sein durch häufige nächtliche Gänge geübtes und geschärftes Auge hatte ihn die dunkle Gestalt bemerken lassen, die sich an der Holzbeige hingedrückt hatte. Was er dann später erlauschte, jagte freilich einen Moment all sein Blut heiß wie geschmolzenes Blei nach seinem Herzen; einen Augenblick hatte er die Faust erhoben um Lärm zu machen und den unbekannten Nebenbuhler einer demüthigenden Scene, wo nicht gar Schlimmerem auszusetzen; aber schnell sagte ihm auch sein berechnender Verstand, daß er durch eine solche Handlung gerade die letzte Hoffnung auf einen endlichen Erfolg zerstören würde. Er ging also still von dannen, aber in seinem Innern brauste und wogte es wie Gewittersturm. —

Die jung aufknospende Liebe ist ein Frühlingskind, wäre sie auch in des Sommers heißer Gluth oder im Herbste unter fallenden Blättern oder gar im frostigen Eispalaste des Winters geboren; für sie grünt und mait Alles; die welkenden Blätter des Herbstes sind für sie nur Farbenglanz und Pracht, und die kristallenen Blumen an den Fenstern, die, von den Geistern der langen Dezembernächte gewoben, dem gewöhnlichen verständigen Menschen so unbehaglich vorkommen, glänzen in den süßen Träumen der Liebenden wie duftendes Edelweiß. So ging es auch dem jungen Grenadier und dem Mareili. Am Tage nach der Musterung und an

den folgenden aber war der Grenadier kein Grenadier mehr, sondern nur noch des Waldhofbauers einziger Sohn Hans, und nahm sich in seiner ländlich einfachen, aber saubern Tracht auch noch viel besser aus als mit dem steifen Zopf im Nacken und den hohen Gamaschen, welche Dinge eben zu seinem frischen, gelenkigen Wesen nicht recht passen wollten. Dem Mareili freilich war sein Sonntagsputz schon viel besser gestanden, aber auch seinem Alltagskleid gegenüber hätte der Gott der Liebe keineswegs nöthig gehabt blind zu sein, um es darin hübsch genug zu finden. Den beiden Herzen, die sich gefunden, flogen der Rest des Sommers und der freundliche Herbst so schnell vorüber, wie der Traum einer Frühlingsnacht. Wesentliche Hindernisse stellten sich ihrer Liebe nicht entgegen. Freilich wäre der Hirsmatt-Peterli unter Umständen ganz dazu angethan gewesen, dem Leser, der solche Dinge in Romanen gern sieht, zu Gefallen, die Rolle eines hartherzigen Vaters zu übernehmen. Dem stellten sich aber hier die Verhältnisse absolut entgegen. Peterli versäumte zwar durchaus nicht, ein paar Tage recht väterlich zu brummen, als er den Liebeshandel merkte und Hans der Kater hatte um jene Zeit viele Püffe auszuhalten; aber Peterli war gleichwohl in gewissen Dingen ein ungemein verständiger Mann, nach emmenthalischem Sinne wenigstens, und hatte sich beeilt, über die Bewohner des Waldhofes sehr umständliche Erkundigungen einzuziehen. Die Auskunft lautete ungefähr so, daß Peterli schloß, die gegenseitigen Vermögensverhältnisse seien ungefähr gleich und der Hans ein arbeitsamer Bursche, dem Alles recht flink aus der Hand gehe. Von da an brummte Peterli alle Tage leiser und ließ der Sache „in des Guggers Namen“, wie er sich ausdrückte, ihren Lauf. Der Prediger Zacharias suchte zwar fortwährend noch die Mutter für sich zu gewinnen, aber diese, ohnehin gewohnt, sich in wichtigen Fragen dem autokratischen Willen ihres Mannes unterzuordnen, fühlte sich zu schwach, gegen Mann

und Kind zugleich anzukämpfen; auch mochte sie noch so viel weltlichen Frauensinn beibehalten haben, um in schwachen Momenten den lebensfrischen, kräftigen Hans angenehmer zu finden als den spindeldürren Prediger, und so war denn auch sie am Ende mit der Liebe ihres Kindes einverstanden.

Freilich, als einmal bekannt wurde, daß der Hans vom Waldhof und das Mareili ein Paar werden sollten, da waren die Leute emsig bemüht, ganz andere Dinge, als bisher, über die beiden Familien in Umlauf zu bringen. Von Hans wußten besonders die jungen Bursche gar seltsame und bedenkliche Dinge aus frühern Zeiten zu berichten. Genaues zwar wußten sie nichts anzugeben, aber jedenfalls war er nicht werth, das Mareili zu bekommen. Am übelsten kam, wenn droben auf dem Waldhofe von der zukünftigen Schwiegertochter die Rede war, der Hirsmatt-Peterli selbst weg. Der war ein „wüster" Kerl, wie es einen wüstern nicht gebe, ein Geizhals, der sich selbst das laue Wasser nicht gönne, geschweige denn andern Leuten. Dem Mareili war zwar nicht viel anzuhaben, doch werde es nicht viel besser sein, als der Alte; jedenfalls sei es ein „Schlärpli", das keine Suppe kochen könne, und die Mutter liege beständig im Bett, natürlich weil sie aus Trägheit nicht arbeiten möge. So berichtete die Finken-Grit, eine alte Hausirerin, die da herum ihren Strich hatte. Für die Grit gab es keinen bessern Anlaß, ihre Waare schnell los und noch obendrein beschenkt zu werden, als wenn zwei Leutchen aus vermöglichen Häusern sich heirathen wollten; denn da brauchten alle Diejenigen, die den Bräutigam oder die Braut gerne für sich genommen hätten, die Dienste der Hausirerin, und wo die ihre Zunge brauchte, flog ein nur mittelmäßig gehärteter guter Ruf in Fetzen auseinander. Doch sagte sie das Böse nicht eben mit Vorliebe; wenn sie auf dem Waldhofe über den Hirsmatter und seine Familie schimpfte und, wenn sie bei der letztern ihren Zündschwamm und ihre Magentropfen feil bot, den Hans herun-

termachte, so kam es ihr keineswegs darauf an, irgend einen verkommenen Sohn eines Schuldenbauers in denjenigen Häusern, wo eine gewichtige Erbin zu holen war, als einen zukünftigen Crösus und als ein Muster aller Männertugenden darzustellen, oder umgekehrt irgend ein mannsüchtiges Mädchen, das schon ein paar Jährchen ohne Erfolg seine Netze auf allen Tanzplätzen ausgeworfen, als eine wahre „Kapital-Tochter" anzupreisen. Jedoch ließ Grit sich dieses wohlthätige Wirken billigermaßen auch etwas höher bezahlen als das Heruntermachen, das weit weniger Erfindungsgabe braucht und bei dem man, wie Grit selbst sagte, viel eher Glauben findet.

Bei Hans und Mareili schienen aber die Bemühungen der Grit und Derer, die der Hausirerin diese Bemühungen belohnten, auf kein fruchtbares Erdreich fallen zu wollen. Der Waldhofbauer, Hansens Vater, war ein verständiger Mann, der ein Stück Welt gesehen hatte und winkte gleich nach dem ersten Debüt der schlauen Hausirerin so deutlich ab, daß sie weislich einen zweiten Angriff unterließ. Der Hirsmatter aber schüttelte wohl anfänglich ein wenig den Kopf zu den verbreiteten Gerüchten und groben und feinen Anspielungen auf seinen zukünftigen Schwiegersohn; als ihm aber die Sachen denn doch zu dick vorkamen, fuhr er mit so grobem Geschütz gegen die Hausirerin vor, daß diese vor Schreck fast ihren Kram im Stiche gelassen und sich zum Fenster statt zur Thüre hinaus salvirt hätte. Für den Hans und das Mareili gab es nun schöne, sonnenhelle Tage, denn sie glaubten an einander, und wenn bei all dem wüsten, neidischen Gebaren der Leute Zweifel in den jungen Herzen auftauchen wollten, dann schauten sie nur einander recht lange in die Augen, und Beiden leuchtete so viel Liebe und Treue daraus hervor, daß die bösen Geister des Mißtrauens nicht Stand zu halten vermochten und eilig sich davon machten. Das ging so bis in den Spätherbst und Winter hinein.

Der Prediger Zacharias hatte vor der Hand die Zahl seiner Besuche bei der Frau des Hirsmatters, die fortwährend kränkelte, bedeutend eingeschränkt. Er schien, außer an der Kranken, kein besonderes Interesse mehr an der Familie zu nehmen und ging besonders den jungen Brautleuten aus dem Wege. Noch das Neujahrsfest wäre für die beiden Liebenden ein heiteres und glückliches gewesen, hätte nicht der Zustand der Mutter der jungen Braut sich um jene Zeit bedenklich verschlimmert und sich je länger je mehr als ein durchaus hoffnungsloser dargestellt. Bald nachher wurde aber der Hirsmatter von einem weitern schweren Unglück heimgesucht. Sein sämmtliches Vieh wurde plötzlich von einer Seuche ergriffen und mußte abgethan werden. Der Schlag traf den ohnehin sehr an seinen zeitlichen Gütern hängenden Mann um so empfindlicher, als seine stattlichen fünf Kühe den ganzen Stolz seines Herzens ausgemacht hatten. Für ihn waren die mit so großer Sorgfalt gehegten und gepflegten Thiere ein Theil seiner Familie, seines eigenen Selbst; dazu kam der sehr bedeutende ökonomische Verlust, der einen wesentlichen Theil des durch jahrelange Arbeit und an Geiz streifende Sparsamkeit erworbenen Vermögens betraf. Auf Hülfe in seiner Verlegenheit durfte er bei seinen Freunden und Nachbarn um so weniger zählen, als diese meist selbst von gleichem Mißgeschick heimgesucht waren. Das Alles beugte den sonst so zähen und schroffen Mann so sehr, daß er das Vertrauen in sich selbst verlor, wie ein Kind jammerte und immer nur fragte, womit er es denn eigentlich verdient habe, daß Gott ihn so hart strafe.

Alle diese Umstände machten den Aufenthalt im Hause des Hirsmatters so unbehaglich, daß selbst Hans, trotz seiner Liebe zu Mareili, selten mehr hinkam und meist früher wieder ging, als er sonst gewohnt war. Doch war es nicht dieser Umstand allein, der den jungen Mann in andere und zunächst männliche Gesellschaft trieb. Bis zu diesem Augenblicke

war von den bösen Gerüchten, die in den Städten über die allgemeine Lage des Vaterlandes im Umlauf waren, nur noch sehr wenig in die abgelegenen Bauerndörfchen gedrungen. Zeitungen kamen damals noch nicht dorthin; für das Dörflein und Umgebung war es die Finken-Grit, welche diesem „schon lange gefühlten Bedürfniß" abhelfen mußte. Die Regierungen jener Periode liebten es nicht, wenn das, was in ihren Zimmern als Staatsgeheimniß behandelt wurde, zu frühzeitig zur Kunde des beschränkten Unterthanenverstandes gelangte, und es war daher kein Wunder, daß diesem letztern keine Gelegenheit geboten wurde, über die herannahenden Ereignisse zu räsonniren, bevor diese selbst mit ihrem ganzen fürchterlichen Ernste vor der Thüre standen. Es war zu Anfang des Monats Februar 1798, daß die Finken-Grit an einem stürmischen Morgen mit ihrem Korbe auf dem Kopfe den Fußweg von der Landstraße hinauf in's Dörfchen humpelte. Die alte Frau hatte sich ein rothes Tuch um das struppige Haar gebunden und schien bei ihrem hastigen Gehen gar nicht zu beachten, daß der reichlich fallende Schnee über ihren rothen Kopfputz bereits eine dichte weiße Decke hingelegt hatte. Ihre sonst bleichen, gelblichen Wangen waren von der Anstrengung des Gehens geröthet, und sie schnaufte so stark, daß ihr Hauch bei der winterlichen Kälte förmliche kleine Dampfwölkchen bildete, als sie beim Hause des Hirsmatters ankam. Hier war das Mareili eben beschäftigt, den während der Nacht von dem stürmischen Winde auf die Laube neben dem Hause hergewehten Schnee wegzukehren, als die Alte lebhaft auf die Hausthüre zulenkte und unter das Dach getreten, zuerst den Korb auf die Bank stellte, und dann das rothe verschneite Tuch abschüttelte und, mit einem energischen Strampeln der Füße auch den an ihren Sohlen klebenden Schnee zu entfernen suchte. „Ja, ja," pustete sie dazwischen, indem sie das über ihre ungewohnte Einkehr erstaunte Kind mit unheilverkündenden Blicken maß, „hast

Recht, Mareili, daß du das Haus fein sauber hältst, denn es dürfte bald Besuch kommen.“ „Warum nicht gar,“ lachte das Mädchen, „das wäre mit just die rechte Zeit zum z'Dorf (auf Besuch) gehen! bei dem Wetter wird Jedermann froh sein, bei Hause bleiben zu können.“

Die Alte stäubte mit einigen Schlägen der flachen Hand die Flocken weg, die sich am Saum ihres Kleides festgenistet hatten, und sagte dann schier zornig: „Lache nur, du junges, unerfahrnes Gänslein; der Besuch, der kommen will, fragt weder nach gutem noch schlechtem Wetter; aber die Kuchen, die ihr reichen Bauern ihm backen könnt, wird er auch nicht verschmähen. Nun, meinetwegen! uns armen Leuten thuts nichts und den Reichen geschieht's Recht, wenn sie auch einmal schlimme Tage bekommen.“

Das Mareili war ein viel zu gutmüthiges Mädchen, als daß es sich über den Ton des Alten hätte ärgern können; es sagte bloß: „sei doch nur nicht immer so „räß“, Grit; komm ein wenig in die Stube und zum warmen Ofen; ich will gleich nachsehen, ob nicht noch ein Restlein Kaffe für dich übrig geblieben ist.“ Die Grit war nicht die Frau, die aus böser Laune je eine solche Einladung so leicht ausgeschlagen hätte; sie wechselte augenblicklich ihren keifenden Ton und sagte mit freundlichen Worten und vor Vergnügen glänzenden Augen recht viele schöne Sachen, wie das Mareili doch immer die Beste sei weit und breit und wie sie doch auf der ganzen Welt nirgends so gern einkehre von Oberburg bis zur Zollbrücke hinauf, wie eben im Hause des Hirsmatters. So was verfängt immer bei den Landbewohnern und Grit kannte ihre Opfer vortrefflich. Glauben sie auch nicht gerade unbedingt Alles, was ihnen von Weibern wie Grit vorgeschwatzt wird, so vermeinen sie wenigstens anderswo von ihnen ungehudelt zu bleiben oder wohl da und dort ein wenig gerühmt, statt heruntergemacht zu werden. Das ist aber ein schwerer Irrthum; Grits Taktik ging dahin,

Niemanden zu rühmen, der nicht anwesend war, es wären denn etwa Verwandte des Hauses, in welchem sie Einkehr genommen. Jetzt folgte sie schmunzelnd dem voranschreitenden Mareili in die Stube, wo bald eine Schüssel voll dampfenden Kaffee's sie zum Sitzen einlud. Grit war diesen Morgen schon ein tüchtiges Stück marschirt und sprach daher nicht nur dem heißen Getränke, sondern auch dem frisch gebackenen Brode kräftig zu. Dabei war es gar wunderlich anzusehen, wie sie bei dem behaglichen Gefühle, das ob dem willkommenen Frühstück in ihr erwachte und ihre etwas steif gewordenen Glieder durchwärmte, sich dennoch alle Mühe gab, ein unheilverkündendes Gesicht zu machen und geheimnißvoll zu thun. Es brannte sie offenbar, erzählen zu dürfen, aber das Mareili wollte ihr immer noch nicht den Gefallen thun zu fragen, was denn Wichtiges im Anzuge sei, sondern ermahnte immer nur zu fleißigem Zulangen. Wäre eben dieses Zulangen nicht gewesen, die Grit hätte vor Ungeduld mit ihren Neuigkeiten aus der Haut fahren mögen; aber gesagt hätte sie um's Sterben nichts, ohne daß sie vorher gefragt worden wäre. Es war, wenn sie wirklich etwas Besonderes wußte, gar zu schön, so recht den Leuten die Neugier aus dem Gesicht herauslesen zu können, dabei verschwiegen mit zusammengeklappten Knieen und bedauernd in die Höhe gezogenen Achseln und Augenbraunen da zu sitzen und sich an der Ungeduld der Erwartungsvollen zu weiden, bevor sie endlich unter allen möglichen Vorbehalten mit der neuen Mähr herausrückte. In solchen Momenten war Grit nicht mehr die herumziehende, verachtete Landstreicherin, sondern eine wichtige, ja sogar die wichtigste Person im Hause, und dieses Bewußtsein war der hellste Sonnenstrahl, den ihr das Leben senden konnte. Endlich aber merkte das Mareili etwas; die Erbsünde aller Töchter Eva's erwachte schnell und machte sich auch sofort in drängenden Fragen Luft. Der Verfasser hat aber ein viel besseres Herz als die Finken-Grit und will

seine Leser nicht so lange martern, wie jene das arme Mareili, sondern gleich die endliche Antwort der würdigen Hausirerin mittheilen. „Ja, ja," sagte die Grit etwas undeutlich, da sie eben noch an dem letzten Brocken arbeitete, — „ja, ja, 's ist schrecklich, Mareili, was ich in Burgdorf erfahren habe. Aber du mußt nichts sagen, nichts verrathen, denn die großen Herren lieben es nicht, wenn Unsereins eben so viel, oder wohl gar noch mehr weiß, als sie selbst. Die Hatschierer sind mir auch sonst aufsätzig; von dem Landvogt gar nicht zu reden, der mich erst letzten Hornung um zwanzig Batzen gebüßt hat, weil ich das Hausierpatent nicht zu rechter Zeit eingelöst haben sollte. War das nicht himmelschreiend, mit mir armen Frau so umzugehen, Mareili? Aber so sind die Großen und Reichen; wenn sie den Armen die Haut über die Ohren ziehen könnten, so würden sie es gewiß thun. Ich sage das nicht von euch, Mareili, von dir und deinen Leuten, denn du bist die Beste weit herum, und die Mutter auch, wenn sie nur wieder gesund wäre." „Aber warum hast du vorhin gesagt, wir werden bald Besuch bekommen?" unterbrach Mareili endlich ungeduldig den Redestrom der Alten. „Richtig, das ist's ja was ich sagen wollte, als du mir in die Rede fielst," fuhr Grit. „Mit dem Landvogt ist's eine böse Sache, der hat kein Herz für Unsereins und der Hatschier ist ein „wüster Hund"; wenn er am Ende erführe, daß ich es gewesen, die zuerst die Nachricht brachte, daß wir Krieg bekommen, so wäre er im Stande mich anzuzeigen, und das wäre nicht lustig für mich, jetzt in den Thurm zu sitzen bei dem strengen Winter, denn sie heizen dort so schlecht, daß keine Katze es aushalten möchte und dann —"

„Also Krieg, Krieg gibt es?" rief jetzt Mareili, das bisher ganz starr da gestanden hatte, mit bleichem Antlitz aus, „aber mit wem denn?" „Mit wem?" entgegnete Grit, wendete sich auf ihrer Bank herum und schaute die Fragerin ernst an, als wollte sie erst noch bedenken, ob sie auch trauen

dürfe; dann flüsterte sie gedehnt: „Mit wem? mit den Franzosen.“ „Herr des Himmels!“ rief Mareili an allen Gliedern zitternd, „da wird der Hans —“ das Mädchen brach trotz seiner Erregtheit mitten im Satze ab und ein glühendes Roth färbte seine erbleichten Wangen. Ueber das Gesicht der Alten zuckte es seltsam hin und ein ganz eigenthümlicher phosphoreszirender Glanz leuchtete einen Moment aus ihren Katzenaugen hervor. „Ja, ja,“ sagte sie mit heiserm Lachen, „da wird natürlich auch dein Hans dabei sein, denn der ist nicht umsonst Grenadier; das sind die Größten von Allen und müssen voran, wenn der blutige Tanz losgeht.“

„Aber was haben wir denn den Franzosen zu Leide gethan, daß sie so absolut Krieg mit uns haben wollen?“ fragte Mareili, dem die hellen Thränen in die Augen schossen.

„Wir beide, du und ich, gewiß nichts,“ meinte die Grit, „und die Franzosen werden doch so manierlich sein das einzusehen, wenn sie herkommen, und uns auch nichts thun.“

„Ja,“ meinte Mareili bedenklich, „aber die „Mannen,“ die sich gegen die Franzosen wehren müssen —“

„Denen wird's schlimm gehen,“ sagte die Grit mit finsterer Miene, „die meisten werden wohl daran glauben müssen, denn soviel ich gehört habe, glauben die Franzosen an keinen Gott mehr und haben alle den Teufel im Leibe.“

„Nun,“ meinte Mareili mit aufblitzenden Augen, „die Unsrigen sind am Ende auch noch Leute und werden den Franzosen wohl den Meister zeigen!“ — „Ja, wenn ihrer nicht so mörderisch viele wären,“ entgegnete die Hausirerin; „aber da wird wohl Alles nicht viel helfen.“ Sie hatte das aber kaum gesprochen, als sie, offenbar fürchtend etwas Gefährliches gesagt zu haben, das Gespräch kurz mit dem Beifügen abbrach, daß morgen, oder diesen Abend schon, die Postläufer mit den Aufgeboten kommen werden, die den ersten Auszug ins Feld rufen. Damit packte sie ihre Sachen wie-

der zusammen und setzte gestärkt ihren Marsch durchs Schneegestöber fort. Heute konnte es ihr nicht fehlen, überall gute Aufnahme zu finden, brachte sie doch eine Neuigkeit so groß, wie noch keine seit dreißig Jahren, und wenn's auch keine freudige, so war sie dennoch geeignet, ihr ein reichliches Mittagessen und hier und dort ein tüchtiges Vesperbrot einzubringen, das Grit in gesegneten Tagen zum dritten und vierten Male nicht verschmähte.

Was die Hausirerin ins Dorf gebracht, war die reine Wahrheit; drunten im Städtchen war man keineswegs so wenig unterrichtet über die ernste und bedrohliche Lage des Vaterlandes und sprach in den Wirthschaften herum jetzt schon gar manches gewichtige Wort. Obwohl die Behörden ihr fast ängstliches Schweigen noch immer beibehielten, war es längst ein offenes Geheimniß, daß der Augenblick des Einmarsches einer französischen Armee in die empörte Waadt nicht mehr ferne sei, und die aufmerksam überall hinhorchende, gleichwohl aber kaum von den Sprechern beachtete Finken-Grit hatte es richtig erlauscht, daß die bisher noch zögernde und mit nutzlosen Unterhandlungen sich abmühende Regierung sich endlich zum Entschluß eines Truppenaufgebots aufgerafft habe.

Die Nachricht, welche die Geschäftigkeit der Finkengrit in alle Häuser trug, zündete wie ein Blitz aus hellem Himmel in den Gemüthern der Landbewohner. Krieg! — vor dem Schreckenswort wurden zuerst alle Gesichter bleich; Alles rannte durch einander von einem Hause zum andern, Männer, Weiber und Kinder, bis einige Häuser leer, die anderen zum Zerspringen vollgedrängt waren, namentlich diejenigen, wo irgend ein Mann wohnte, dessen höherer Einsicht in solche Lebensfragen man ein besonderes Zutrauen zu schenken gewohnt war. So war es denn dießmal der Waldhof, nach welchem Alles in der Runde hinströmte, weil man wußte, daß der Besitzer früher im Waadtlande, also ganz in der Nähe

der Franzosen, gewohnt habe, so daß er am besten mußte Bescheid geben können, ob's denn wirklich ernst gemeint sei, mit dem Krieg. Dort saßen Vater und Mutter ernst zusammen am Ofen, und die finstere Miene des Erstern wie die Thränen, die aus den Augen der Letztern langsam in die vorgehaltene Schürze glitten, waren nicht eben geeignet, die hereinstürmenden Nachbarn in eine tröstlichere Stimmung zu versetzen. Die Frauen heulten laut bei diesem Anblick und die Männer schauten starren Auges vor sich hin. Jetzt kam Hans aus dem Obergaben herunter. Er trug den blauen, langschößigen Kriegsrock auf dem Arme, das Gewehr hielt er mit der rechten Hand und den dreieckigen Hut hatte er der Bequemlichkeit halber auf das Bajonnet gestülpt. Der schöne, junge Mann, auf den Aller Augen sich jetzt richteten und bei dessen Anblick die Mutter laut aufschluchzte, sah zwar auch etwas ernst, aber keineswegs ängstlich oder betrübt aus. Er legte seine kriegerische Ausrüstung gelassen auf den Tisch, packte seinen Habersack sorglich aus, und ein leises Lächeln verwischte auf einen Augenblick den Ernst, der sich auf seine männlichen Züge gelagert hatte, als er unter all' dem damals für nöthig erachteten Plunder auch den Haarzopf hervorzog, mit welchem er bei der letzten Musterung paradirt hatte. Er erinnerte sich der komischen Scene, wie das Mareili ihm beim Abschied diese Zierde des Kriegers in hellem Uebermuthe vom Nacken gerissen und in die Tasche des langen Rockschoßes gesteckt hatte. „Da, Mutter, kannst du den Schafschwanz wieder in Ordnung bringen, denn der gehört auch dazu, wenn wir die Franzosen ordonnanzmäßig ausklopfen sollen," sagte er heiter und schleuderte das wunderlich aussehende Ding der alten Frau in den Schooß, deren thränenvolles Auge mit dem Zeichen tiefsten Schmerzes auf ihrem Einzigen, dem Liebling ihrer Seele, haftete. Das heitere, selbstvertrauende Wesen des jungen Mannes ermangelte nicht, einen ermunternden Eindruck auf den männlichen Theil der

Anwesenden auszuüben. Besonders waren es die jüngern und selbst dienstpflichtigen Bursche, die sich plötzlich ihrer langen Gesichter zu schämen anfingen, und es wurde hie und da eine Stimme laut: mit den donners Französlein wolle man denn doch noch fertig werden; die sollen es denn noch erfahren, was es heiße, in die Schweiz hineinkommen, wo sie gar nichts zu thun hätten. Einmal so mit Zweien oder Dreien wolle er es schon aufnehmen, rief ein breitschultriger Bursche und schlug mit seinen Fäusten, so groß wie ein Maurerschlägel, so arg auf den Tisch, daß die auf demselben stehende Puderbüchse Hansens vor Entsetzen einen hohen Luftsprung machte. „Und wir Alten sind denn auch noch da, wenn's etwa fehlen wollte," meinte der Allmen-Uli, ein wie aus Hartholz geschnitzter, etwa sechszigjähriger Senne, der mit seinem Sennthum bei dem Waldhofbauer zu überwintern pflegte. Dabei streifte der Mann seine Hemdärmel zurück und ließ ein Paar bloßer Arme sehen, über welche die Sehnen wie darüber gespannte Stricke hinliefen. „Wenn ich so ein Französlein „„über den kurzen Letzen nehme"" (eigenthümliche Manier beim Schwingen den Gegner zu werfen), so fliegt es so hoch in die Luft, daß es bis zum nächsten Samstag nicht wieder zu Boden kommt." So waren das Bewußtsein der eigenen Kraft und der Emmenthaler Stolz erwacht. Man war darüber einig, daß es jedenfalls für die Franzosen sehr harte Tage und Schläge absetzen werde, wenn sie es wagen sollten zu kommen, und wenn die Jungen allein nicht ganz fertig werden möchten, so würden die Alten, d. h. der Landsturm, wohl „obenausschwingen" helfen. Pardon wollte man auf keinen Fall geben; die „Schwernöther" von Franzosen müßten einmal wissen, mit wem sie es zu thun gehabt hätten. Große Kenner der vaterländischen Geschichte gab es zwar unter den Anwesenden eben nicht, aber so viel wußte ein Jeder, daß die Vorväter mit den Schwaben einst ordentlich abgerechnet und die Burgunder nicht übel heimgeschickt hatten,

und so war selbst mit Inbegriff der Weiber bald keine Seele mehr in der Stube, die glaubte, es könne anders gehen, als man von Alters her gewohnt gewesen sei. Wer aber mit keinem Wort in den Jubel auf Rechnung der geschlagenen Franzosen einstimmte, war der alte Waldhofbauer; der verzog keine Miene zu all den Bravaden, widersprach jedoch der allgemeinen Meinung auch nicht, so daß man nicht recht wußte, woran man mit ihm war. Eben so schweigsam benahm sich Hans, obschon er kein so finsteres Gesicht machte, wie der Vater, sondern mit heiterer Stirne, leise ein Liedlein pfeifend, seine Steinschloßbüchse zu putzen anfing; die Mutter aber, gewohnt jeden Wunsch des einzigen Sohnes wie einen Befehl zu achten, band ruhig die gelockerten Bänder des Kriegszopfes zusammen. Da klopfte es derb an die Hausthüre. Alles fuhr zusammen, als wären die Franzosen schon da und die Mutter ließ erschreckt den Haarschmuck des Sohnes zu Boden fallen. Die Franzosen waren es nun freilich einstweilen noch nicht, aber dennoch eine ganz wichtige Person, der Postläufer nämlich, der das Aufgebot brachte. Diejenigen der jungen Bursche, welche vorhin am lautesten ihre schlimmen Absichten gegen die Franzosen kund gethan, wurden jetzt plötzlich wieder ernst und stille, und Einer nach dem Andern sagte mit etwas gepreßter Stimme, er müsse nach Hause, um seine Sachen ebenfalls zu rüsten, denn für die Meisten von ihnen hatte der Postläufer den Ruf in's Feld ebenfalls in der Tasche. Wer dablieb, bestürmte den Postläufer, dem die Waldhofbäurin, trotz seiner unwillkommenen Botschaft, sofort gastlich ein Glas Kirschwasser nebst Käse und Brod vorgesetzt hatte, mit Fragen über den Krieg und ob es denn wohl wirklich Ernst gelten werde. Der Postläufer war aber offenbar weit mehr aufgelegt, den aufgestellten Gaben Ehre anzuthun, als die Neugierde der Leute zu befriedigen; er zuckte bloß, mit beiden Backen kauend, die Achseln, machte ein geheimnißvolles Gesicht und behauptete nichts zu wissen. Wahrschein-

lich war das auch das Richtige; denn noch zu dieser Stunde hielt die Regierung es keineswegs für gerathen, das Landvolk mit der wahren Lage der Dinge bekannt zu machen, und wollte die Aufregung so lange verhindern, bis eben nichts mehr zu verhindern war. —

Es ist ein eigenthümliches Ding um das Gefühlsleben des Volkes und noch eigenthümlicher ist die Art und Weise, wie jenes Gefühl sich in gewissen Fällen verschiedenartig äußert. In der Stadt ist man bemüht, ein Liebesverhältniß zwischen jungen Leuten so bald als möglich an die große Glocke zu hängen, und ist dasselbe einmal so weit gediehen, daß nicht nur das Päärchen, sondern auch die beiderseitigen Eltern nebst den nächsten Verwandten einig sind, so wird die Kunst des Lithographen in Anspruch genommen, um aller Welt den wichtigen Entschluß zu verkünden. Auf dem Lande ist das ganz anders. Die jungen Leute thun, selbst wenn ihr süßes Geheimniß eine Sache geworden ist, von der die Schwalben auf allen Dächern zwitschern, immer außerordentlich geheim und „schämig". Ins Wirthshaus und zum Tanze gehen sie wohl mit einander; will aber — und das ist ein außerordentlich seltener Fall — der junge Mann seine Auserkorene zu irgend einer von der civilisirten Welt für schicklich gehaltenen Tagesstunde besuchen, so ist zehn gegen eins zu wetten, daß er sich nur auf sehr verstohlenen Wegen in's Haus schleichen und wie ein Vögelchen, das in's Nest im hohlen Baume schlüpfen will, sich sorgfältig vorher überall umsehen wird, ob's auch Jemand sehe, bevor er die Schwelle überschreitet. Das ist nun aber eine sehr unbequeme Sache, daher es die Liebhaber im Emmenthal und in vielen andern Thälern noch heutzutage vorziehen, ihren Schönen des Nachts, bei oder ohne Mondlicht und durch das Fenster, statt durch die Thüre, Besuche abzustatten. Es ist dieß mitunter mit Gefahr verbunden, da Balken und Dächer zu überklettern sind, wobei ein Ungeschickter leicht einen Fall thun kann.

Mildgesinnte Väter und Mütter, denen nicht eben daran gelegen ist, ihre Töchter im elterlichen Hause gar zu reif werden zu lassen, pflegen daher die kluge Anordnung zu treffen, dieselben im Küchenstübli unterzubringen, das im Erdgeschoße liegt und dessen Fenster meist gegen den Brunnen unter der sogenannten Einfahrt hinausschaut. Ein „heimeligeres" und bequemeres Plätzchen zu einem solchen Stelldichein kann gar nicht gefunden werden, und dem Manne, der die Küchenstübli erfunden, sollten die Liebenden ein Denkmal bauen; gewiß hat der Arme sich einst seine Braut unter dem Dache herablangen müssen und ob solchem Unternehmen vielleicht gar ernstlichen Schaden genommen. Unter eine solche Einfahrt, die einen großen Theil des Vorplatzes überragt, dringt selbst das Auge des neugierigsten Lauschers, des Mondes, nicht, und der Brunnen, der unermüdliche Schwätzer, übertönt mit seinem Gemurmel die Betheurungen der um Einlaß oder auch nur um freundliche Zwiesprache bittenden Bursche vor dem Fensterchen. Der Leser weiß bereits, daß selbst der rauhe Hirsmatt-Peterli, sei's durch Zufall oder aus gutem Willen, eine ähnliche Einrichtung für's Mareili getroffen hatte.

Es war am Abend des gleichen Tages, an welchem die Finken-Grit die schreckliche Nachricht des bevorstehenden Krieges gebracht hatte, als eine schattenhafte Gestalt durch das nächtliche Schneegestöber das schmale Gäßchen des Dörfleins herabschlich und, plötzlich vom Wege abbiegend, unter die Einfahrt des Hirsmatters schlüpfte. Der Leser hat gewiß schon errathen, daß es der Hans vom Waldhof war, der kam, um seinen Abschiedsbesuch des Herzens zu machen; den andern hatte er im Sinn erst am Morgen abzuthun. Das Klirren, das sein Klopfen an den Scheiben des Küchenfensterchens verursachte, war so leise und vorsichtig, daß trotz der nächtlichen Stille das Plätschern des Brunnens den Klang vollständig übertönte. Dießmal öffnete sich das Fensterchen so rasch, daß der Besucher fast darob erschrocken wäre; denn sonst hatte

sich die muthwillige Inhaberin des Stübchens nicht selten ein grausames Vergnügen daraus gemacht, den treuen Geliebten ein ganzes Viertelstündchen bitten und pochen zu lassen, bevor das Fenster seines Paradieses nur die leiseste Bewegung machte. Sei es nun, daß Mareili dieses Mal Rücksicht auf die unfreundliche Witterung nahm oder, was wahrscheinlicher ist, daß die Kunde von den gekommenen Aufgeboten dem Mädchen alle Lust zum Scherzen und Necken benommen hatte — der Besucher fand außergewöhnlich schnellen Einlaß; er hatte nur auf die Frage: „bist du's Hans?" zu versichern, daß er gewiß der Hans sei und kein Anderer, als sich auch das Fenster schon hinter dem Eingestiegenen wieder schloß. Mareili schob sorgfältig die Vorhänge vor und stellte das Licht auf den Tisch, den es hinten an den Ofen gerückt hatte. Es hatte offenbar den Besuch erwartet und führte ihn mit wehmüthigem Lächeln an das Plätzchen, auf welchem Beide schon gar manche liebe Stunde zusammen gesessen. Den armen Hans wollte selbst ein Gefühl bittern Wehes anwandeln, als er in dem einfachen, sauber wie ein Kirchlein gehaltenen Stübchen umherschaute und dann einen feuchten Blick auf das blühende Gesichtchen warf, das sich jetzt zutraulich an seine hochklopfende Brust gelehnt hatte. Der Blick aber hatte zur Folge, daß des Mädchens Augen sich sofort mit heißen Thränen füllten, die der gute, selbst tief ergriffene Bursche vergeblich zu trocknen sich bemühte. „O Hans, Hans!" schluchzte Mareili, plötzlich den Hals des Geliebten umstrickend, unter krampfhaftem Weinen, „ich kann dir nicht sagen wie schwer mir um's Herz ist. Du gehst in den Krieg und Gott weiß — wenn du nicht wiederkommen, wenn du fallen solltest — ich ertrüge es nicht, lieber selbst hundertmal sterben!" „Ei, mit dem Sterben hat es noch gute Weile," meinte Hans tröstend. „Alle werden wir doch wohl nicht erschossen werden, und wer weiß, ob's überhaupt noch zu so etwas kommt." — Du kannst mir lange sagen," erwiderte

das Mareili mit traurigem Kopfschütteln, „ich weiß, daß es kommen wird, wenn ich dir auch nicht sagen kann warum.“

„Nun,“ sagte Hans, nach irgend einem Mittel suchend, den übermäßigen Schmerz seines Mädchens zu lindern, in scherzendem Tone: „wenn wir einmal mit den Franzosen anbinden müssen, wenn wir einmal im Feuer stehen und der Landsturm ergeht, willst du da wohl mitziehen und uns zu Hülfe kommen?“ Das Mädchen sah den lächelnden Frager mit großen Augen an: „Aber werden denn die Weiber auch ziehen?“ fragte es verwundert. „Freilich,“ nickte Hans, „nicht nur die Frauen, sondern auch die Mädchen; wenn's gilt das Vaterland zu retten, so darf Niemand daheim bleiben, der einen Karst oder eine Heugabel tragen kann.“ Durch Mareili ging ein leiser Schauer, aber nur einige Augenblicke; dann wand es sich mit einer raschen Bewegung aus den Armen des Burschen los, stellte sich vor ihn hin und betrachtete eine Weile mit leuchtenden Augen sein schönes, vom Lampenschein freundlich beschienenes Gesicht. Die Wangen des Mädchens erglühten, bis zur Stirne hinauf und seine Stimme klang fast freudig, als es sagte: „Ja, Hans, wenn die Andern kommen, dann werde ich auch nicht zurückbleiben, und wenn's einmal gestorben sein muß, so will ich wenigstens am gleichen Ort und in der gleichen Stunde mit dir sterben.“ Wie schön war das einfache Kind in seiner edeln Aufwallung! so schön und so lieb sei's ihm doch noch nie vorgekommen, wie eben jetzt, dachte Hans, und wenn er es wegen der anrückenden Welschen jetzt verlassen müsse, so möchte er lieber gleich morgen, oder heute noch, ein paar von den verdammten Kerlen todtschlagen. Er hatte Mareili schnell wieder eingefangen und hielt es in seinen kräftigen Armen so fest, daß es fast aufschrie vor Schmerz.

So saßen sie noch lange beisammen und sagten sich immer Dasselbe, nämlich daß sie sich lieb hätten, unaussprechlich lieb, und es dauerte lange, bis sie dessen müde wurden, denn

je mehr sie es sagten, desto besser klang es ihnen. Das Lämpchen flackerte nur noch trübe, denn es kam den Liebenden gar nicht mehr in den Sinn es zu putzen, und der Brunnen draußen plätscherte und murmelte in einem fort, ohne daß sie mehr etwas davon hörten. Hans merkte gar nicht, daß Mareili's Köpfchen zuletzt ganz matt an seine Brust sich gelegt hatte. War doch sein eigenes Haupt darauf herabgesunken, also daß seine glühende Wange auf dem Scheitel mit den goldgelben Haaren ruhte. So lagen sie stille, Brust an Brust, während die alte Wälderuhr friedlich und unbekümmert forttickte. Erst als die vierte Stunde des Morgens nahe war, erwachte Hans aus diesem Schlummer und warf lächelnd einen erstaunten Blick auf das unberührt gebliebene jungfräuliche Bett und dann auf das schöne Wesen, das, noch immer an sein Herz gelehnt, ruhig fortschlummerte. Er drückte einen leisen Kuß auf die Stirne der holden Schläferin und lehnte sie dann sorglich gegen die Wand des Ofens. Sie fuhr wohl mit der Hand ein wenig auf, als wollte sie einen Fortgehenden zurückhalten, und murmelte ein paar unverständliche Worte dazu, aber sie erwachte nicht. Das war dem Hans recht, es wollte sich ohnehin schon eine Thräne den Weg über seine Wange herab bahnen. Er fing sie mit einer unwilligen Bewegung seiner Hand noch rechtzeitig ab und betrachtete zum letzten Mal das etwas blasser gewordene Gesicht seines Mädchens: „Behüte dich Gott, mein liebes Mareili," flüsterte er leise und berührte nochmals die träumerische Stirne des Mädchens; dann öffnete er vorsichtig das Fenster, schwang sich in's Freie und drückte eben so leise das Fenster wieder zu. Er hatte sich und Mareili den Schmerz eines langen Abschieds ersparen wollen.

Keine drei Stunden später hatte der diesen Morgen zum Kampfe ausrückende Vaterlandsvertheidiger auch den Schmerz des Abschiedes von seinen Eltern und den mächtigen Eierkuchen überwunden, den die Mutter ihm noch zum Frühstück

gebacken und reichlich mit ihren Thränen befeuchtet hatte. Es war hart hergegangen, beim Scheiden von der Mutter, welche die Hand des Sohnes nimmer loslassen wollte und ihn stets ermahnte, doch ja nicht zu sehr sich in Gefahr zu begeben; die Frauen waren nach langem Frieden eben keine Spartanerinnen mehr. Der Vater machte es kürzer: „Brauchst nicht zu meinen, daß du die Franzosen allein fressen wollest,“ sagte er zu dem scheidenden Sohne, als er ihm noch draußen neben dem Tennthor eine ziemlich schwere Rolle alter Bern-Neuthaler in die Hand drückte, „aber davonlaufen sollst du vor ihnen auch nicht, sondern deinen Mann stehen, wie es sich für einen braven Soldaten geziemt.“ Damit war der Abschied fertig. Der stattliche Grenadier schritt dem Dörfchen zu; er eilte, vor seinen gleichfalls heute abmarschirenden Kameraden dort anzukommen, um noch von den Eltern Mareili's und diesem selbst Abschied zu nehmen. Dieser machte sich kürzer, als er es sich gedacht; die Mutter hatte eben einen ihrer Anfälle von Athembeschwerden und das Sprechen vermehrte nur ihre Beängstigungen; der Vater aber, ohnehin ziemlich schweigsamer Natur, durch das über ihn ergangene Mißgeschick gebeugt und weniger umgänglich als je, entließ ihn ebenfalls auf ziemlich trockene Weise. Bloß aus den blauen Augen Mareili's lachte ihn, wenn auch von Thränen umschleiert, der ganze Himmel an. Zwar redete es jetzt wenig mehr, aber sein krampfhafter Händedruck sagte ihm mehr als alle Worte. Er mußte sich wirklich zusammennehmen, um nicht noch im letzten Momente schwach zu erscheinen; — als er aber hinaustrat auf die beschneite Straße, da war sein Gang stolz und männlich, wie der eines schlachtgewohnten Kriegers und Mareili, das ihm mit der Schürze vor dem Gesicht, durch's Fenster nachschaute, konnte sich eines Gefühls von Stolz auf den stattlichen Geliebten nicht erwehren. Vor die Thüre begleitet hatte es ihn nicht, weil von weiter oben noch verschiedene Bewaffnete herkamen, denen sich der Gre-

nadier-Wachtmeister anschloß. Viele derselben waren auch von den Vätern oder dem weinenden Mütterchen begleitet, das im Wartsacke Würste und Schinken nachtrug, mit denen es beim letzten Scheiden sorglich die Taschen des Sohnes zu spicken gedachte. „Der Hans ist doch der schönste von Allen," flüsterte Mareili sich selbst zu, und über diesem Gefühle waren seine Augen fast wieder trocken und hellglänzend geworden. Und doch — mit wie andern Gefühlen als am Tage der Musterung sah es ihn jetzt den Hohlweg hinunterschreiten und, als er im Begriff war um die Ecke zu biegen, noch einmal zurückschauen! Jetzt hätte der Zopf, der damals durch seine Capriolen seine Lachlust herausforderte, noch ganz andere Sprünge machen können, das silberhelle Kichern von damals hätte kaum den Weg über ihre Lippen gefunden.

Für Mareili kamen, nachdem Hans in den Krieg gezogen war, eine Reihe trüber Tage. Die Mutter war und blieb rettungslos krank; dem Vater kam zu seinem frühern Mißgeschick noch neues hinzu. Er hatte einen jüngern Bruder, der sich etwas Vermögen erheirathet hatte und dessen Frau nach ziemlich langjähriger Ehe kinderlos gestorben war. Dieser Bruder, mit dem der Hirsmatter bisher in leiblichem Vernehmen gelebt hatte, hatte ihm seiner Zeit den Ankauf seines Heimwesens durch ein fast sein ganzes Vermögen ausmachendes Darlehn um billigen Zins und ohne Bürgschaft ermöglicht. Jetzt war der alternde Wittwer plötzlich auf den Einfall gekommen, seine noch ziemlich junge Dienstmagd zu heirathen. Das hatte böses Blut gemacht beim Hirsmatter und seiner Familie, die auf diese Weise der wohlberechtigten Hoffnung auf eine keineswegs unbedeutende Erbschaft verlustig ging. Noch mehr aber erbitterte den Hirsmatter der Umstand, daß der Bruder unter dem Vorwande, nun selbst wieder ein Heimwesen kaufen zu wollen, das dargeliehene Kapital, auf dessen Stehenbleiben der Peterli so sicher gerechnet hatte, auf möglichst kurze Frist kündigte. Zwischen

den Brüdern war es darob zu harten Worten gekommen; der Bruder hatte einen nicht weniger harten Kopf als der Peterli selbst, und die Folge davon war, daß der erstere jetzt auf dem Wege Rechtens sein Kapital unnachsichtlich eintrieb. Das brachte den Peterli in schwere Bedrängniß; denn reich war er eben nie gewesen und was er besaß, hatte er durch seine Arbeit und Sparsamkeit erworben. Ein gutes Wort gegen den Bruder hätte wohl noch das Schlimmste abwenden können; das aber hätte der Peterli um keinen Preis über die Lippen gebracht; bevor er gar den Bruder aufgesucht und seine nur unwillkommene neue Schwägerin als Verwandte begrüßt hätte, hätte er sich nicht nur lieber von Haus und Hof jagen, sondern, wie er ernstlich behauptete, lebendig auf das Rad flechten lassen. Für das letztere waren nun freilich vorerst noch keine Aussichten vorhanden, wohl aber für ersteres; denn der Tag war gar nicht mehr ferne, wo der aufgebrachte Bruder das unterpfändlich für die Schuld verschriebene Anwesen des trotzigen Peterli auf die Gant bringen lassen konnte und wollte. Es ist eine traurige Erfahrung, daß es keinen schlimmern Haß giebt, als den zweier feindlichen Brüder, die doch durch die Bande des Bluts darauf hingewiesen wären, sich gegenseitig zu lieben. Das bewährte sich auch hier. Der eine von den beiden Starrköpfen wollte mit aller Gewalt den andern zwingen sich unterzuordnen, wollte ihm um jeden Preis den Meister zeigen, und dieser andere hätte eher Eisen und Stahl gegessen, als daß er zum Kreuz gekrochen wäre, und war taub gegen alle Bitten seiner kranken Frau und seiner bekümmerten Tochter. Wohl dachte er manchmal daran, sich an den zukünftigen Gegenschwäher zu wenden; aber sein Stolz hielt ihn davon ab, vielleicht auch das Bedenken, durch eine solche Ansprache seine Vermögenszustände gar zu sehr bloß zu stellen und wohl gar die projektirte Heirath seines Kindes rückgängig zu machen.

So standen die Sachen, als eines Morgens der Prediger Zacharias wieder im Hause erschien. Der Mann hatte sich seit längerer Zeit entfernt gehalten; denn der Umstand, daß er den Bräutigam Mareili's öfters da angetroffen, schien ihm die Lust zu häufigern Besuchen benommen zu haben; zudem ging ein unbestimmtes Gerücht, der Prediger habe eine Reise zu den im jetzigen Jura sich aufhaltenden Glaubensbrüdern gemacht und sei einen vollen Monat dort geblieben. Mareili, dem ein unbestimmtes Gefühl immer die Brust zusammenschnürte, wenn der hagere Mann, mit den seltsam glühenden Augen in's Haus trat, ging ihm trotz seines freundlichen und salbungsvollen Grußes aus dem Wege. Er that jedoch, als bemerkte er dieses unfreundliche Benehmen gar nicht, ließ sich durch den Peterli zu der kranken Frau führen und brachte den ganzen Vormittag mit Gebet und frommen Betrachtungen bei der immer mehr ihrer Auflösung sich Nähernden zu. Dem Mareili fiel es auf, daß der Vater dieses Mal gegen seine sonstige Gewohnheit schließlich selbst sich mit in die Krankenstube einschloß; was aber da verhandelt wurde, davon konnte das Mädchen für heute wenigstens nichts vernehmen. Zacharias blieb znm Mittagessen da; der Vater machte zwar ein sehr bedenkliches Gesicht, behandelte jedoch den Prediger in seiner Manier mit einer Freundlichkeit, die das Mareili in Staunen versetzte. Als der Wiedertäufer endlich ging, begleitete ihn der Peterli noch eine Strecke weit, und die beiden, in ihrem Wesen so ungleichen Männer unterhielten sich noch vor dem Scheiden einige Minuten sehr angelegentlich mit einander.

Wenige Tage darauf kam des Nachbars Lene eilig zu Mareili hinüber, als der Vater gerade außer dem Hause beschäftigt war. Die zungenfertige, muntere Jugendgespielin hatte sich seit der Musterung ziemlich entfernt von der Tochter des Hirsmatters gehalten und war ihr, ohne darum gerade feindselig aufzutreten, geflissentlich ausgewichen. Mareili em=

pfing den selten gewordenen Besuch nichts destoweniger mit ungeheuchelter Freude und Herzlichkeit und führte ihn in das dem Leser wohlbekannte Küchenstübchen. Die Lene hatte heute auffallenderweise ihr sonstiges munteres Wesen ganz abgelegt; sie sah sehr ernst aus, und wäre Mareili eine aufmerksame Beobachterin gewesen, so hätte es auf dem Gesichte der Freundin leicht die Spuren einer nur schlecht verhehlten Verlegenheit herauslesen können. Dem arglosen Kinde fiel jedoch nur das ernste Wesen auf und darum fragte es endlich: „Aber was ist's denn heute mit dir? Du kannst sonst nie eine Minute vorübergehen lassen, ohne zweimal zu lachen, und jetzt siehst du aus, als wäre dir das größte Unglück passirt."

Lene drehte eine Weile an ihrem Schürzenbande herum, bevor sie zum Sprechen kam. „Weiß Gott, Mareili," sagte sie endlich, „ich wollte gerne ich könnte lachen, aber was ich heute Morgen so eben bestimmt vernommen habe, nimmt mir alle Lust dazu. Möchte auch gerne, was ich dir zu sagen habe, wäre etwas Erfreuliches für dich; hoffe aber, du werdest mir es nicht übel nehmen, wenn es nicht so ist."

Mareili horchte erschrocken auf.

„Ja, es ist eine böse Sache," fuhr Lene zögernd fort; „aber besser man erfahre so etwas vor, als nach der Hochzeit, dann hat man sich wenigstens nicht zu beklagen, daß man betrogen worden sei.

„Aber um's Himmelswillen, so sag's doch gerade heraus, was du auf dem Herzen hast!" bat Mareili, dessen Wangen ganz bleich geworden waren. — „Nun, 's ist wegen dem Hans," nahm Lene ihre Rede wieder auf; ihre Stimme zitterte aber ein wenig, als sie bemerkte, wie das Mareili bei Nennung dieses Namens mit der Hand nach dem Herzen fuhr, als empfinde es da einen stechenden Schmerz. „Keinem Menschen hätte ich das geglaubt, wenn ich nicht sicher wäre, daß es doch so ist," sagte sie dann heuchlerisch; 's ist eine wahre

Schande, wie das Männervolk heutzutage so schlecht ist. Gelt, da hättest du auch nie geglaubt, daß dein Hans drinnen im Waadtlande einen Schatz gehabt hat und daß er, als hohe Zeit zur Hochzeit gewesen war, von Allem nichts mehr hat wissen wollen und das arme Tröpflein hat in der Schande sitzen lassen, bloß weil es ihm und seinen geizigen Alten zu arm gewesen ist."

Mareili's Gesicht war starr und weiß geworden wie eine Marmorbüste. Plötzlich aber sprang das sonst so sanfte Mädchen auf mit dem Zorn einer gereizten Löwin. „Das ist nicht wahr, ist eine schändliche Verleumdung!" rief es außer sich und trat mit flammenden Blicken und glühenden Wangen hart an die beinahe erschreckende Berichterstatterin heran. „Wenn du mir nicht glauben willst, so frag die Finken-Grit; die ist gestern wieder in Burgdorf gewesen und hat's von einem Schneider erzählen hören, der drinnen im Waadtlande im gleichen Dorfe, wo das Mädchen wohnt, gearbeitet hat. Es soll eine sehr hübsche und brave Person gewesen sein und im ganzen Dorfe habe man dem Hans Rache geschworen, weil er sich so schlecht gegen sie benahm." Mareili's auflodernde Energie war eben so schnell, wie sie gekommen, wieder dahin. Die Nachricht der Jugendfreundin hatte wie ein langsamer Messerstich auf ihr Herz gewirkt, und was Lene noch ferner vorbrachte, um die Wahrhaftigkeit der bösen Kunde zu beweisen, erregte in dem Opfer ungefähr das Gefühl, als würde die Klinge noch ein paar Male in der Wunde umgewendet.

In diesem Moment trat der Hirsmatt-Peterli in das Stübchen und überschaute mit feuchten Augen die Gruppe; er fuhr mit dem Rücken der wetterbraunen, schwieligen Hand langsam über die Augen und sagte dann mit tonloser Stimme zu seinem stumm und gebrochen da sitzenden Kinde: „Du solltest hinüber zu der Mutter, Mareili; ich glaube es wird eine Aenderung geben wollen." Lene schlich sich mit kurzem Gruße, der von Niemanden erwiedert wurde, fort. Mareili

schaute den Vater starr an und er mußte den Befehl wiederholen, bevor ihn das Mädchen verstand; dann aber folgte es schweigend dem Voranschreitenden nach dem Sterbelager der Mutter hinüber.

Es begann bereits zu dunkeln, als Mareili mit todblassem Antlitze wieder in das Stübchen trat. Keine Thräne wollte sich mehr seinen Augen entringen; sein Jammer schien verstummt zu sein. Mechanisch und langsam öffnete es die bunt mit Blumen bemalte Truhe, welche zur Aufbewahrung seiner Kleider diente, holte daraus eine schwarze Schürze hervor, band sich dieselbe vor und wickelte dann die jetzt noch lang über seine Schultern herabhängenden schweren goldgelben Zöpfe um die Haube mit Roßhaarspitzen, zum Zeichen der Trauer. Schwerer als der Mutter langsamer Todeskampf war dem blühenden Kinde das Opfer geworden, das die Sterbende in übel verstandener Frömmigkeit von ihm verlangt hatte. Die Mutter hatte erklärt, nicht ruhig sterben zu können, bevor Mareili ihr heilig in die Hand verspreche, dem Hans entsagen, zu dem Glauben der Wiedertäufer sich bekehren und den frommen Prediger Zacharias heirathen zu wollen, und der Vater hatte vielleicht zum ersten Mal seit seinen Kinderjahren wieder weinend seine Bitten mit denjenigen der sterbenden Frau vereinigt. Wohl hatte eisige Todeskälte das arme Mädchen durchrieselt, als die Verscheidende den Namen des Wiedertäufers genannt und mit schon dunkel werdenden Blicken die Hand der Tochter ergriffen; aber was lag, nach dem, was die Lene gesagt, dem Mareili noch daran, mit wem es durch die öde Wüste des Lebens fortan zu wandeln habe. Sein Herz war gebrochen und mit ihm sein Wille; still wie ein Opferlamm hatte es seine Hand in der der erkaltenden Mutter ruhen lassen, und auf ihre letzte Frage: „Willst du mir das versprechen, mein Kind?“ ein tonloses „Ja“ geflüstert.

Dem Vater aber hatte es damit einen Stein vom Herzen genommen, denn jetzt hatte er eine Vergantung seines Heimwesens nicht mehr zu befürchten; die Bedingung war jetzt im Begriffe sich zu erfüllen, unter welcher der Prediger bei seiner letzten Anwesenheit die Zusage gegeben, dem durch seinen Bruder Bedrängten die nöthigen Kapitalien zu Tilgung seiner Schuld verschaffen zu wollen.

So langsam Zacharias auf seinen Schleichwegen zum sichern Ziele vorgeschritten war, so rastlos war er jetzt, die letzten Maßregeln zu ergreifen, um sich das so schwer Errungene unentreißbar zu sichern. Kaum war die Mutter an ihren letzten Ruheort hingebettet, so drängte der Prediger vorerst unaufhaltsam zum sofortigen feierlichen Uebertritte von Vater und Tochter zu der Lehre der Täufer; auch hütete er sich wohl, das versprochene Geld herzugeben, bevor dieser Uebertritt geschehen und die Ehe vollzogen war. Mareili hatte in seiner Apathie schon darein gewilligt, seine bisherige Tracht abzulegen und diejenige der Gläubigen zu tragen. War es aber auch in wenigen Tagen so bleich geworden, wie eine weiße Rose, so sah sein blasses Gesicht mit den größer gewordenen blauen Augen immer noch rührend schön unter der schwarzen Sammethaube mit der schmalen Reihe von Spitzen hervor. Dem Zacharias, der bereits seine Wohnung im Hause des Hirsmatters bezogen hatte und da als Herr und Meister waltete, blühten freilich an der Seite des gebrochenen Mädchens die Rosen des Brautstandes nicht eben reichlich, und noch jetzt schauderte die Braut oft zusammen, wenn er sie nur mit den Spitzen seiner langen knöchernen Finger berühren wollte; er schien aber als zarte Scham gelten zu lassen, was der Ausdruck unbezwinglichen Widerwillens war und ließ sich dadurch nicht im mindesten beirren, der Beschleunigung seines Triumphes alle seine Thatkraft zuzuwenden.

Mitten in diese Bestrebungen hinein fiel wie ein Ge=

witterstrahl die von der Finken=Grit gebrachte Unheilskunde, daß die Franzosen an zwei Punkten die Schweizergrenze überschritten, die Waadt erobert hätten und nun von zwei Seiten her gegen Bern vorrückten. Weinend und um ihre im Felde stehenden Söhne jammernd irrten die Weiber von Haus zu Haus, und mit ernsten Gesichtern, vor Ingrimm die Fäuste ballend, besprachen sich die Männer. Die Finken=Grit aber humpelte mit rastloser Emsigkeit von Haus zu Haus; sie schien wieder völlig jung geworden zu sein und berichtete mit geläufiger Zunge, wie man anderwärts sich rüste, den Landsturm ergehen zu lassen. Das zündete nun auch bei den bedächtigen Emmenthalern; alte Büchsen wurden aus staubigen Estrichen herbeigeschleppt, Nägel in Knittel geschlagen und Morgensterne fabrizirt, Sensen in Lanzen umgewandelt und selbst Weiber und bartlose Buben stellten wenigstens eine Heugabel oder einen Dreschflegel parat, um damit am Tage der Entscheidung die Feinde vertilgen zu können, und wenn Einer oder Eine jetzt vor dem Hause eine Waffe probirte und damit in der Luft herum focht, daß es pfiff, so war alle Furcht verschwunden und der Glaube unerschütterlich, daß von den Franzosen Keiner lebendig davon kommen werde. Eine sehr eifrige Verkünderin dieses Glaubens war die Finken=Grit. Die Hausirerin war wahrhaft großartig in ihrem Patriotismus; sie schien sich förmlich vervielfältigen zu können und war überall auf den entferntesten Höfen und Weilern zu sehen, mit Begeisterung den Kreuzzug gegen die fremden Eindringlinge predigend. Jetzt, wo an ein Verheimlichen der Sachlage nicht mehr zu denken war, war die Grit auch auf dem Amtsschlosse eine gern gesehene Erscheinung geworden, und der Junker Landvogt verschmähte es nicht, mit der armen Hausirerin recht herablassend sich zu unterhalten. Nicht überall sah man nämlich den Einfall der Franken mit gleichen Augen an, wie in unserm kleinen Dörfchen, und besonders in den kleinen Städtchen gab es gar manche Leute, die in

den anrückenden Feinden eher die Bringer einer insgeheim ersehnten Befreiung von der Herrschaft des Patriziats als fremde Unterjocher erblicken wollten. Solchen Gesinnungen suchte natürlich der Landvogt mit ängstlichem Eifer auf die Spur zu kommen, und wären deren im nächsten Umkreis irgendwie laut geworden, so wäre die Finken-Grit gewiß die Erste gewesen, die etwas davon vernommen hätte.

Es war am Nachmittage des 4. März 1798, als die Finken-Grit, wieder von ihrem gewöhnlichen Botengange von Burgdorf zurückkehrend, mit hochgeröthetem Gesichte und besonders eiligen Ganges gegen das jetzt noch im Frieden unter seinen bereiften Baumkronen träumende Bergdörfchen hinauf keuchte. Schon von weitem hätte man aus den aufgeregten Zügen der alten Hausirerin herauslesen können, daß Wichtiges sie bewege; auch hielt sie heute ganz gegen ihre in letzter Zeit beobachtete Weise gleich beim Hause des Hirsmatt-Peterli an, um die erste Gelegenheit zu benutzen, ihr Inneres zu leeren. Es war ihr nicht ganz recht, daß ihr gleich beim Eintritte in die sauber gehaltene Küche das blasse traurige Gesicht Mareili's entgegentrat, und sie suchte, ohne sich bei dem verwundert sie anblickenden Mädchen aufzuhalten, möglichst rasch in die Stube zu kommen, wo sie den Besitzer des Hauses mit dem zukünftigen Schwiegersohn in angelegentlichem Gespräche begriffen auf dem breiten Sandsteinofen sitzend antraf. Hastig warf die Grit ihren Tragkorb auf einen Stuhl und ließ sich selbst keuchend auf den Sitz daneben hinfallen. „Jetzt geht's los!“ schrie sie den beiden erschrocken aufspringenden Männern entgegen; „die Unsrigen sind bei Lengnau nach blutigem Kampfe geschlagen worden und fast Alle sollen von den Franzosen zerhackt worden sein. Solothurn hat sich übergeben und die Feinde sind im Anmarsch gegen Fraubrunnen. Dort aber wartet ihrer eine andere Armee und da wird's schon morgen früh einen blutigen Tanz absetzen. Alles was Spieß und Gewehr tragen mag, soll

sich noch diese Nacht zum Aufbrechen fertig machen, denn wenn wir's dort nicht gewinnen und die Franzosen zurückwerfen, daß es eine Art hat, so ist Bern und Alles verloren."

Peterli und Zacharias schienen von der Nachricht nicht in gleichem Maße berührt zu werden. Der alte Mann war schneebleich geworden, während das Gesicht des Predigers nicht im Geringsten die Farbe wechselte, vielmehr ein kaum merkliches Lächeln über seine fahlen Züge hinglitt. Dieses Lächeln machte jedoch sogleich einem finstern Schatten Platz, als er, durch das Geräusch leiser Tritte veranlaßt, seitwärts nach der Thüre schaute und das Mareili gewahrte, das mit allen Zeichen einer mächtigen innern Bewegung dem Berichte der Hausirerin zuhörte. Das Mädchen stand da, mit weit geöffneten Augen an den Lippen der Berichterstatterin hängend, den Körper vorgeneigt, wie um besser hören zu können, und die rechte Hand krampfhaft auf den Busen gepreßt, der unter den heftigen Schlägen des Herzens sichtbar auf und nieder wogte. Wie es jedoch den finster glühenden Blick des Bräutigams bemerkte, zuckte es unwillkürlich zusammen und begab sich wieder in die Küche hinaus, ließ aber die Thüre nur angelehnt stehen.

„Das ist eine fatale Geschichte für den morgenden Hochzeitstag," sagte Peterli mit gepreßter Stimme zu dem Prediger. „Da werden wir nicht viele Gäste haben."

„Was Hochzeit!" schrie die Finken-Grit, „wer kann jetzt daran denken, da der Feind im Lande ist und uns statt der Freudenfeuer den rothen Hahn auf's Dach setzen wird, wenn wir uns nicht wehren?"

„Der Streit geht uns und die Brüder nichts an," bemerkte Zacharias mit frommer Miene. „Stecke dein Schwert in die Scheide! Denn wer das Schwert gebraucht, der soll durch's Schwert umkommen," sprach der Herr, als er dem Malchus das Ohr heilte, das ihm Petrus in der Hitze abgeschlagen.

„Das Schwert in die Scheide stecken?“ schrie die Hausirerin mit weit aufgerissenen Augen. „Das fehlte noch! Ich eile nach Hause, um den alten Dragoner-Säbel aus der Scheide zu nehmen, den ich vor ein paar Jahren an einer Steigerung erhandelt habe. Blanke zehn Batzen habe ich für das rostige Eisen ausgelegt; jetzt will ich es doch einmal brauchen und will's Gott den Franzosen nicht nur die Ohren, sondern auch die Köpfe damit abhauen. Moses und Samuel haben sich doch auch nicht gescheut, die Philister zu schlagen, und wäre der Herr deiner Meinung gewesen, Zacharias, so hätte er nicht dem Josua zu Gefallen die Sonne zu Gibeon und den Mond im Thal Ajalon stehen lassen, damit er mit den Amalekitern besser fertig werden könne.“ Zacharias wußte gegen diese Logik nicht eben viel einzuwenden und besann sich vergeblich auf eine passende Entgegnung. Bevor er jedoch eine solche sich zurecht gelegt haben mochte, griff die Finken-Grit entrüstet nach ihrem Korbe. „Schämt euch, ihr Ofenhocker!“ rief sie den ob der ungewohnten Frechheit dieser sonst so schlangenglatten und demüthigen alten Frau ganz verblüfften Männern zu. „Wenn diese Nacht die Wachtfeuer brennen und selbst Weiber und Kinder in die Schlacht ziehen, werdet ihr die Nachtmützen über die Ohren ziehen, damit ihr die Sturmglocke nicht zu hören braucht.“ Damit schwirrte die Empörte hinaus in die Küche, und als sie dort das Mareili mit verweinten Augen antraf, sagte sie: „s'ist doch schade um dich, daß der ausgedörrte Betbruder dich bekommt; eine wahre Schande ist's, einen solchen Mann zu haben, der faul zu Hause bleibt, während sich unsere braven Buben und Männer für's Vaterland zusammenhauen lassen.“ Damit war sie zur Thür hinaus, das Mädchen in einer unbeschreiblichen Stimmung zurücklassend.

Mareili war, seit ihm die Lene den giftigen Stachel wegen dem Vergehen des Hans in's Herz gesenkt hatte und gleich darauf die erschütternde Scene des Versprechens am

Sterbebette der Mutter gefolgt war, kaum einen Moment zu einem richtigen Nachdenken über ihre Gefühle gekommen. Das Gift hatte zwar nicht heftig genug gewirkt, um die tiefinnige Liebe, die es für den ersten Bräutigam empfunden, ganz auszulöschen, aber es hatte doch mächtig dazu beigetragen, dem in seinen heiligsten Empfindungen tief verletzten Mädchen das Halten des der Mutter geleisteten Versprechens zu erleichtern und ihm eine gewisse Gleichgültigkeit gegen sein ferneres Schicksal in's Herz zu pflanzen. Jetzt aber waren bei den Worten der Hausirerin die eingeschläferten Gefühle für den Gegenstand seiner ersten und einzigen Liebe plötzlich wieder mächtig aufgeflammt. Zuerst bemächtigte sich seiner Brust eine mit Ekel gepaarte Geringschätzung gegen den Mann, der zu Hause bleiben und Hochzeit machen wollte, während die Andern mit ihrem Herzblut die theure Heimat vertheidigten, und die mannhafte, schöne Gestalt des jungen Grenadiers, der vielleicht morgen schon mit der Todeswunde in der breiten Brust auf dem blutigen Felde liegen konnte, trat mit all den leuchtenden Farben, mit denen die erste Liebe ihren Gegenstand verklärt, vor des trauernden Mädchens Seele. Unwillkürlich erinnerte es sich an die halb im Scherze gesprochenen Worte jener Abschiedsnacht, wo Hans es gefragt, ob es mitgehen wolle, wenn der Landsturm den Milizen zu Hülfe ziehen müsse, und an seine damals gegebene Versicherung. War das Versprechen, das es dem scheidenden Geliebten gegeben, nicht ein älteres und eben so heiliges wie das der Mutter geleistete? Das war die Frage, die jetzt in seinem Sinnen sich hin und her bewegte. Es mochte nicht mehr hinein in die Stube zu den Männern, als das Nachtessen vorüber war, und machte sich so lange draußen in der Küche zu schaffen, bis die Beiden, wie es glaubte, zu Bette gegangen waren.

Lange saß das Mädchen noch bei trübem Lampenlichte auf der bemalten Kleidertruhe drinnen in seinem Stübchen,

dessen Wände noch vor wenigen Wochen so manches süße Geheimniß gesehen, das bleiche Gesicht in die Hände gedrückt, in tiefes Sinnen verloren. Endlich stand es mit einer raschen Bewegung auf und horchte eine Weile aufmerksam, ob noch Jemand im Hause wach sein möge; dann holte es aus seiner Truhe ein sogenanntes Wartsäcklein hervor, schlich so leise als möglich in Küche und Keller und packte Brod, Schinken und Käse in das Säcklein, holte dann im Futtertenn noch eine langstielige zweizinkige Gabel, steckte einen mächtigen Schlüssel zu sich, zündete eine kleine Laterne an und versteckte dieselbe sorgfältig unter seiner Schürze. So ausgerüstet schlich es sich so unhörbar wie möglich aus dem Hause hinaus, nach dem als abgesondertes Gebäude einige Schritte seitwärts stehenden Speicher, dessen Thüre es, nachdem es nochmals nach dem Hause hinübergelauscht, mittelst des fast fußlangen Schlüssels öffnete. Hier in dem dunkeln, fensterlosen Raum lehnte es die Gabel in eine Ecke, versteckte den Sack mit den Lebensmitteln in den Kornkasten, tief in die Aehren hinein und begab sich dann eben so leise wieder in's Haus zurück, dessen Thüre es sorgfältig hinter sich verschloß; dann legte es sich angekleidet, wie es war, auf sein Bett, um ein wenig auszuruhen, aber doch gleich parat zu sein, wenn die Sturmglocken ertönen sollten. Es war ganz licht und leicht in seiner Seele geworden; trat doch vor seinem unerschütterlich gefaßten Entschlusse das Schreckbild des verhaßten Hochzeitstages weit zurück, und zürnte es immer noch dem Hans, so dachte es doch mit Wohllust daran, vielleicht morgen mit ihm sterben zu dürfen.

Der Morgen des 5. März 1798, des verhängnißvollen Tages, an dem die alte Bern, nachdem sie Jahrhunderte lang der Schrecken ihrer Feinde gewesen und nach so manchem ruhmreichen Tage die Nacht auf dem behaupteten Schlachtfelde zugebracht hatte — ihren letzten, blutigen Waffengang machen sollte, dämmerte leise heran. Kaum begann ein fast

unmerklicher Schimmer die Rücken der Berge zu erhellen, als plötzlich in der Ferne ein feuriger Punkt sichtbar wurde, dann immer mehr und mehr sich vergrößerte und zuletzt zu einer hohen Flammensäule wurde, deren rother Schein den noch nächtlichen Himmel weithin erhellte. Und seltsam — von diesem Feuer schienen Funken von Berg zu Berg, von Spitze zu Spitze zu hüpfen, sich da festzusetzen und zu wachsen bis sie eben so groß und hoch aufglühten und Lichtwellen über das ganze Land hinströmten. Davon schienen auch plötzlich die Glocken auf allen Kirchthürmen zu erwachen und fingen an zu heulen und zu wimmern, als ständen alle Dörfer in der Runde in Flammen, und die Menschen stürmten mit wildem Geschrei aus den Häusern, so weit die Flammensäulen ihren Schein verbreiteten. Das war das Aufgebot des Landsturms; der Ruf der Glocken verkündete, daß Greise, Weiber und Kinder hinaus sollten auf's Blachfeld von Fraubrunnen,um den letzten Kampf zu versuchen mit dem siegreich vordringenden Feinde.

Auch Mareili war von dem Geheul der Glocken und den blendenden Feuerzeichen nach kurzem Schlummer geweckt worden. Sein Lämpchen, das es beim Niederlegen nicht gelöscht hatte, flackerte noch matt, dem Erlöschen nahe, auf dem kleinen Tische neben dem Ofen und beleuchtete das Gesicht der Jungfrau, deren blasse Züge sich sofort mit einem lebhaften Roth überzogen, als sie einen kurzen Moment den durch Mark und Bein schauernden, rings durch die Thäler dringenden Tönen der Sturmglocken lauschte. Ein seltsamer Hochzeitsmorgen! flüsterte sie zu sich selbst, indem sie rasch die Schuhe auszog und statt der häßlichen Täuferhaube eine andere hervorholte. Unwillkürlich warf sie einen Blick in den Spiegel an der Wand, indem sie sich dazu mit dem verglimmenden Lichtlein leuchtete, und ein Lächeln glitt über ihre Lippen, wie das Glas in letzter Zeit keines mehr gesehen gesehen hatte. Dann aber stellte sie rasch das Licht weg, sank

auf die Kniee und betete eine Weile inbrünstig, erhob sich darauf, ging in die Küche und horchte, ob der Vater schon aufgestanden sei. Alles war noch still in der vordern Stube. Das Mädchen machte eine Bewegung, wie zum Gruße, mit der Hand gegen die Thüre und schlüpfte bei dem immer heller aufdämmernden Morgenlicht hinüber in den Speicher. Drinnen in dem dunkeln Raume fand es sich aber schwer zurecht und konnte nur nach einigem Umhertappen die Stellen finden, wo es die als Waffe erkorene Gabel und den mitzunehmenden Proviant versteckt hatte. Draußen in den Straßen war es jetzt auch laut geworden; man hörte die Tritte der hin- und herrennenden Menschen und das Rufen der Führer. Ein Zittern fuhr durch das Mädchen; die dunkle Einsamkeit in dem alten Speicher und das Heimliche seines Unterfangens machten ihr Recht auf die weibliche Natur geltend, und als es endlich die gesuchten Gegenstände gefunden und nach dem Ausgange griff, bebte seine Hand so sehr, daß es kaum im Stande mehr, dieselbe an die Thüre anzulegen. Aber was war das? — Das Schloß gab seinem Drucke zwar nach, aber die Thüre blieb unbeweglich; mit der verzweifeltsten Anstrengung konnte das Mädchen dieselbe nicht zum Weichen bringen. Schweißtropfen der Angst auf der Stirne, rüttelte die Erschrockene an dem Schlosse, aber alle ihre Bemühungen blieben fruchtlos. Einen Augenblick horchte das Mädchen, von seinen Anstrengungen ermüdet, aufmerksam. Richtig, da rasselte es in dem Schlosse, der rostige Schlüssel wurde darin umgedreht und die junge Kriegerin war noch vor Beginn des Feldzuges eine Gefangene. Dem mißtrauischen Zacharias war das seltsame Benehmen seiner Braut am gestrigen Abend aufgefallen; er hatte dieselbe schon bei ihrem ersten Gange nach dem Speicher belauscht und leicht den Zweck errathen, der sie dahin geführt. Natürlich war er nicht zu Bette gegangen, sondern seiner Beute auch jetzt nachgeschlichen; er hatte die Thüre hohnlachend hinter der Verrathenen zu-

gesperrt, und während sie jetzt, vor Schreck und Zorn fast ohnmächtig, vergeblich an dem Schloße rüttelte, schlich er sich leise wieder in's Haus zurück, um von den auf der Straße sich sammelnden Landsturmhaufen nicht bemerkt und zum Mitziehen aufgefordert zu werden! Mareili's ohnmächtiger Hülferuf aber verhallte bei dem allgemeinen Gelärm und dem Klange der immer fortheulenden Sturmglocken ungehört, dessen konnte der fromme Mann sicher sein.

Inzwischen war es bereits heller Tag geworden; der Widerschein der Feuerzeichen auf den Bergen mischte sich mit der Morgenröthe und die Signale selbst verwandelten sich in bloße Rauchsäulen, die mit den Frühlingsnebeln unmerkbar verschwammen. Im Dörflein hatte sich gesammelt was ausziehen wollte, zum heiligen Kampfe: alte Männer, rüstige Frauen und kecke Buben, der ganze Haufen auf die bunteste Weise bewaffnet mit rostigen Büchsen, Säbeln, Pistolen, Dreschflegeln und Heugabeln, oder was sonst gerade dienlich und bequem erschien, um den verhaßten Eindringlingen das Lebenslicht damit auszublasen. Auch die Finken-Grit hatte ihrem gestrigen Worte Ehre gemacht, den großen Dragoner-Säbel sorglich gewetzt und trug ihn jetzt ohne Scheide in der bloßen Faust, wie ein kommandirender Offizier beim Paradenmarsche. Statt des Hausirkorbes, den sie gewöhnlich trug, hatte sie an einem Tragbande ein Fäßlein angehängt, das ihr eine reiche Bäurin, deren Sohn auch im Felde stand, mit gutem Bätziwasser (Obstbranntwein) gefüllt hatte. So sah sie fast wie eine der Marketenderinnen aus, die noch heutzutage die Armeen der Franken zu Kampf und Sieg zu begleiten pflegen; nur daß die Ausstaffirung der alten Hausirerin etwas weniger elegant war, als die jener welschen Amazonen. Ihr zur Seite stand blitzenden Auges die bräunliche Lene, die zu ihrer Ausrüstung eine Sense gewählt hatte, welche, in gerader Richtung an eine Stange befestigt, eine allerdings furchtbare Stichwaffe vorstellte.

Seltsamer Weise war und blieb die Hausirerin heute die Anführerin des Zuges, die, wenn auch nicht offiziell anerkannte, so doch thatsächliche geistige Macht, welche mit Hülfe ihrer Adjutantur, der Lene, den ganzen Trupp regierte und beherrschte, der jetzt, wie eine Lawine im Laufe wachsend, unaufhaltsam dem Thale zuströmte, sich dort mit andern Zuzügen verstärkte oder darin aufging, um sich in mächtigem Strome gegen Burgdorf zu wenden. Wie von einer dämonischen Macht getrieben, eilte der auf Tausende von bewaffneten Menschen jeglichen Standes angewachsene Landsturm an dieser Stadt vorbei, ergoß sich in den Wald von Kernenried, um von da aus über das Moos von Fraubrunnen den von Bätterkinden her anrückenden Franken in die Flanke zu fallen.

Freilich wurde gar manches Gesicht sehr nachdenklich und bleich, als jetzt der im Leben noch nie gehörte Donner des Geschützes erdröhnte; denn der Landsturm kam wirklich gerade im Momente der eben am heißesten wüthenden Schlacht auf dem Wahlplätze an. Nichtsdestoweniger schritt die Finken-Grit mit hochgetragenem Säbel munter voran. Als der Wald durchschritten war und der bunte Menschenstrom sich in's offene Feld hinaus wälzte, sahen Grit und Lene das theure Banner mit dem schwarzen Bären im goldenen Felde noch stolz über den regelmäßig aufgestellten Linien der Infanterie flattern, während im Vordergrund einige Batterien ein gar lautes Wort zu den in gedrängten Massen anrückenden Franzosen redeten, und gar manchen der leicht herantanzenden Bursche unversehens in den Sand streckten. Da stand denn auch das Grenadier-Bataillon, dem Hans zugetheilt war, unerschüttert wie eine Mauer, bis die feindlichen Husaren die nicht hinlänglich gedeckten Batterien in mächtigem Anpralle eroberten und die tapfern, stämmigen Kanoniere, die sich mit ihren kurzen Säbeln nicht mehr vertheidigen konnten, neben ihren Piecen niederhieben. Doch der unglückliche Tag

bei'm Grauholze ist schon zu oft beschrieben worden, als daß der Verfasser eine weitläufige Schilderung des blutigen Kampfes nochmals versuchen wollte. Grimmig tapfer, wie ihr Wappenthier, fochten die einzelnen Bataillone, aber ohne äußern Zusammenhang; eines sah ruhig, Gewehr im Arm, zu, wie das vor ihm an die Reihe gekommene sich mit spartanischer Tapferkeit niedermetzeln ließ, war aber bereit, ohne Murren ein gleiches Schicksal über sich ergehen zu lassen. Der alte Muth war immer noch da, aber die Führer fehlten, die es verstanden hätten, einer kriegsgewohnten Armee mit Erfolg die Spitze zu bieten.

Als der Landsturm nahe genug gekommen war, um aus den dunkeln Rauchmassen hervor die Bajonnette im matten Sonnenglanze aufblitzen sehen und Freund und Feind von einander unterscheiden, zu können, war eben die Eroberung der Batterien vollendet und ihre tapfern Vertheidiger lagen, lang ausgestreckt, zwischen den Geschützen neben den Leichen der gefallenen Feinde Da scholl's aus dem Landsturm: „Vorwärts! vorwärts!" und mit wildem Schlachtruf stürmte der blinde, übel berathene Haufe an, um die Feinde, die sich mit lautem Hurrah der schönen Geschütze bemächtigten, von der Seite zu fassen. Einen Augenblick schienen die Franken stutzig zu werden; dann theilten sich plötzlich ihre Massen, es blitzte rasch viermal nacheinander aus der Schlachtlinie auf, ein weißlicher Rauch folgte und mit Krachen und mit Zischen fuhren die Kartätschen in das dichte, hülflose Gedränge des Landsturmes. Bei der ersten Decharge blieben die Leute ganz betäubt und unbeweglich, wie an den Boden gewurzelt, stehen; als aber die Wiederholung kam und ganze Reihen der Wehrlosen niedermachte, da flog der ganze übrige Schwarm rathlos in panischem Schreck auseinander, wie ein Trupp Hühner, unter die der Habicht gestoßen, uud flüchtete mit wildem Angstgeschrei dem südwärts gelegenen Grauholze zu, auf welches nach hartnäckigem Widerstande auch das Bataillon, bei dem

Hans stand, zurückwich, immer noch dem nachdringenden Feinde jeden Fuß breit Landes streitig machend. Eiliger floh der Landsturm, gegen welchen jetzt einige Schwadronen Reiterei losgelassen worden waren, die ihm den Rückzug nach dem Walde von Kernenried abschnitten, lachend die Nachzügler niederritten oder zu Boden hieben und so die unglückliche Masse zwangen, ihre Flucht nach derselben Richtung hin zu nehmen, welche die zurückgedrängte reguläre Armee eingeschlagen hatte.

Die Grenadiere hatten, Schritt für Schritt kämpfend, eben den Waldsaum erreicht, als auch die Landsturmschwärme, wie ein gehetztes Rudel von Hirschen, von den Reitern verfolgt, in denselben einbrachen. Glücklicherweise waren da einige Scharfschützen-Kompagnieen aufgestellt, die mit sichertreffenden Schüssen den nachdrängenden Feind aufhielten und gar manchen hitzigen Franzmann auf den feuchten Boden hinbetteten. Die Reste von Hansens Kompagnie hatten, um einen Augenblick von der mehrstündigen Arbeit auszuruhen und sich nothdürftig wieder zu formiren, sich hinter die Tirailleurkette zurückgezogen. Die Offiziere waren theils gefallen, theils hatten sie sich unbemerkt entfernt; denn schon zu dieser Stunde hatte das unselige Wort „Verrath" in den übel geführten Reihen ein allgemeines Echo gefunden und mancher Offizier hatte den Tod von der Hand der eigenen Untergebenen statt von derjenigen des Feindes empfangen. Unser stattliche Wachtmeister Hans lehnte sich erschöpft an einen Baum und schaute mit finsterm Blicke auf das Blut, das aus dem Aermel seines an manchen Stellen zerrissenen und pulvergeschwärzten Rockes in reichlichen Tropfen zur Erde rieselte. Es war freilich nur eine Streifwunde und derjenige, der ihm dieselbe bei einem Bajonnetangriff beigebracht, war durch des Wachtmeisters währschaften Kolbenschlag fast gleichzeitig ein stummer Mann geworden. „Das ist eine Aderlässe, die dem Lande nichts nützt," murrte der Krieger in sich hinein,

„und ich wollte, sie wäre an einem andern Orte angebracht und gleich ein paar Zoll tiefer gegangen, wenn ich mit ansehen muß, wie diese welschen Prahlhanse, trotz unserer Gegenwehr, das Land überfluthen und darin den Meister spielen werden."

Er hatte während dieses kurzen Monologs kaum bemerkt, daß die Schützen sich mehr seitwärts gezogen hatten, um einem dort drohenden Angriffe der französischen Tirailleurs zu begegnen, daß seine Leute den Schützen gefolgt waren, und er sich jetzt plötzlich ganz allein befand. Murrend wollte er seine Büchse wieder zur Hand nehmen, in welche er noch vor dem Weglegen seine letzte Patrone geladen, als er draußen vor dem Waldsaume einen gellenden Ton vernahm, wie das Aufschreien eines Weibes in Todesnoth.

Wie ein elektrischer Schlag durchzuckte dieser Schrei den Grenadier; mit einem Schreckensrufe stürzte er sich auf seine Büchse und mit den Sprüngen eines Tigers hinaus auf das Feld. In einer Entfernung von kaum zwanzig Schritten vom Waldsaume sah er ein junges Landmädchen unbedeckten Hauptes mit fliegenden Haaren gegen den Wald daher stürmen und der Flüchtigen folgten in eben so angestrengtem Laufe zwei französische Jäger, ihr mit vollem Siegesgebrülle „Halt" zurufend und ihre Musketen über dem Haupte schwingend. Hans hatte die Flüchtige auf den ersten Blick erkannt an den goldgelben Haaren, die wie ein Sonnenstrahl auf sturmbewegter See hinter ihrer Gestalt daherwogten. Die beiden Franken, junge und flinke Bursche, mit lüstern funkelnden Augen, streckten schon die Hände nach ihr aus, um sie zu erhaschen; aber mit einer letzten Anstrengung entwand sie sich ihren Fingern, als sie den Grenadier erblickte, und eilte vorwärts dem schützenden Walde zu. Wüthend, daß die schon halbgewonnene Beute ihnen zu entgehen drohe, riß der vordere der beiden Verfolger die Muskete an die Schulter, zielte einen Augenblick scharf nach der Fliehenden hin — ein

scharfer Knall — das Mädchen stieß einen Schrei aus, schien jedoch unverwundet geblieben zu sein, denn es eilte noch ein paar Schritte mit derselben Schnelligkeit vorwärts — plötzlich aber stürzte es, wie vom Blitze getroffen, zusammen. Wie Hans in diesem Momente zu der Stürzenden gelangte — wußte er später selbst nicht mehr! Die Wuth eines angeschossenen Bären hatte sich seiner bemächtigt; ohne sich bei der Gefallenen aufzuhalten, setzte er mit einem Sprunge über den leblosen Körper weg und stürzte sich auf die überraschten Franken, die in ihrer Verfolgungshitze den feindlichen Grenadier bis jetzt nicht bemerkt zu haben schienen. Dieser nahm sich gar nicht Zeit, einen Schuß abzufeuern; einen der Feinde nach dem andern traf sein grimmiger Kolbenschlag mit so zerschmetternder Wucht auf's Haupt, daß sie ohne Laut zusammenbrachen, um nie wieder aufzustehen. Einen Augenblick betrachtete der Sieger mit einem finstern Aufleuchten seiner glühenden Augen die ausgestreckten Leichen seiner Feinde; dann schleuderte er das noch geladene Gewehr verächtlich wie ein nutzlos gewordenes Spielzeug weg. Die Büchse entlud sich im Aufprallen und der scharfe Knall fand im Walde ein lang verhallendes Echo. Er achtete nicht darauf; zögernd, schwankenden Fußes nahte er sich dem regungslosen Körper des Mädchens. Er wußte, welches Gesicht er sehen werde, und doch graute ihm vor der vollständigen Ueberzeugung. Sie lag, vorwärts gestürzt, auf dem Gesichte, und erst bei näherer Untersuchung entdeckte er, daß die Kugel dicht unter dem rechten Schulterblatte sich ihren tödtlichen Weg gesucht. Langsam wendete er den leblosen Körper herum, und was er mehr geahnt als gesehen, war schreckliche, unerbittliche Wahrheit — es war Mareili's bleiches, aber traumschönes Gesicht, das ihn mit halbgeschlossenen Augen anschaute. Hastig legte er die Hand an ihre Brust. Das Herz schien ihm, wenn auch kaum merklich, noch zu schlagen. Eine einzige, große Thräne entrang sich seinen Augen, träufelte langsam

über seine pulvergeschwärzte Wange und fiel, ein schwerer schwarzer Tropfen, auf die todesweiße Stirn des Mädchens herab. Erst jetzt warf er einen Blick um sich. Die Gegend war ziemlich leer geworden; der Lärm der Schlacht hatte sich mehr seitwärts gezogen, und nur in ziemlicher Entfernung glaubte er noch einige herumschwärmende, nach Beute suchende Gruppen zu erblicken. Obschon sein umflortes Auge die Uniformen nicht zu unterscheiden vermochte, so konnte er doch keinen Augenblick daran zweifeln, daß es Feinde seien, vor deren raubgierigen Händen er den Körper des geliebten Mädchens schützen, ihn vor Entweihung bewahren müsse. Sanft und leicht, als wäre es ein schlummerndes Kind, nahm er die theure Last in die nervigen Arme und trug sie dem schirmenden Walde zu. Sorglich suchte er ein schönes, weiches Plätzchen auf, um den Körper darauf zu betten, und fand es dann auch am Rande einer Quelle, die durch grünes Blätterwerk von Bachkresse ihren Weg suchte und in deren Thau die ersten Kinder des Frühlings, die gelbe Glockenblume und die weiße Primel, emporblühten. Da legte er sein Liebchen in's schwellende Moos und setzte sich daneben hin, kein Auge von ihren friedlichen Zügen abwendend. Plötzlich aber kam es ihm vor, als hebe und senke sich leise der jungfräuliche Busen und ein kaum hörbarer Seufzer entgleite den Lippen der Todeswunden. Sein freudiges Erschrecken gab sich in einer unwillkürlichen Bewegung kund: ein Zucken der blassen Lippen belehrte ihn, daß sie diese Bewegung empfunden, daß er ihr vielleicht Schmerz verursacht habe. Er konnte darüber nicht länger im Zweifel bleiben, denn die Verwundete schlug die Augen, wie eben aus einem bösen Traum erwachend, weit auf und schaute ängstlich um sich. Wie sie aber das Gesicht des Freundes erblickte und in das thränenfeuchte Auge schaute, das sich in seltsamer Mischung von Schmerz und aufleuchtender Hoffnung auf das ihrige heftete, da flog ein rosiger Schimmer über ihre bleichen Züge hin. „Du,

Hans, du, an deiner Brust bin ich gebettet! ach, das ist gut, ich habe nicht geglaubt, noch einmal an dieses Plätzchen zu kommen!" lispelte sie mit schwacher Stimme und so leise, daß der junge Soldat das Geflüster kaum von dem leisen Rauschen des Lüftchens zu unterscheiden vermochte, das eben spielend die Frühlingsblumen ringsum auf ihren schwanken Stengeln hin und her bewegte. Jetzt erst kam's ihm in den Sinn, nach der Wunde sehen und dieselbe verbinden zu wollen. Sobald die Sterbende aber diese Absicht errieth, hielt sie mit letzter Kraft seine Hand zurück. „Laß das gut sein, Hans," flüsterte sie bittend, indem ein letztes Erröthen ihr bleiches Gesicht noch einmal übergoß. „Die Kugel hat mich so getroffen, daß ich sterben muß, noch in dieser Stunde. Sei ruhig, Hans," setzte sie lächelnd hinzu, als die kräftige Gestalt ihres Geliebten bei diesen Worten zusammenbebte, wie eine Eiche im Sturme; „gieb mir noch einmal deine Hand, deine liebe Hand, und sage mir, ob es wahr ist, daß du eine Andere geliebt und unglücklich gemacht hast im Waadtland?" Er sah sie erstaunt an. „Du weißt nichts davon, nicht wahr? Sage mir „nein" und ich will dir glauben."

„Aber was ist denn da für ein Spiel gespielt worden?" rief Hans auffahrend und fast vergessend, daß das Haupt einer Sterbenden auf seinem Schooße ruhte. „Thue mir nicht weh, Hans," bat sie sanft; „ich möchte dir gerne Alles sagen, aber vor meinen Augen wird es immer dunkler — ich kann dich schon fast nicht mehr sehen; lege dein Gesicht hinab auf meinen Mund; ich möchte dich noch einmal küssen .... So! — Gelt ich habe dir auch Wort gehalten und bin gekommen! Aber dein hätte ich ja doch nicht mehr werden dürfen, weil ich der Mutter versprach, den Zacharias zu heirathen. Er hatte mich eingeschlossen in den Speicher, aber ich wußte, wie man den Riegel von innen wegschieben kann." Die immer mehr zum bloßen Hauche ersterbende Stimme verstummte plötzlich ganz, und wie der Grenadier sein Gesicht

erhob und das Mädchen anschaute, sah er, daß der freundliche Glanz seiner Augen sich eben im Tode brach und ein hervorquellender Blutstropfen seine Lippen noch einmal mit trügerischem Roth färbte. Noch im Scheiden hatte es die Arme um seinen Nacken geschlungen und er hatte sich sanft von dieser Umstrickung losmachen müssen, um ihm in's Gesicht sehen zu können. Es war verschieden, anscheinend kampf- und schmerzlos, denn auf seinem lieblichen Gesichte schwebte noch immer unverändert das Lächeln, mit dem es ihn angeblickt, als es in seinen Armen zu kurzem Leben wieder erwacht war.

Hans vergoß keine Thräne mehr, aber wohl eine volle Stunde lang verharrte er noch in derselben Stellung, das erkaltende Haupt Mareili's auf seinen Knieen, als müßte er sorglich bloß seinen Schlummer bewachen. Ihm war es immer noch, als müsse er sein schlafendes Liebchen stören, wenn er seine Lage veränderte. Erst als die Schatten der Bäume länger und länger zu werden anfingen, legte er die Leiche sanft nieder auf's Moos und fing an unter dem Tannenbaum neben der Quelle mit seinem Säbel ein Grab zu graben. Der Waldboden war locker und daher die Arbeit eine leichte. Als die Grube tief genug war, belegte er noch den Boden mit duftendem Moos und bettete seine Braut hinein. Als er aber endlich die schönen Formen ihres Leibes, ihr liebliches Gesicht mit Erde bedecken sollte, da konnte er sich lange, lange nicht dazu entschließen; immer und immer wieder mußte er sich an dem Anblick sättigen. Endlich wickelte er die aufgelösten Flechten ihrer Haare um ihr Gesicht, daß dasselbe ganz damit bedeckt wurde, pflückte dann eine große Menge der Glockenblumen und Maaßliebchen am Rande der Quelle und streute sie darauf hin.

Fernher rollten, als die letzten Stimmen des nutzlosen Kampfes, die dumpfen Donner der fränkischen Geschütze, den Untergang des alten Bern verkündend. Ueber dem Grabe

aber, in der alten weitästigen Tanne, sang in langen, klagenden Tönen die Amsel ihr Abendlied.

Einen letzten Blick noch heftete Hans auf das stille Grab unter dem Tannenbaum, sprach leise ein kurzes Gebet und trat dann finstern Blickes seinen Heimweg an. Seine Truppe wieder erreichen zu wollen, konnte ihm nicht in den Sinn kommen; denn zwischen ihr und ihm befand sich der siegreiche Feind. So blieb ihm nichts übrig, als den noch ziemlich freien Weg, durch den Wald von Kernenried, über Burgdorf einzuschlagen. Ob er da vielleicht auf einzelne herumschwärmende Feinde stoßen konnte — was kümmerte es ihn! er wäre sicherlich Keinem aus dem Wege gegangen, hatte er doch Das verloren, was das Licht seines Lebens war. Doch er erreichte unangefochten Burgdorf. Obschon er einen guten Theil des Tages im Kampfe gestanden und seit dem frühen Morgen keinen Bissen gegessen hatte, so durcheilte er dennoch das mit flüchtigem Landsturm angefüllte Städtchen, ohne irgendwo Einkehr zu halten.

Nahe dem lang an der Landstraße sich hinstreckenden Dorfe Oberburg, bei schon einbrechender Dämmerung, erreichte er einen Trupp Landsturm aus den oberemmenthalischen Gegenden. Die Meisten hatten keine Waffen mehr und schlichen mit gesenkten Köpfen einher; Andere schmähten laut die Regierung und die Offiziere und behaupteten steif und fest, die Soldaten hätten Patronen bekommen, die mit Sägespähnen, statt mit Pulver, gefüllt gewesen. Hans bemühte sich, so rasch wie möglich an dem aufgeregten Haufen vorbei zu kommen; da faßte ihn plötzlich Jemand mit derbem Griffe beim Arme, und aufschauend gewahrte er ein altes Weib, mit zerzausten Haaren und im regellosesten Anzuge. — „He, Grenadier, lebst du auch noch?" schrie ihn das Weib an. „Nicht wahr, das war heiß Wetter für so früh im Jahre, heute?" Jetzt erst erkannte der Angeredete die Finken-Grit, die noch immer ihren bloßen Säbel in der Hand und das Schnaps-

fäßchen am Rücken trug. Hastig fragte er die offenbar etwas Angetrunkene nach den Schicksalen Bekannter aus der Nachbarschaft, die sich dem Zuge angeschlossen. „Bah! was kann ich viel wissen?“ entgegnete die Grit: „die Kartätschen flogen um uns herum wie die Hornisse, wenn man an ihr Nest klopft! Da sieh einmal her, Hans, hat nicht so ein verfluchtes Ding von der Größe einer Kindsfaust just durch die beiden Böden meines schönen Fäßchens geschlagen! Wo's so hergeht, da ist nicht gut sein; solche Dinge machen, daß man davon läuft; aber um das gute Bätziwasser der Sonnhalder Bäurin war's schade, das muß ich sagen. Am schlimmsten aber haben uns dann noch die verfluchten Dragoner mitgespielt; die haben uns am Waldsaume zusammengesäbelt, daß es eine Art hatte! Da hat denn auch die braune Lene einen Hieb in die Brust bekommen, daß sie an der Hälfte mehr als genug gehabt hätte, und wenn unsere Schützen nicht so tüchtig aus dem Walde herausgepülvert hätten, so wäre es uns Andern um kein Haar besser gegangen. So konnte ich die Lene noch in den Wald hinein schleppen, um sie doch ein wenig besser zum Sterben zu betten. Sie muß noch etwas auf dem Herzen gehabt haben deinetwegen, denn sie hat mir noch einen Gruß an dich aufgetragen und ich solle dir sagen, es thue ihr leid, daß sie dem Mareili etwas Unwahres über dich gesagt; du sollest ihr verzeihen, sie habe es nur aus Liebe zu dir gethan und sei auch nur wegen dir mit dem Landsturm gegangen. Als sie das gesagt hatte, da hörte sie auf zu athmen. Ich habe ihr noch ein Schlücklein aus meinem Fäßchen als Herzensstärkung einflößen wollen, aber da erst sah ich, daß diese Hunde von Franzosen es mitten durch geschossen hatten.“

Die Alte war bisher in ihrer Redseligkeit tapfer neben dem schweigenden Hans hermarschirt und hätte wohl noch weiter geplaudert, wenn er nicht, nur um ihrem Geschwätz

zu entgehen, unter irgend einem Vorwande in ein nahes Haus getreten wäre. — —

Aber der Zither-Hans? wird der Leser fragen, was hat denn der eigentlich mit Hans dem Grenadier gemein? Viel, sehr viel; denn Hans der Grenadier und der Zither-Hans, der ehrwürdige, schöne Greis, mit dem schneeweißen Barte, sind ein und dieselbe Person. Er hat den Schmerz um den Verlust Mareili's überlebt, aber seine Liebe brauchte er nicht zu überleben, denn er hat sie mit sich getragen in der treuen Brust sein ganzes Leben hindurch. Er hat sich nie vermählt, die Zither wurde seine irdische Geliebte; die rührenden Klänge, die er den Saiten entgleiten läßt, sind die Klagen um das liebe, blonde Kind, das er vor mehr denn sechszig Jahren unter Tannenschatten und Frühlingsblumen gebettet, und wenn er die Augen zum Himmel aufschlägt, in der Begeisterung des Gesanges, so sucht er nach dem Sterne, der ihm unterging am Abend des blutigen Tages bei'm Grauholze.

II.

Verfehltes Leben.

Verfehltes Leben.

Ein Bild aus der Wirklichkeit.

Gern weilt dein Herz, wenn Gegenwart dir trübe,
Bei lieben Bildern der Vergangenheit,
Da denkst du gern der ersten Jugendliebe
Und guter Menschen, die dich einst erfreut;
Aus alter Zeiten dunkeln Dämmerungen
Da treten die Gestalten licht hervor,
Der Mutter, die dein Wiegenlied gesungen,
Der Jungfrau, die dein ahnend Herz erkor.

Sie tritt vor dich, in ihrer Jugend Prangen,
Der Rose gleich, die eben frisch erblüht,
Wie Morgenröthe strahlen ihre Wangen
Und mild ihr blaues, frommes Auge glüht,
Und alles Liebe ist dir frisch erstanden,
Das Leben wird zum goldnen Märchentraum,
Die Jahre, die seit damals dir entschwanden,
Sie sind zerflossen, wie der Welle Schaum.

Wie Blüthenknospen dringt zu neuem Leben,
Was längstens, längstens aufgehört zu sein,
Des Herzens erstes, seligstes Erbeben
Durchzuckt mit Wohllustschauern dein Gebein.
Das ist des Daseins wundervollste Gabe,
Das ist die Perle in des Lebens Kranz,
Daß die Erinn'rung dauert über'm Grabe,
Deß Rasen decket unsrer Jugend Glanz.

I. Im Hause.

Sie war schön und lieblich, wie des Frühlings erste Rose; noch jetzt kann ich im Geiste sie sehen, mit dem fein-geformten, rosigen Gesichtchen, von dunkelblonden Locken um-

schleiert, das blaue Auge freundlich lächelnd, wie der Bergsee, wenn die Sonne im Frühling sich zum ersten Male drin beschaut. Und alles das deckt jetzt schon der Rasen, und stände ein Leichenstein auf dem vergessenen Grabe, hätte eine liebende Hand die öde Ruhestätte mit einem Erinnerungszeichen geschmückt, so müßten die Worte drauf stehen, die wir zum Titel dieser Erzählung gewählt haben. Aber auch meines armen Clärchens Grab ist stumm, stumm, wie ihr einst so emsig plauderndes, hie und da ein wenig trotzig aufgeworfenes Mündchen, wenn dem kleinen Eigensinn ein unpassender Wunsch versagt wurde.

Ich schreibe keinen Roman, sondern ein Bild aus dem wirklichen Leben; drum beginnt meine Erzählung nicht mit der Schilderung einer reizenden Jungfrau, sondern bloß mit derjenigen eines freundlichen Kindes, wie es in meinen Jugend Erinnerungen noch fortlebt, das ich dann freilich später als aufgeblühte Jungfrau sah, an deren frühem Grabe ich eine der bittersten Thränen meines Lebens weinte.

Clärchen war das einzige Töchterlein unseres nächsten Nachbarn, des Schneidermeisters Peter, und schon aus diesem Grunde der Abgott seiner Eltern. Ihr Vater war ein braver, ziemlich verständiger Mann, ziemlich phlegmatisch, hielt gern Frieden mit der ganzen Welt und besonders mit seiner zwar sonst wackern, aber etwas herrschsüchtigen Gattin. Er ließ gerne Fünfe gerade sein, wenn er nur damit den Hausfrieden retten konnte und, außer zu seinen Gesellen, waren die energischen Worte selten, die er irgend zu einem Mitmenschen gesprochen.

Die Leute hatten, wie man sagt, ihre Sache gut. Peter, ein Mann in seinen besten Jahren, war ein fleißiger und geschickter Arbeiter, der eine ziemlich ausgebreitete Kundsame besaß. Vermögen erwarb er sich indessen, trotz seines hübschen

Verdienstes, wohl keines, oder doch nur wenig, obschon der Haushalt eine gewisse Wohlhabenheit verrieth. Das mochte daher kommen, daß seine Frau ein wenig stolz auf ihre Stellung in der Welt war und sich gar zu gerne daran erinnerte, daß ihr Mann der erste Schneidermeister der Stadt sei, und daß sie deshalb meinte, man dürfe sich doch auch schon ein wenig zeigen, das heißt, einen Luxus im äußern Auftreten zur Schau tragen, der dem ehrlichen Handwerker oft schwer zu bestreiten wird, und ihm sicherlich nie sehr wohl ansteht.

Besonders zeigte sich diese Prunksucht der Schneidersfrau in der Manier, mit welcher sie ihr Töchterlein kleidete. Hatte sie auf irgend einem öffentlichen Spaziergange ein Kind vornehmer Eltern erblickt, das vor lauter Spitzen und Bändern fast einem aufgeputzten Aeffchen glich, so stellte die eitle Mutter geschwind Vergleichungen zwischen der jungen Treibhauspflanze und ihrem eigenen Herzkäferchen an, und es ließ ihr keine Ruhe, bis dasselbe in eben so lächerlichem Tand eingehüllt war. Ihrem mangelhaften Geschmacke galt Ueberladenheit für Zierlichkeit, und verschwenderische Pracht war ihr mit Zweckmäßigkeit gleichbedeutend. Des armen kleinen Clärchens ganze Schönheit war vonnöthen, daß es nicht durch der Mutter einfältige Eitelkeit zu einer Art von Vogelscheuche wurde. Meister Peter brummte zwar wohl hie und da ein wenig, wenn er die Rechnungen der Putzmacherin revidirte. Auch fand er sein Mädchen nicht eben hübscher in all dem Firlefanz. Aber wer möchte auch gern wegen solchen Kleinigkeiten den Hausfrieden gefährden. Das Kind war ihm an's Herz gewachsen, und wenn dann die Mutter ob seinem Brummen auffuhr und ihm mit derben Worten vorwarf, er sei ein Knicker, der dem einzigen Kinde nicht einmal ein anständig Kleid gönnen möge und lieber das Geld in's Wirthshaus trage, dann zahlte er ohne weitere Wider=

rede und trank des Abends mit seinem Spezialfreund, dem ehrsamen Schuhmachermeister Fechter, einen Schoppen mehr. Man mußte doch seinen Aerger ein wenig herunter schwenken, und daneben war Freund Fechter, der selbst nicht allzuviel von übertriebener Hoffahrt hielt, ganz der Mann, bei dem man in tiefster Stille so ein wenig seinem Groll gegen die unverständige und kostspielige Putzsucht der Frauen Luft machen konnte. Am andern Morgen, wenn das Clärchen die blauen Augen in seinem netten, saubern Bettchen aufschlug und dem glücklichen, stolzen Vater so verständlich und lieblich Guten Tag sagte, da war dann freilich aller Unmuth über die ellenlange Rechnung der Modistin vergessen.

Aber Clärchen war auch so ein wundernettes Wesen. — Zart, fast ätherisch gebaut, wie die meisten frühreifen, über ihre Jahre hinaus gescheidten Kinder, prangte ihr aufgewecktes Gesichtchen doch in einer Art gesunder Frische und nichts, das mußten alle Nachbarsfrauen der eiteln Mutter eingestehen, kam dem feinen, durchsichtigen Roth ihrer kleinen Wangen gleich. Der Frühling schien im Vergessen eine Rose übergangen, und dafür das liebliche Clärchen mit seinem freundlichsten Hauche angeweht zu haben. Und auch gut und freundlich war das Kind; leicht zum Mitleid erregt war das junge Herzchen bei fremdem Leid und mit fast leidenschaftlicher Liebe hieng es an den Eltern, besonders an dem Vater, der doch immer, noch weit eher als die Mutter, mit einem verständigen Tadel zur Hand war, wenn es kindisch fehlte. Mit den Jahren aber änderte sich das ein wenig. Gutmüthig und weichherzig blieb das heranwachsende Mädchen zwar immer, aber Tadel konnte es bald nicht mehr vertragen. Ob einer abgeschlagenen Bitte konnte es stundenlang weinen und trotzen. Der Vater war manchmal verständig genug, seinen Willen durchzusetzen, bei dem einmal Gesagten bleiben zu wollen. Dann aber stellte sich sicherlich die Mutter

an die Seite des greinenden, eigensinnigen Töchterleins, und redete dem Alten schmollend und grollend zu, bis er nachgab, oder war dies nicht der Fall, so flüsterte sie dem verzogenen Kinde heimlich zu: „Sei nur ruhig, Herzchen, du sollst es doch haben.“

Die Folgen dieser verkehrten Erziehungsweise kann man sich denken. Clärchen, obschon es dem Vater noch immer mit kindlicher Liebe anhieng, fieng doch nach und nach an, denselben so als eine Art von Gegner zu betrachten, dem ein kleines Schnippchen zu schlagen das junge Gewissen ihr keine Vorwürfe machte. Sie bemerkte, daß die Mutter sich aus dem Willen des Vaters nicht viel machte, ja, daß sie denselben bei vielen Gelegenheiten absichtlich umging. Da waren denn auch bald die Hauptpfeiler der kindlichen Liebe untergraben: die Achtung und die unbefangene vertrauensvolle Offenheit, ohne welche die Liebe nur eine verkrüppelte, kranke Pflanze ist.

Clärchen mochte ihre zehn Jahre alt sein. Sie war bis dahin in die gewöhnliche Stadtschule gegangen. Ihre Fortschritte in derselben waren befriedigend gewesen, mehr aber nicht. Sie faßte schnell, lernte leicht, aber andauernde Anstrengungen waren ihr zuwider. Sie war eben zu Hause nie darauf hingeleitet worden. Die Mutter, selbst zu ungebildet, um dem Kinde in irgend einer Aufgabe nachhelfen zu können, staunte immer über die Menge dessen, was das liebe Kind schon gelernt hatte. Fast vertrieb sie die Kunden ihres Mannes, die ein Kleid zu bestellen kamen, mit den wortreichen, für unbetheiligte Personen immer eckelhaften Lobpreisungen der erstaunlichen Gelehrsamkeit ihres Töchterleins; von den Nachbarsfrauen aber, die zuweilen anscheinend mit großer Andacht diesem Erzählen mütterlicher Eitelkeit zuhörten, wurde sie bei Hause dafür weidlich ausgehöhnt und ausgelacht.

Diejenigen, die aus Unverstand an die übermäßige Geschicklichkeit Clärchens glaubten, aber selbst keine solchen Wunderkinder besaßen, beneideten die stolze Mutter um das Kleinod, und was das Schlimmste war, der treue Bruder des Neides, der Haß, stellte sich auch nach und nach ein. „Wir begehren keine so übergescheidten Kinder," sagten die Nachbarinnen zu einander. Wer weiß wie das mit der listigen Kleinen einmal werden wird. — Die Unsern sind uns gut genug." Daraus erwuchs selbst dem unschuldigen Clärchen viel Verdruß. Seine Gespielinnen fingen an giftige Bemerkungen über sein Benehmen zu machen. Fehlte es irgendwie, so wurde sicherlich davon zehnmal so viel Aufhebens gemacht, wei bei einem andern Kinde. Daneben vergaßen Einige, deren Eltern wohlhabender waren, oder eine höhere gesellschaftliche Stellung einnahmen, keineswegs, daß Clärchen denn doch am Ende nur eine Schneiderstochter sei, die gar nicht nöthig habe, das Näschen so hoch oder gar höher als Andere tragen zu wollen und da fiel denn manch giftig Wörtlein, welches Clärchen tief verletzt und weinend der Mutter heimbrachte. Da weinte und tobte dann freilich die Schneidersfrau, schalt über die hochmüthige Welt und den Neid der Mitmenschen. Die Gute wußte nicht, daß sie selbst mit ihrem mütterlichen Geprahle, den Saamen gestreut zu dieser demüthigenden Saat. Aus Groll kleidete sie von da an das Mädchen noch auffallender, noch närrischer als früher. Sie wolle den Leuten schon zeigen, daß man das wenigstens vermöge, und sollten die Hochnäsigen vor Neid platzen, pflegte sie zu sagen. Damit goß sie Oel in's Feuer. Des Mädchens Herz wurde verbittert. Auch in ihm wuchsen Neid und Trotz. So weich, so empfänglich ist das Kinderherz, daß der Genius des Guten, wie der des Bösen, nur an ihm vorüberstreifend, die Eindrücke ihrer Flügelschläge zurücklassen.

Es war um dieselbe Zeit, daß ich einmal meine Bekannten besuchte. Meine kleine Jugendfreundin saß schmollend

und weinend im einem Winkel; nur Frau Peter schoß mit hochrothem Gesichte im Zimmer herum. Beide erwiderten nichts auf meinen freundlichen Gruß. Meister Peter bot mir, schier verdrießlich, von seinem Arbeitstisch herab die Hand, sah dabei kaum von dem Rocke auf, an welchem er eben arbeitete und nähte mit großem Eifer weiter, jedes Mal eine leise Verwünschung ausstoßend, wenn ihm darob der Faden riß, der gerade heute von ausgezeichnet schlimmer Qualität sein mußte. Schüchtern wagte ich endlich die Frage, ob es Verdruß gegeben habe. Wie ein Strom ging nun die Rede aus dem Munde der bis dahin vor Aerger schweigenden Frau Peter. „Denkt Euch nur, lieber Adolf, der Mann dort, ist so filzig, sein einzig Kind nicht einmal in die bürgerliche Mädchenschule schicken zu wollen!“ sagte sie zornroth. „Da soll das liebe Kind mit Krethi und Plethi in die gemeine Stadtschule gehen, und nichts Rechtes lernen, bloß die Unarten des gemeinsten Gassengesindels annehmen, und sich von allen andern hochmüthigen Naseweisen über die Achsel ansehen lassen, und alles das bloß, weil den alten Knicker dort das Geld reut, sein Kind etwas Ordentliches werden zu lassen!“

„Ja und des Schreibers Rosalie und des Spezierers Bäbeli gehen jetzt doch auch in die Mädchenschule!“ griesgrämelte mit verweinten Augen das Clärchen dazwischen.

„Ja und sie habens unserm Mädchen schon genug um die Nase herum gerieben, daß wir es nicht vermöchten, das Schulgeld zu bezahlen, und daß es doch nur eine Schneiderstochter sei!“ ergänzte die Mutter.

„Papperlapapp!“ brummte Meister Peter verdrießlich, und fädelte eben eine Nadel frisch ein. „Es ist auch so; — ich bin nur ein Schneider, weiter nichts, und mein Kind soll keine Dame werden, sondern so Gott will, eine brave Hausfrau, die ihren Strumpf flicken kann und damit Punktum!“

„Nein, kein Punktum!“ schrie erbittert Frau Peter.“ Was verstehst du davon, was eine Frau heut zu Tage wissen muß! so lange ich lebe hat Clärchen nicht nöthig Strümpfe zu flicken, und das Herz würde es mir abdrücken, wenn des Schreibers und des Spezierers hochmüthige Kröten die Schadenfreude haben sollten!“ Dabei weinte die Frau die hellen Thränen.

Meister Peter war zu gutmüthig, um den Jammer seiner Frau so ganz gleichgültig anschauen zu können, wie er sich den Anschein zu geben suchte. Im Grunde mochte sich auch sein Stolz ein wenig regen. Es braucht ein starkes Herz dazu, die Selbstüberhebung Anderer so ganz ohne Gemüthsregung zu ertragen; daß aber er und seine Frau, andern Leuten gegenüber, immer gethan, als sei das Clärchen das einzige Kind in der Welt und anderer Leute ihre nur so Nebengewächse, daran dachte in diesem Augenblicke wahrscheinlich in der Stube Niemand, als etwa ich.

In diesem Momente klopfte es an der Thüre und mit vielen Complimenten kamen die Frauen des benachbarten Drechslermeisters Holz und des Spenglermeisters Klopfer in die Stube. „Du meine Güte! was gibt's denn hier?“ rief die Holz, eine große, magere Frau, mit langer Habichtsnase, indem sie rings die Gesichter der Anwesenden musterte, und dabei ihr ein wenig grünschimmerndes Antlitz zu einer großen Freundlichkeit zwang. Die Klopfer, eine ebenso große, dabei aber gewaltig dicke Dame, mit krebsrothem Antlitz, kleiner Stumpfnase und sinnlich aufgeworfenen Negerlippen, schaute mit den kleinen, schwarzen, funkelnden Aeuglein unbeschreiblich vergnügt um sich. Sie witterte einen Verdruß im Nachbarhause, einen kleinen Eheskandal, Stoff zu einem süperben Klatsch.

Im gleichen Tone, wie vorhin, fuhr Frau Peter wieder über ihren Mann her.

„Du meine Güte!“ rief Frau Holz — „was denkt Ihr auch, Herr Peter? das liebe Kind, so voll Talent, ein solches Wunder von Geschicklichkeit in die Stadtschule, wo es doch nichts mehr lernen kann. Oder was meinst du, meine Liebe?“ wandte sich die Sprecherin zu der dicken Nachbarin, die ihren schweren Leibessegen schon in die weichen Polster des Canapees versenkt hatte, daß das Gestelle krachte.

„Jammerschade, wirklich jammerschade!“ erklärte die Dicke, und dabei streifte ein Blick der kleinen Augen gar seltsam und flüchtig das Gesicht der Nachbarin. „Ein geschickteres und gescheidteres Kind gibt's in der Stadt nicht. Da müßte mich doch kein Geld reuen. — Es wäre eine rechte Schande für Euch, Herr Peter.“

„Und warum schickt denn Ihr Eure Kinder auch nur in die Stadtschule?“ fragte Meister Peter zweifelnd die Redseligen. —

„Du meine Güte!“ rief Frau Holz. „Für uns arme Leute würde sich das nicht wohl schicken, wir haben nicht nur ein Kind, und dazu, unser armes Stineli, ist nicht ein Clärchen; es hat nicht so ausgezeichnete Talente.“

„Und wir, wo sollten wir in der theuern Zeit das Geld erschwingen können?“ meinte Frau Klopfer, mit Demuth. „Man bringt's nicht einmal zusammen, um genug essen zu können, heut zu Tage.“

„Aber wie soll's denn ich erstreiten?“ warf Peter ein, indem er mit einem schier komischen Blicke die Gestalt der zwei gute Zentner schweren, armen Hungerleiderin maß.

„Du meine Güte!“ fiel wieder die Holz ein, „bei Euch ist das etwas Anderes! Ihr habt nur das einzige liebe Kind und habt nicht so zu kämpfen und zu streiten, wie Unsereins. Macht nur nicht so den Armüthigen, Herr Peter; die ganze Stadt weiß es, daß Ihr nicht so zu knausern braucht!“

Der Meister, im Innersten geschmeichelt, wollte schmunzelnd widersprechen; aber die guten Nachbarinnen ließen ihn

nicht zu Worte kommen. Ich weiß nicht — aber die Scene begann trotz meiner Jugend und Unerfahrenheit mich anzuekeln. Ich empfahl mich kurz und ging.

Unten im Erdgeschosse befand sich der Laden des Spezierers; zufällig blieb ich davor stehen und kaufte eine Kleinigkeit. Eben wollte ich mich entfernen, als drinnen im Hausgange Stimmen laut wurden.

„Du meine Güte!" die wollen auch zu hoch hinaus mit ihrer Prinzessin, was meinst du, meine Liebe? die alte Närrin meint, es gebe in der ganzen Stadt kein solches Bijoux, wie ihr mageres Gänschen!"

„Ha, ha! kicherte die Andere, „und wie er ein Gesicht machte, der alte Nadelheld, als wir ihm weiß machten, die Stadt glaube, er habe noch Geld am Zins und könnte bald von seinen Renten leben! Gerade wie ein Bauernjunge, dem man süßen Brei in's Maul streicht, sah er aus."

„Kommt nicht gut heraus da, was meinst?" näselte die Erste.

„Der Schneiderhochmuth kommt vor dem Fall!" höhnte die Andere triumphirend.

Damit gingen die Beiden an mir vorbei und fuhren bei meinem Anblick ein wenig zusammen.

Der Leser erräth wer sie waren.

Am gleichen Abend noch saß Meister Peter, früher wie gewöhnlich, in der Schenkstube an seinem Spezialplätzchen. Sein Unzertrennlicher, der Schuhmachermeister Fechter, war noch nicht da. Meister Peter murmelte hie und da ein hastig heraus gestoßenes Wort vor sich hin, blies dazwischen mächtige Wolken aus seiner Meerschaumpfeife, oder nahm einen Schluck aus seinem Glase, das er dann jedesmal wie unwillig wieder auf den Tisch hinstieß. Endlich kam der Schuhmacher, und nahm, wie das seine Gewohnheit war, mit einem kurzen Guten Abend dem Schneider gegenüber Platz, sah ihn eine Weile kurz an, befahl sein Schöpplein und trommelte

bis das Schenkmädchen das Verlangte brachte, den Zapfenstreich mit den Fingern auf dem Tische.

Den Schneider drängte es ein Gespräch anzuknüpfen. Fechter sah es wohl, wie die Gesichtsmuskeln seines alten Freundes arbeiteten und die Rauchwolken aus dem Meerschaum immer hastiger aufqualmten, wie aus dem Schlote eines Dampfers, der, eben aus dem Hafen heraus, die offene Wasserstraße erreicht hat. Aber der Schuster schwieg beharrlich. Es war nun einmal seine peinliche Weise so.

Endlich stieß der Schneider nach einem tüchtigen Schlucke sein Glas so dröhnend auf den Tisch, daß die Kellnerin schier erschrocken herbeisprang und dann mit einer schmollenden Grimasse sich wieder zurückzog, als sie bemerkte, daß es noch nichts nachzufüllen gebe.

Da ließ der Schuster denn doch endlich sein Eis halb aufthauen: „Spektakel gehabt, wieder einmal?“ fragte er kurz, ohne eine Miene zu verziehen, oder seine bequem nachläßige, halbliegende Stellung nur im Winkel im Geringsten zu ververänderrn.

„Hm, ja und nein,“ brummte der Schneider, indem er eifrig an seiner Pfeifenspitze sog.

Der Schuster schwieg wieder gleichgültig. Nach einer schier unheimlichen Pause aber fragte er etwas theilnehmender: „Sonst einen Verdruß?“

„Ja und nein,“ brummte wieder der Schneider.

Der Schuster trommelte wieder gleichgültig seinen Marsch. Der Schneider sah ihn ärgerlich an.

„Meinetwegen, sagte endlich Meister Fechter, „wenn du das Futter deiner Leber nicht herauskehren willst, wie soll ich dann wissen was dahinter steckt?“

Jetzt war's dem Schneider wohler. Das war doch auch eine Aufforderung zum Sprechen; dennoch aber wollte es ihm, er wußte fast selbst nicht warum, immer noch nicht recht durch

die Kehle. „Hm, s'ist wegen dem Mädel, dem Clärchen," würgte er endlich hervor.

Des Schusters gleichgültige Miene veränderte sich jetzt. Er war des Mädchens Pathe, und das Kind war sein Liebling mehr, als er dieß zu zeigen pflegte. Fragend schaute er den Schneider an.

„Nu," sagte endlich der Schneider, „über den Haufen wird mich das Ding gerade noch nicht schlagen."

„Was, das Ding dich?" schrie der Schuster. „Was faselst du da! Bist am Ende in einem Paar Hosen verirrt!"

„Nein, aber da drangsalirt mich meine Alte bis auf's Blut, ich solle das Mädchen aus der gewöhnlichen Stadtschule wegnehmen und es in die vornehmere bürgerliche Mädchenschule thun."

„Und da hast du wieder einmal dein gewohntes Courage gezeigt und bist zum Kreuz gekrochen!" schrie der Schuster jetzt plötzlich ganz lebhaft geworden, halb höhnisch, halb zornig.

„Was sollte ich machen?" entgegnete der Schneider, fast erschrocken über die Heftigkeit seines Freundes. „Die ganze Nachbarschaft steckte sich dahinter; die Holz und die Klopferin schwatzten mir den Kopf voll, von den Talenten des Mädels und wie ich mich schämen sollte, so filzig und dem eigenen Kinde so vor dem Glück zu sein, und nun, da meine Alte noch solche Sekundanten hatte, du kennst sie ja —"

Der Schuster machte eine krampfhafte Bewegung nach seinem linken Beine, gleich als wollte er da ein gewisses Instrument suchen. „Freilich, freilich!" brummte er ingrimmig. „Dein Ellenstecken, mit dem du deine Gründe eigentlich unterstützen solltest, hätte ob dem Experiment Schaden leiden können. Hm, ja in die Mädchenschule mit den Töchterchen der Regierungsräthe und gar der hochadeligen Herren, da steckt's! darum eifert deine Frau plötzlich so für das Erziehungswesen."

Ueber des Schneiders blasses Gesicht schoß brennende Röthe. Hatte der Schuster in seiner eigenen Seele lesen können? Mußte er sich nicht selbst eingestehen, daß er sich selbst über den Gefühlen schon ertappt, welche der schlichte, aber verständige Mann so schonungslos an seiner Frau rügte, und die er doch um Alles in der Welt nie hätte laut werden lassen mögen, die er selbst vor seinem eigenen Gewissen gern verborgen hätte, wenn das sich so leicht hätte thun lassen. Aber, wie das bei den schwächsten Menschen gerade immer der Fall ist, der Schneider wurde fast nie trotzig und entschieden in seinem Willen, als wenn er ob irgend einer Schwäche dermaßen beschämt wurde. Schier patzig fragte denn auch Peter den Schuhmacher:

„Nu, und was hast du denn eigentlich dagegen, daß mein Kind mit anderer vernünftiger Leute Kindern in die Schule gehen soll?"

„Was ich dagegen habe?" sagte der Schuhmacher ernst und legte seine braune, schwielige Hand schwer auf die zarte des Schneiders. „Was ich dagegen habe ist nichts, als daß ihr Beide, du und deine Frau, recht vom Teufel des Hochmuths besessen seid. Ich will dir sagen, was das für Früchte tragen wird. Euer Kind wird in der vornehmen Schule allerdings mehr lernen, als ihr, du und die Mutter, im Stande seid euch je träumen zu lassen. Wäre auch insofern ganz recht das. Bin nicht gegen eine vernünftige Bildung, die den Menschen erst recht zum Menschen macht. Aber ich habe einige Früchtchen dieser Mädchenschulen schon beobachtet, die eben auch bloße Handwerkerskinder waren, wie das deinige. Und daß es bei dem deinigen gerade so kommen wird, wie bei jenen, dafür habt ihr selbst den rechten Grund schon bei dem Clärchen gelegt. Schon jetzt hat das Kind keinen rechten Respekt mehr, weder vor dir noch vor der Mutter, weil ihr in eurer Schwäche es daran gewöhnt habt, seinen Willen durchzusetzen, wo es ihm beliebt nicht gleicher Meinung mit euch

zu sein. In der Mädchenschule nun wird das Mädel nicht nur etwa fertig lesen, ordentlich rechnen und einen vernünftigen Brief schreiben lernen. Bewahre, da werden Geographie, Geschichte und andere noch weit höhere Dinge, deren Name ich kaum kenne, gelehrt — Dinge, von denen weder du noch die Alte etwas wissen, die für euch im rechten Sinne des Wortes polnische Dörfer sind. Das aber wird deine Frau nicht abhalten, Allen die etwas davon hören wollen, von dem Zeug vorzuschwatzen und mit dem wundergelehrten Kinde dick zu thun. Dabei wird sie natürlich nicht unterlassen, allen diesen Dingen die lächerlichsten und verkehrtesten Namen zu geben und sich damit dem Gespötte der Leute auszusetzen. Die erste Folge davon wird sein, daß das Clärchen merkt, daß es mehr weiß als die Mutter und daß es sich selbst Wunderdinge von seiner Gelehrsamkeit einbildet, die zweite, daß es sich seiner Mutter schämen wird und dieselbe vor den Leuten in ihren unpassenden Ausdrücken corrigirt, also ganz unbemerkt mit der Mutter die Rolle tauscht. Schämt sich aber erst ein Kind seiner Eltern, ist es so weit gekommen, daß es seine Erzeuger, seine Ernährer gering schätzt, dann ist's aus mit christlicher Zucht und Ehrbarkeit."

Der Alte hatte sich förmlich in Eifer geredet. Er nahm einen langen Zug aus seinem Glase und schöpfte Athem.

Der Schneider mochte halbwegs von der Richtigkeit des Gesagten überzeugt sein, halbwegs aber war er denn doch, weil in seiner Eitelkeit verletzt, darüber erzürnt.

Es sei doch das erste Mal, daß er einen vernünftigen Menschen behaupten höre, daß eine gute Erziehung so böse Folgen haben müsse, warf er grollend ein.

„Rede ich denn von einer guten Erziehung!" fuhr Meister Fechter wieder drein. „Eine gute Erziehung ist nur möglich, wo Schule und Familie Hand in Hand gehen können, mit einem Worte, wo sie dem Stande des Kindes und seiner zukünftigen Stellung im Leben angepaßt wird, wo sie nicht

Bedürfnisse und Begehrlichkeiten weckt, deren Befriedigung die Kräfte der Eltern weit übersteigt und Unzufriedenheit mit seiner Stellung im Leben erregt."

„Ich dächte doch," meinte wieder der Schneider, „daß einem fähigen Kinde, wenn auch armer Eltern, die Bildung eben so gut zu gönnen sei, wie dem der Reichen und Vornehmen, ja daß sie dem Armen, der sein Brod selbst verdienen muß, noch nothwendiger sei als jenem."

„Das mag meinetwegen der Fall sein," entgegnete verdrießlich der Schuster. „Aber" — wandte er plötzlich das Gespräch — „was soll denn am Ende deine hochgebildete, vornehm gewordene Tochter werden? Zu einer Handwerkersfrau ist sie dann doch wohl zu gut?"

Der Schneider meinte jetzt recht auf dem Ast zu sitzen: „Hm, ich denke eine Erzieherin, eine Gouvernante bei einer großen Herrschaft in Rußland. Die sollen ja einen heidenmäßigen Lohn bekommen und oft eigene Pferde und Kutsche zu ihrer Bedienung haben."

„So!" sagte Meister Fechter gedehnt — „das klänge allerdings so übel nicht. Zwar die russischen Prinzen kommen auch nicht just alle Tage um sich so eine Gouvernante zu holen. Aber weißt du, Freundchen, was das Alles noch kosten wird? „Vier Franken monatlich," entgegnete Peter geringschätzig. „So viel ist mir mein Kind schon werth."

„Mir auch, Freund Peter," sagte der Schuster ernst. „Einem verständigen Vater ist das kein Opfer, von welchem er viel Aufhebens macht, wenn's das leibliche und geistige Heil seines Kindes betrifft. Du wirst aber nicht meinen, daß damit auch nur das Wenigste gethan sei. Eine Erzieherin russischer Grafen und Fürstenkinder muß musikalisch gebildet sein; du wirst dazu ein Clavier anschaffen und einen Musiklehrer besolden müssen. Von einer solchen Erzieherin verlangt man ferner, daß sie wenigstens die französische Sprache fertig spreche, in französischen Umgangsformen bewandert sei.

Da wird's wohl nicht anders gehen, als daß du dein Töchterlein ein Jahr oder achtzehn Monate in eine französische Pension schickest — das aber sind Ausgaben, die sich fein hübsch in die Tausende erstrecken, und bei denen man denn doch wohl thut, seine Bücher vorher ein wenig zu Rathe zu ziehen; denn wenn du einmal angefangen hast, da mußt du es auch zu Ende führen, wenn nicht die Dummheit zur doppelten Größe anwachsen soll."

Meister Peter kratzte sich erst verlegen in den Haaren. Dann aber trat doch der Schaum seiner gekränkten Eitelkeit wieder auf die Oberfläche.

„Das Alles wird wohl noch zu erstreiten sein, Fechter," entgegnete er, schier grollend.

„Des Menschen Wille ist sein Himmelreich," sagte Fechter ruhig, und trank sein Glas zur Neige. „An die schlechten Zeiten hast du nicht gedacht, die möglicher Weise kommen — doch das ist nur so meine Meinung." Er stand auf und sagte kurz: „Gute Nacht."

„Noch eine Flasche, Alter!" rief der Schneider, dem es leid that, den alten Freund in sichtlich übler Laune von sich gehen zu sehen.

„Genug für heut!" antwortete der Schuster kurz. Ich muß meine Sachen zusammenhalten, und du wirst fortan das Deinige auch brauchen." Damit gieng er davon.

Der Schneider sah ihm kopfschüttelnd nach. Manches, was der alte, gutmeinende Freund gesagt hatte, machte ihm denn doch Gedanken. Aber es ärgerte ihn, daß derselbe seine finanziellen Kräfte in Zweifel zog. Er nahm noch einen Schoppen, dem Alten zum Trotz, wie er innerlich sagte, und schwenkte damit seine Grillen hinunter.

Am andern Tage ging Clärchen in die bürgerliche Mädchenschule.

Meister Peter war zwar wohl ein wenig stutzig geworden, über die Worte, die sein alter Freund und Jugendkamerad

gesprochen, und hatte, als er nach Hause gekommen war, einen schwachen Versuch gemacht, seine Hälfte noch vor Thoresschluß auf andere Gedanken zu bringen. Da war er aber schön angekommen. Frau Peter, ohnehin unwirsch über das längere Ausbleiben ihres Eheherrn, antwortete mit scharfen Anspielungen auf liederliche Männer, die lieber ihr Geld im Wirthshause durchbringen, als etwas für das Glück ihrer Kinder zu thun. Die letzten Bedenken aber schlug sie mit der Thatsache aus dem Felde, daß der Gevatter Schuhmacher seinen Buben, den Fritz, auch nicht etwa in die gewöhnliche Primarschule, sondern in die Realschule schicke. Für den Schusterjungen nun sei das nicht zu vornehm, aber für ihr Clärchen sei Alles zu viel. Der Knieriemenführer wolle eben auch oben hinaus und meine, er wolle mehr sein, als seine Freunde. Das schlug durch.

Wir belächeln mit Recht die Eifersüchteleien der höhern Stände und ihre kleinlichen Rangstreitigkeiten, bemerken aber selten den Balken im eigenen Auge, bedenken nicht, daß diese Eifersüchtelei, diese läppische Sucht des Mehrseinwollens hinunter geht durch alle Abstufungen des närrischen Menschengeschlechtes, bis hinab zum Taglöhner, Bauernknecht und Feldmauser.

Es kann nicht in unserer Absicht liegen durch alle einzelnen Begebenheiten der Schuljahre Clärchens nachzuweisen, wie klar Meister Fechter vorausgesehen hatte. Vieles sogar hatte er nicht vorausgesehen, oder wenigstens nicht vorausgesagt. Es war überhaupt seit jenem Abend eine gewisse Spannung zwischen den beiden alten Freunden eingetreten. Sie tranken zwar nach wie vor Abends ihr Schöpplein zusammen, aber die alte Herzlichkeit war nicht mehr ungetrübt da. Meister Fechter vernahm nur so unter der Hand von dritten Personen, daß Meister Peter für Clärchen einen prachtvollen Flügel um den Preis von dreißig Louisd'ors angeschafft, aber freilich nur theilweise baar bezahlt hatte. Fechter

schüttelte der Kopf bedenklich bei dieser Neuigkeit, aber er verlor kein Wort über dieselbe mit seinem Freunde. Er hatte einmal seine Meinung gesagt, und das genügte, seiner Ansicht nach, auf Lebenszeit. Den Schneider hielt eine gewisse Scheu davon ab, etwas davon zu erwähnen. Desto fleißiger aber sprach Frau Peter mit Allen, die es hören mochten, von dem prächtigen Clavier ihres Clärchens. Kaum konnte das geplagte Kind die Tonleiter spielen, so konnte auch sicherlich kein Nachbar, keine Nachbarin, kein Kunde sich vor dem Unvermeidlichen retten, das Wunderkind spielen und von der Mutter in den überschwänglichsten Worten loben zu hören.

Das Uebrige, was der Schuhmacher mit so seltenem Scharfblick vorausgesehen, traf auch nur zu genau ein. Clärchen, trotz seiner ursprünglichen guten Anlagen, bekam nach und nach selbst einen förmlichen Ekel ob dem Benehmen der unverständigen Mutter. Seine allerdings weiter gehende Bildung erweckte in ihm die Idee, als sei es aus einem bessern Stoffe gemacht als seine Eltern. Das junge Herz, ohnehin so sehr angelegt zu phantastischen Träumereien von einer goldenen Zukunft, grollte bald mit dem Schicksal, das ihm in einer übeln Laune den Possen gespielt, es nur als eine Schneiderstochter geboren werden zu lassen. In einer fieberhaften, imaginären Traumwelt lebend, war ihm nichts so sehr ein Gräuel als das, was diese goldenen Traumbilder am meisten zu verscheuchen geeignet war, die häusliche Arbeit, die prosaischen Verrichtungen des Alltagslebens in einer Handwerkerfamilie. Durch seine Gespielinnen angeregt zum Lesen belletristischer Werke, las das Mädchen mit einer Art von Wuth und ohne Wahl die schlüpfrigsten französischen Romane, wenn auch nur in deutscher Uebersetzung. Wer möchte das dem Kinde zum Vorwurf machen. Es kannte das süß Gift nicht, das es aus diesen Büchern tropfenweise einsog, und wenn der Vater hie und da gegen das viele nutzlose Lesen brummte und von Arbeiten sprach, so geschah das in

Ausdrücken die weit eher geeignet waren, bei dem Kinde Geringschätzung und Widerwillen gegen den unbequemen Mahner zu erwecken, als die beabsichtigte Wirkung zu erreichen. Es genügt halt nicht, solche zwar gefährliche, aber oft geniale Schöpfungen, welche das junge Mädchenherz bis in seine innersten Tiefen aufregen, „dummen Schnack und Lumpenwaare“ zu nennen, wie Meister Peter dieses in seiner Manier that. Das junge, von dunkeln Wohllustschauern durchzuckte Herz wird höchst wahrscheinlich immer anderer Meinung sein. Auch darf man nicht übersehen, daß der gute Meister Peter ganz die nämlichen schmeichelhaften Ausdrücke gebraucht haben würde, auch wenn Clärchen ein gutes Buch gelesen hätte, denn sein Verdammungsurtheil galt keineswegs etwa den schlechten Büchern allein, wußte er ja doch kaum, daß es gute und böse gebe, es galt den Büchern überhaupt, und diese selbst auch wären ihm höchst indifferente Dinge gewesen, wenn Clärchen darob nicht versäumt hätte, sich Strümpfe zu stricken. Und die Mutter! Nun, die sah in dem vielen Lesen nur etwas Vornehmes, und einen Hang zum „Studiren“ wie sie sich auszudrücken pflegte, half dabei durch ihr unverständiges Dreinreden in die Strafpredigten des Vaters, das Mädchen in seinem Trotze und in seiner Eigenwilligkeit bestärken, und hatte gar nichts dagegen, wenn das Kind bei derlei Anlässen den Roman von Paul de Kock zornig zuklappte, und, unartig die Thüre zuschmetternd, aus der Stube lief.

Wollte dann Meister Peter nicht von der verblendeten Mutter noch eine Predigt anhören, die ihn, wie er manchmal im Geheimen sagte, fast aus allen seinen Nähten heraustrieb, so that er wohl daran, fein säuberlich zu schweigen.

Diese Unannehmlichkeiten waren es aber nicht allein, die dem armen Meister Peter aus seiner Schwachheit erwuchsen. Viele seiner Kunden — und diese zählten natürlich zu den Solidesten — gehörten dem höhern Kaufmanns- oder Bürgerstande an. Mit Widerwillen hatten diese schon längst

das hochtrabende Wesen der Frau Peter bemerkt. Die Stadt war nicht groß genug, um über die Kleinlichkeiten des Lebens, über die sogenannten spießbürgerlichen Ideen hinaus zu sein. Was half's dem wackern Meister, daß er vor wie nach fleißig arbeitete und gute Arbeit lieferte. Selbst eine größere Schweizerstadt ist noch kein Paris, wo man's gewohnt ist, seinen Schneider in eigener Equipage anfahren zu sehen, wenn er das Maß zu einem Kleide nehmen will. Die Töchter dieser Leute giengen mit dem schönen Clärchen in die gleiche Schule und trugen's fleißig heim, wenn das lebhafte Mädchen hie und da ein Wörtchen fallen ließ, das so gedeutet werden konnte, als betrachte es sich mit seinen vornehmern Mitschülerinnen ebenbürtig. Die vornehmen Mütter konnten das nicht alle verdauen. Sie steckten sich hinter ihre Männer und die Gunst manches bisher wohlwollenden Kunden und Gönners war, wenn nicht ganz verscherzt, so doch wenigstens geschmälert. Ein Schneider mit so weit ausgedehntem Selbstgefühl! Hm. Dazu kamen vermehrte Concurrenz, Einfuhr verfertigter eleganter Kleider, mit vorzüglichem Schnitt und schlechten Nähten, von Paris. Mit einem Worte, das Geschäft Meister Peters hatte sich, ohne daß er es sich selbst gestehen mochte, in wenig Jahren bedeutend verschlechtert; seine Gesellen hatte er nach und nach um ein starkes Drittheil vermindert, weil ihnen die ganze Woche Zeit zum „Blaumachen" übrig geblieben wäre.

Dazu kamen die Abschlagszahlungen an das theure Pianoforte, und die Besoldung des Musiklehrers. Zwar, Meister Peter hielt sich trotz der Umstände wacker und kämpfte sich durch. Bei der letzten Zahlung der dreißig Louisd'ors mußte er aber alle Ausstände eintreiben, die er noch zu gut hatte. Leute, denen er auf Jahresrechnung bis dahin gearbeitet, bekamen ihre Conti jetzt mitten in einem Quartale. Meister Peter war mehrmals auf dem Sprunge gewesen, sich in dieser Calamität an seinen alten Freund Fechter

zu wenden. Er hatte sich auch mit einigen derartigen Andeutungen an seine Frau gewagt. Da kam er aber schön an. Lieber wollte sie nichts als Kartoffeln und Salz essen, ein ganzes Jahr lang, als dem Schuster jetzt diesen Triumph gönnen, meinte sie. Wohl, der würde jetzt nicht übel lachen und am Ende noch ein rechtes Gaudium daran haben, ihn im Peche stecken zu lassen.

Dabei blieb's denn auch. Falsche Scham, die so nahe am Hochmuth streift, siegte. Das Ding aber wurde laut. Die unwillig gewordenen Kunden erzählten sich gegenseitig was geschehen. Die Kaufleute, von denen Peter seine Waare bisher bezogen und deren unbegränztes Vertrauen er früher besessen, wurden stutzig. Der Credit wankte.

So kam die Zeit heran, wo Clärchen ihr sechszehntes Jahr erreichte, confirmirt wurde und die Schule verlassen sollte. Sie hatte dort mit den andern Schülerinnen meist gut Schritt gehalten, in denjenigen Fächern, wo ihre lebhafte, glühende Phantasie ihr zu Nutze kamen, sich sogar ausgezeichnet. Sie war eine schlanke, hochaufgeschossene Jungfrau geworden, deren frühreife Pracht entzückte und blendete.

Ich ging in die Kirche an ihrem Confirmationstage und wahrlich weniger aus Andacht als von dem Wunsche beseelt, die kleine ehemalige Jugendgespielin in ihrem neuen, geschmackvollen Seidenkleide zu sehen. Sie war wirklich entzückend schön an diesem Tage; das fast zu lebhafte Feuer ihres großen Auges, gedämpft durch die lange gesenkte Wimper, die frischen Wangen bläßer, zärter als sonst, wie angehaucht von einem Schimmer des Ueberirdischen. Nie, so kam es mir damals vor, hatte ich ein so reizend schönes Weib gesehen. Noch jetzt besinne ich mich, wie es mir jedes Mal wie ein Stich durch's Herz ging, wenn ich die feindseligen neidischen Blicke sah, mit welchen ihre Gefährtinnen mitten während der heiligen Handlung auf die schönere Confirmandin blickten. Clärchen schien nichts davon zu bemerken; sie schien ganz ergriffen

von der Feierlichkeit des Momentes, und zeichnete sich auch dadurch vortheilhaft vor ihren Gefährtinnen aus. Ach, ihr Herz war weich und warm, empfänglich für das Edle und Schöne, und die böse Saat, die das Leben hineingestreut, war auch jetzt noch nicht so üppig aufgeschossen, um die herrlichen Keime der höhern Natur ganz zu überwuchern.

Jetzt bemerkte ich, daß das Mädchen sich umwandte und verstohlen einen Blick nach der Richtung hinwarf, wo ich stand. Brennendes Roth überfluthete ihr Gesicht und blitzschnell senkten sich wieder ihre Wimpern. Einen Moment berauschte mich dieser Blick. Was hätte ich in diesem Augenblicke dafür gegeben, hätte er mir gegolten! Doch ich wurde bald aus meiner Illusion gerissen. Wie ich mich umwandte um mißtrauisch nachzusehen, wer neben mir vielleicht noch Ansprüche auf diesen Blick erheben möchte, da standen, seitwärts hinter mir, der alte Schuhmachermeister Fechter und sein Sohn Fritz. Kaum bemerkte ich, daß der alte, wackere Mann sich mit der verkehrten schwieligen Hand eine Thräne aus den Augen wischte, ich sah nur die brennenden Blicke, mit welchen mein Jugendkamerad das Bild der reizenden Confirmandin verschlang. Es war das erste Mal in meinem Leben, daß ich ein häßliches Gefühl von Neid gegen den Glücklichern empfand. Mißstimmt verließ ich vor Schluß der Handlung die Kirche. Wie oft grollen wir in jugendlichem Unverstande dem Schicksal, wo es vielleicht sorglich vor des Lebens bitterstem Schmerze durch einen kleinern uns bewahrt.

Wenige Tage nach diesem Auftritte saßen wieder der Schneidermeister Peter und Schuhmachermeister Fechter zusammen bei ihrem Schoppen. Es kam Petern vor, als hätte der schweigsame, alte Jugendfreund ihn lange nicht mehr so freundlich angeblickt, wie heute. Schon sein gewohntes „Guten Abend“ hatte ganz anders geklungen denn gewöhnlich.

Aber zum Sprechen wollte es wieder einmal lange nicht kommen.

Endlich aber konnte der Schuster doch nicht mehr an sich halten. Er platzte los: „Hast eine schöne Tochter, Alter, das muß ich dir sagen; ein liebes Kind. Hab's vorgestern in der Kirche gesehen" — sagte er polternd!

„Warst du dort!" rief der Schneider, erfreut und geschmeichelt zugleich.

„Meinst du denn, ich frage meinem lieben Pathchen nichts mehr nach!" entgegnete Fechter halb grollend halb gerührt. „Wenn schon du und deine Alte mit dem groben Götti schmollt und euch gegenseitig dummes Zeug in den eigensinnigen Kopf hineinredet, bin ich eben denn doch der Alte geblieben. Hab's wie mein bestes Leder — ist zäh' und geschmeidig."

Das Eis war gebrochen zwischen den alten Cameraden. Der Schneider reichte wieder die schmale, weiße Hand hinüber über den Tisch in die harte schwielige des Schusters, und dieser hielt sie einen Augenblick fest wie in einem Schraubstocke. Dann klopfte er mächtig auf den Tisch mit dem leergewordenen Schoppenfläschchen, und befahl trotzig, wie Einer, der das große Loos gewonnen hat, noch eine Flasche aus dem hintern Faß.

„Muß reiner Tisch werden zwischen uns, Alterchen," sagte er fröhlich, „oder ich probire noch einmal meinen Knieriem an dir. Habt zwar dumme Streiche gemacht, du und deine Alte, das ist positiv und bleibt meine Meinung. Basta! Habe aber jetzt doch meine Seelenfreude an dem Mädel, das muß ich gestehen, wenn ich's auch lieber nicht thäte, und ein Anderer, der mich sehr nahe angeht, auch."

Meister Peter war ganz verwundert über diese Herzlichkeit, oder vielmehr über deren rückhaltlose Kundgebung, die etwas schier Unbegreifliches bei dem trotzigen Wesen des

barschen, seltsamen Mannes war. Ein Gedanke durchzuckte plötzlich den Kopf des Schneidermeisters und der Gedanke war die erste Unredlichkeit gegen den alten bewährten Freund; er ward falsch, berechnet mit einem Male, aus Stolz und aus Liebe zu seinem Kinde. Und Meister Fechter in seiner fröhlichen Laune, kam ihm, wie gerufen, entgegen zur Realisirung dieses Gedankens, mit der Frage:

„Und was hast Du jetzt mit dem Mädel im Sinne?"

Dem Schneider schlug s'Herz bei diesen Worten. Ein paar Male räusperte er sich, bevor er es wagte in ziemlich verworrnen Worten darzuthun, wie es jetzt nothwendig wäre, daß das Clärchen, noch ein Jährchen wenigstens, in eine Pension im Waadtlande oder dem Kanton Neuenburg gienge, wenn man jetzt nicht mitten im angefangenen guten Werke stecken bleiben wolle.

Der Schuster schlug auf den Tisch. „Hab' ich dir's nicht gesagt, Alter!" schrie er, „aber damals predigte ich tauben Ohren, aber nun die Sache so ist, was willst du thun?"

Stockend und mit vielen wunderlichen Umschweifen, von schlechten Zeiten, Theurung der Lebensmittel, gestand endlich der Schneider, daß er gegenwärtig noch nicht wisse, wo das Geld hernehmen, um die erste Rate des Pensionspreises, wie das nöthig sei, vorauszubezahlen.

Der Schuster sah dazu gar nicht so erstaunt darein, wie der Schneider wohl erwartet haben mochte, der den Alten über seine finanziellen Verhältnisse nicht so unterrichtet glaubte, wie dieses wirklich der Fall war. Meister Fechter wiegte bloß ein wenig bedenklich das Haupt hin und her, und fragte dann nach dem Betrage des vierteljährlichen Pensionspreises.

„Zwanzig Louisd'ors, die Nebensausgaben hinzugerechnet," sagte der Schneider kleinlaut.

Meister Fechter blies mit ziemlich ernsthafter Miene vor sich hin. „Viel Geld," meinte er nach einer für den Schneider

nichts weniger denn angenehme Pause. „Höre, alter Freund, ich will dir etwas sagen: Schlage dir die vornehmen Possen aus dem Sinne. Das Ding wird noch viel höher zu stehen kommen, als du dir wohl einbildest und am Ende weiß ich nicht ob du damit viel gewinnst, wenn das Mädchen da drinnen zu einer vornehmen Dame umgemodelt wird. Ich habe Beispiele, verstehe aber von dem Dings da drinnen nicht viel. Aber du hast dich schon an dem, was du früher gethan, übernommen. Deine Finanzen stehen übler, als du dir vielleicht selbst gestehen magst."

Der Schneider wollte Einwürfe machen, aber der unbeugsame Schuster ließ ihn nicht zu Worte kommen. „Sprich mir nicht von dem dummen Zeug, von den bessern Zeiten, die kommen werden rc.!" schrie er, fast zornig. „Ich will Gott danken, wenn die Zeiten bleiben wie sie sind. Wir machen eben so viel an der Zeit, wie sie an uns macht; das aber, was sie an uns macht, das ist, daß sie uns täglich älter, ruhebedürftiger macht und das sind dann die bessern Zeiten, auf die du rechnest. Schlechte Spekulation das! Auf den lieben Gott mußt du keinen Wechsel ausstellen, um dein Töchterlein damit in's Welschland zu schicken! Will dir etwas sagen, laß mich nur ausreden. Dein Kind weiß jetzt für eine ordentliche Handwerksfrau von dem gelehrten Wesen genug und wenn einmal ein so guter Anfang gemacht ist, finden sich gute Bücher genug, um sich selbst weiter zu unterrichten, wenn dazu der rechte Drang vorhanden ist. Schick's lieber noch ein Jährchen oder zwei an einen Ort, wo es lernt tüchtig einer Haushaltung vorstehen, denn das ist der beste Brautschatz, den du ihm einmal mitgeben kannst. Oder hast du etwa höhere Pläne? Willst du das Clärchen etwa zu einer vornehmen Dame erziehen, weil du meinst, daß das besonders für seinen einstigen Mann passen werde?"

Eine flüchtige Röthe schoß in diesem Momente über das Antlitz des Schneiders hin. Einen Augenblick schaute er mit

sichtlicher Verlegenheit in das leise zum Spott verzogene Antlitz des alten Freundes. „Wo du auch hindenkst! stotterte er endlich. „Wie könnte ich mir auch so etwas einfallen lassen?“

„Nun denn?“ fragte der andere ungeduldig weiter. „Ich kann dich nicht recht begreifen, Alter,“ entgegnete der Schneider ausweichend. „Du eiferst so gegen alle bessere Erziehung und hast auch deinen Fritz nicht in die gewöhnliche Stadtschule, sondern mit andern vornehmern Kindern in eine bessere geschickt.“

„Da kommst du mir gerade recht. Habe ich das gethan, um meinen Fritz zu einem Herrchen zu machen, das mit dem sechszehnten Jahre schon eine Brille auf der Nase trägt und seinen Vater darüber weg und über die Achsel hin anschaut. Merke dirs wohl — nicht etwa in's untere Gymnasium, um Latein und Griechisch zu lernen, habe ich ihn geschickt, sondern in die Realschule. Deßwegen aber ist und bleibt der Fritz doch nichts weiter als ein Schuhmacher, und hoffentlich ein tüchtiger. Das ist der Fehler unserer Tage, daß die Handwerker meinen, zum Handwerk gehöre keine anständige Bildung und wenn einer ihrer Söhne etwas mehr gelernt habe in der Schule, als das A B C, so sei er zu gut, zu vornehm für des Vaters ehrlichen Beruf, müsse ein Schreiber werden, ein Advokat oder ein Doktor. Mein Fritz soll mehr wissen als ich, weil an ihn, wegen des Fortschritts, der sich in allen Gewerben Bahn bricht, auch höhere Anforderungen werden gestellt werden, als an mich. Er soll wissen, wie der Stoff den er verarbeiten wird, sich zubereitet, soll etwas von den Ländern wissen, aus denen er zumeist bezogen wird. Er soll ferner im Stande sein, einen Brief, einen Conto zu schreiben, ohne daß jeder armselige Commis mit seiner Orthographie Hohn und Spott treibt; er soll auch als Handwerker so viel gelernt haben, um ein verständig Wort mitreden zu können in den Angelegenheiten des Vaterlandes, besonders da, wo es sich um die Gesammtinteressen des Hand-

werkerstandes handelt. Er hat jetzt einen hübschen Anfang gemacht in der französischen und englischen Sprache. Das wird ihm dazu dienen, die Länder, in denen diese Sprachen gesprochen werden, als Handwerksbursch durchreisen zu können, ohne daß es dazu von meiner Seite große finanzielle Opfer erfordert. In jenen Ländern stehen die Gewerbe in ihrer höchsten Blüthe, dort wird er sich auch in seinem Berufe vervollkommnen können. Ist er, wie ich's hoffe, vom rechten Schrot und Korn, hat das Herz auf dem richtigen Flecke, nun, dann wird er nicht nöthig haben seine frohen Stunden in der Blaumontagskneipe zu suchen. Seine Bildung wird ihm den Weg zu anständigern gesellschaftlichen Genüssen bahnen, oder wo diese fehlen, wird ein gutes Buch, das er mit besserm Verständniß lesen können wird, als wir beide alten, unwissenden Kerle, ihm Ersatz dafür bieten. So sollten nach meiner geringen Meinung die Handwerker die Bildung, die sie ihren Söhnen geben wollen, auffassen, dann würde es um den Handwerkerstand auch bald anders aussehen. So wie einst, — der Fritz hat mir das erklärt und es hat mich recht erfreut, daß der Blitzjunge das gewußt hat — zu Zeiten der Blüthe der deutschen freien Reichsstädte der Handwerker oft einen Tag den Küferhammer, oder die Schneiderscheere handhabte, und des andern Tages im Rathe der durch die Gewerbe zu Blüthe und Macht gelangten Vaterstadt das Scepter des regierenden Bürgermeisters schwang, wo ein deutscher Leineweber die rechte Hand des mächtigen Kaiser Karl V. war, so auch würde es wieder kommen, wenn wir alle den rechten Handwerksstolz besäßen und uns nicht von jämmerlichem Hochmuth blenden ließen. Ohne Bildung ist der Mensch freilich heut zu Tag kein Mensch, aber diese Bildung soll die rechte Richtung bekommen. Die jungen Bürschleins, für die wir unsere sauer erworbenen Batzen hergeben, sollen die Hand und das Gewerbe achten lernen, die es ihnen möglich gemacht, die segensvolle Wohlthat besserer

Schulbildung zu genießen. Sie sollen wissen, daß der Handwerker, der im Schweiße seines Antlitzes sein Brod verdient, den Besten ebenbürtig ist, sobald er ihnen gleichkommt an Tugend und Rechtschaffenheit, sollen wissen, daß es nicht das Pech an meinen Beinkleidern, nicht der Schmutz am Aermel des Tischlers, oder der Ruß im Gesichte des Schmieds sind, die den Handwerkerstand verächtlich machen, sondern einzig der Schmutz, der gar zu häufig an seiner Seele klebt, wegen Mangels besserer Erziehung und daraus folgendem Mangel an richtigem, eben so wohl von lächerlicher Selbstüberschätzung wie von Selbstunterschätzung freiem innerm Bewußtsein."

Der Alte hatte sich förmlich in Eifer geredet. So viel hatte ihn der Schneider seit bald zwanzig Jahren ihrer abendlichen Zusammenkünfte nie auf einmal sprechen hören. Er staunte den schlichten Mann, mit den aufgestreiften Hemdärmeln und dem grünen Schürztuche schier mit offenem Maule an. „Aber," sagte er endlich schüchtern, „da begreife ich nicht, warum Du dem armen Clärchen seine Pension nicht gönnen magst."

„Höre Freund," entgegnete der Schuster, nachdem er einen wackern Zug aus seinem Glase genommen, „Clärchen ist kein Mann. Clärchen soll im Gegentheil einen solchen wackern Mann bekommen, wie ich ihn dir eben geschildert. Es soll sich ernähren lassen, nicht sich selbst ernähren, und seinen Mann dazu. Soll eine gute wackere Hausmutter werden und seine Kinder erziehen in Gottesfurcht und Sitte und dazu besitzt es jetzt der Schulwissenschaft genug. Ein freundlich Lied hat es singen gelernt, und kann sich selbst dazu begleiten, zum Clavier, zur Freude des Hauses, zur Erholung des Mannes nach vollendeter schwerer Tagesarbeit. Eine Salondame, die von nichts als von Bällen und Soireen träumt, soll es, so Gott will, nicht werden.

„Aber," entgegnete der Schneider, der mit Mißmuth seinen gefaßten Plan scheitern sah, „du sprichst immer von

dem zukünftigen Manne meines Clärchens, als wenn der schon so fix und fertig da wäre.“ —

„Wird sich finden, Alter, wird sich finden!“ schrie der Schuster. „Ich habe diesen Abend viel von ihm gesprochen und am Ende weiß dein Clärchen schon mehr davon als du selbst.“

Meister Peter horchte scheinbar, als wär ihm erst jetzt die rechte Meinung seines Freundes deutlich geworden, hoch auf. Einen Augenblick zuckten seine Oberlippe und seine Nase empor. Zu flüchtig aber war dieses bezeichnende Zucken, als daß es der Schuster bemerkt hätte. Bald wäre dem Schneider etwas herausgeplatzt, für das er sich nachher selbst mit dem Ellenstecken hätte züchtigen mögen. Er sagte aber schlau: „Nun, das wäre etwas, Freund Fechter, das von meiner Seite wenig Besinnens braucht. Aber was soll ich mit dem Mädchen machen, während der Jemand auf Reisen geht. Die Alte hat sich nun einmal in den Kopf gesetzt, daß das Kind in's Welschland soll, und ich selbst habe dem Trotzköpfchen das Versprechen gegeben.“

Und wenn dir die Moneten dazu fehlen?“ sagte der Schuhmacher gleichgültig.

Meister Peter ward wieder roth. „Ich hatte da ein wenig auf dich gerechnet,“ sagte er endlich kleinlaut. „Dir ist's ein Leichtes mir momentan aus der Klemme zu helfen, und in einem Jährchen oder zweien“ — — —

„So,“ fuhr Meister Fechter dem Schneider in die Rede, „also ich soll noch zu der Narrheit mithelfen, gegen die ich seit vollen zwei Stunden predige, wie der Täufer in der Wüste. Nicht übel! Pech und Narrheit ohne Ende!“ Der Schneider zuckte die Achsel. „Da zähle Einer doch noch auf seine Freunde,“ sagte er empfindlich und trank sein Glas aus. —

„Na, so höre doch,“ sagte der Schuster begütigend, „ich bin kein Filz, und wenn du zu etwas Gescheidtem — —“

Der Schneider hörte nicht, sondern schoß ohne Gruß zur Thür hinaus.

Verdrießlich, leerte auch der Schuster sein Glas und folgte langsam dem Davoneilenden nach.

Der Schneider stürmte heim zu seiner Familie. Er war wild über seine Frau, über sein Kind, über sich selbst und zu allermeist über seinen Freund Fechter. Drum gab er auch auf die Fragen seiner Hälfte kurzen Bescheid und legte sich zu Bette. Auf Fechter hatte er seine Hoffnung gebaut. Von ihm, dessen Entschiedenheit zu Festhaltung einmal gefaßter Entschlüsse er genugsam kannte, hoffte er im vorliegenden Falle nichts mehr. Er wälzte sich schlaflos in seinem Bette umher. Auf den Pensionsplan mußte er jetzt, so oder anders, verzichten. Das aber seiner Frau und dem Kinde mitzutheilen, dazu fehlte ihm der Muth.

Am folgenden Morgen waren die ersten Worte, die seine Frau sprach, auf diesen Gegenstand gerichtet. „Ich denke nur darüber nach," sagte sie, „was für Stoffe ich dem Clärchen zu Sommerröcken wählen soll; die alten kann es in der Pension doch nicht mehr gebrauchen, sie sind aus der Mode, und ausgelacht soll mir das Kind von den andern Pensionstöchtern nicht werden."

„Ja, wenn das Clärchen überhaupt nur in die Pension kommt," sagte endlich der Schneider, halb mürrisch und trotzig, halb furchtsam. Seine Hand zitterte aber dabei so, daß er den Inhalt seiner Caffeetasse halb verschüttete, den er eben zum Mund führen wollte.

Mutter und Tochter sahen den Alten befremdet und erstaunt an.

„Was sagst du da?" fragte nach einer Pause die Mutter. „Ich dächte, das wäre eine abgemachte Sache."

„Ja, schön abgemacht!" sagte der Schneider trostlos. „Wo das Heidengeld hernehmen? Ich habe keine zweihundert

Franken mehr ausstehend, dazu wartet mit Schluß dieses Monats der Wechsel des Tuchhändlers B. im Betrage von 300 Franken auf mich."

Frau Peter erstarrte. Zuerst wollte sie die Sache nicht glauben; als ihr aber nichts anderes übrig blieb, ergoß sie sich zum ersten Male in einer Fluth von Schimpfreden über den Mann. Er allein mußte jetzt Schuld an dieser Lage sein, mußte Alles durchgebracht haben. Die Tochter hörte dem eine Weile zu, dann schoß sie zürnend und laut schluchzend zur Thüre hinaus.

Als die Mutter sich endlich ausgetobt hatte, und ein wenig zur Besinnung kam, dachte sie aber auch an das, woran ihr Mann schon gedacht hatte, an ein Anleihen bei dem Schuhmacher Fechter.

„Das habe ich ja schon versucht!" betheuerte der Schneider verzweiflungsvoll. Aber der wird mir in alle Ewigkeit nichts geben, weil er gar nicht haben will, daß das Mädchen in eine Pension gehe. Denke doch, er sinnt auf eine Heirath zwischen dem Clärchen und dem Fritz, und da der Fritz weiter nichts als ein Schuhmacher werden soll, so meint er, es wäre sehr überflüssig, daß seine Frau zur vornehmen Dame erzogen werde.

Frau Peter fuhr förmlich vor Entrüstung in die Höhe. „Was" — schrie sie mit einer Grimasse des Abscheues, „was bildet der Lederklopfer sich ein! Clärchen eine Schustersfrau! Nein, dazu habe ich das Kind nicht erzogen. Lieber soll es Zeitlebens eine Jungfer bleiben, als so sich wegwerfen!"

Die Frau, welche so eben nicht zu stolz gewesen war, um ihren Mann zu dem verachteten Schuster schicken zu wollen, das Pensionsgeld für die Tochter zu erbetteln, gerieth fast außer sich, bei dem Gedanken, daß dieser Schuster es wagen könne, an ihr Clärchen als seine Sohnsfrau zu denken. Sie ergoß sich noch förmlich in höhnischen Reden über den alten Pfennigfuchser und seinen lederklopfenden Sohn, als beschei-

den an die Thüre gepocht wurde und Meister Fechter im Schurzfell hereintrat.

„Ah, was macht ihr denn für Gesichter, als wenn Belzebub leibhaftig durch's Schlüsselloch gekommen wäre!" fragte der Alte, erstaunt über die verblüfften Mienen Beider. Frau Peter war förmlich sprachlos geworden. Der Schneider murmelte etwas von unerwartetem Vergnügen. — —

„Bah! lassen wir das!" meinte Fechter. „Warst gestern Abend so zornig wie ein Preuße und ließest mich nicht vernünftig ausreden. Habe mir das Ding zu Hause noch überlegt. Ist eine Dummheit, eine capitale Dummheit! Sollst mir aber nicht sagen können, ich habe einen alten Freund im Stiche gelassen, der mich zum ersten Male in seinem Leben um einen Gefallen bittet. Da — damit stellte er einen gewichtigen Geldbeutel auf den Arbeitstisch des Schneiders — findet sich das Nöthige um eure Marotte durchzuführen. Ich wasche meine Hände in Unschuld."

Meister Peter und seine Frau sahen aus wie zwei Salzsäulen.

Bevor sich aber die Beschämten von ihrem Erstaunen erholen konnten, hatte der Schuster schon wieder die Thürklinke in der Hand:

„Ich muß zum Zuschneiden," sagte er, „sonst müssen meine Gesellen warten, und das verträgt das Handwerk heut zu Tage nicht mehr. Guten Morgen."

II.

In der Fremde.

Der Wagen harrt, es wiehern hell die Rosse,
Der Wagen harrt, der heute dich entführt,
Aus deines Vaterhauses trautem Schooße;
Du bist so still, so träum'risch und gerührt!
Und dennoch glänzen deiner Augen Sterne,
Geheimnißahnend, Bilder sel'ger Lust,
Du lachst durch Thränen der verklärten Ferne
Entgegen; jubelnd klopft die junge Brust.

Du junges Herz, du sel'ges Träumeweben!
Du ahnungsreiche, gold'ne Jugendzeit!
Wo heitre Bilder nur den Sinn umschweben,
Wo sich versteckt die Schlange Wirklichkeit;
Auf luft'gen Höh'n, in dunkeln Thales Gründen,
All' überall läßt sie dich Poesie,
Im Schmerze selbst noch sel'ge Wonnen finden,
Die ewig junge Zaub'rin Phantasie.

Ein lichter Engel schwebt in deinen Räumen,
Du süß geträumte, prächt'ge Jugendwelt,
Der einen Schleier, dicht mit goldnen Säumen,
Zukunftverhüllend dir vor's Auge hält.
Warum, warum doch dieses sel'ge Leben
So flüchtig schnell dem Menschenkind entflieht,
Warum der Engel im Vorüberschweben,
Mit einer Thräne weg den Schleier zieht!

Die Pension für Clärchen war gefunden. Ich lehnte an einem Pfeiler des Postgebäudes, als sie an einem schönen Frühlingsmorgen in den Wagen stieg, um sich nach ihrem zukünftigen Aufenthalte im schönen Waadtlande zu begeben. Schon hatte sie von Vater und Mutter Abschied genommen, und winkte auch mir freundlich zu, mich ihr zu nähern. Lächelnd, ohne Gemüthsbewegung reichte sie mir die kleine, weiße Hand zum Lebewohl. Dann blickte sie sich suchend um.

Ein tiefes Roth überhauchte ihre Wangen und Stirne, als Fritz, den ich bis dahin nicht einmal gesehen hatte, von der andern Seite der Straße hervorkam und die ihm dargestreckte Hand faßte. Er hatte geweint, das sah man seinem Gesichte deutlich an. Clärchen fuhr sich ebenfalls lebhaft mit der linken Hand über die Augen; ob sie eine flüchtige Thräne mit dieser Bewegung verbergen wollte, ich weiß es nicht. Aber sie lächelte. Der Blick in die lachende Zukunft überwog des Scheidens flüchtigen Schmerz. Wußte sie es wohl, daß der gute Junge es war, der nach hartnäckigem Widerstande seinen Vater bewogen hatte, dem Schneider die Summe vorzustrecken, welche dazu dienen sollte, dem Liebenden die Geliebte zu entführen? Später wenigstens mußte sie das erfahren. Der Postillon klatschte, rasselnd fuhr der Wagen davon über das Pflaster, bald war nur noch das weiße Tüchlein des Mädchens sichtbar, bis auch dieses grüßende Zeichen hinter einer Ecke der Straße verschwand.

Von Clärchens Aufenthalt in der Pension weiß ich nicht eben Vieles zu sagen. Das Institut war, wie damals solche Anstalten waren, wie sie heute noch sind, mehr darauf berechnet, feinen Anstand, sogenannte Weltbildung den jungen Zöglingen einzuimpfen, denn wirklich nützliche, praktische Kenntnisse. Für Kinder aus höheren Ständen waren und sind sie noch jetzt geeignet, der ins Leben tretenden Jungfrau jenen feinern Schliff, jenes selbstvertrauende, anständige Auftreten beizubringen, welche nun einmal eine Lebensbedingung dieser Stände ausmachen. Ich hatte hie und da Gelegenheit, einen von Clärchens Briefen an ihre Eltern zu lesen. Dem Tone dieser Briefe mangelte die einfache Herzlichkeit. Ein gewisses prätentiöses Wesen, viele Einmischung von französischen Wörtern, die den Alten unverständlich waren, erregten mir einen gewissen Widerwillen, ein unbehagliches Gefühl, wenn ich diese Schreibereien, der Mutter zu Gefallen, las. Schilderungen der schönen Kleider ihrer vornehmen Gefährtinnen,

und nicht undeutliche Zeichen einer tiefen Unzufriedenheit mit ihrer eigenen Toilette machten fast immer die Quintessenz dieser töchterlichen Ergüsse aus.

Es war um diese Zeit, daß mein Jugendkamerad Fritz, der sich einige Zeit über ziemlich entfernt von mir gehalten hatte, sich mir wieder mehr näherte. Ich war früher sein vertrautester Spielkamerad gewesen. Der liebende Jüngling bedurfte eines Vertrauten. Von ihm erfuhr ich, daß zwischen den jungen Leuten ein lebhafter Briefwechsel bestehe, daß Clärchen ihm das Geständniß ihrer Liebe dagelassen und seit ihrem Aufenthalte in der Pension mehrmals brieflich erneuert hatte. Fritz zeigte mir diese Briefe, die er wie heilige Reliquien aufbewahrte. Sie lauteten freilich auch ganz anders als diejenigen an die Eltern; viel mädchenhaftes Geplauder, Vieles, das auf eine ziemliche Dosis Eitelkeit der schönen Schreiberin hindeutete, fand sich auch da vor, aber am Schlusse des Briefes ließ sich nicht verkennen, daß eine zarte Neigung zu dem hübschen, wackern Jugendfreunde die Hand geführt, welche diese duftenden Blätter so zierlich beschrieben hatte. Mein Jugendfreund schwamm in einem Meer von Seligkeiten und goldenen Zukunftsträumen. Sein Vater, dem der wackere Sohn so recht eigentlich ans Herz gewachsen war, hatte auf seinen dringenden Wunsch ihm die Zeit, für welche er, nach des Alten unwiderruflichem Entscheide auf die Wanderschaft gehen sollte, zum Voraus um ein Jahr abgekürzt und blos auf zwei statt auf drei Jahre bestimmt, und ihm da ein gut Stück eigener Ueberzeugung zum Opfer gebracht.

Wenige Tage darauf trat Fritz eines Morgens reisefertig zu mir ins Zimmer. Selten mag wohl ein so schmucker Handwerksbursche wie er die Straßen des heiligen römischen Reiches durchwandert haben. Seine schlanke, kräftige Gestalt nahm sich prächtig aus in der grauen reinlichen Blouse, vom glänzenden Ledergurte um den Leib zusammengehalten,

und unter dem mit Wachsleinwand überzogenen Hute drängte sich in reicher Fülle das lockige Haupthaar hervor, die helle, offene Stirne nur leicht umkräuselnd. Er wollte seine Wanderung beginnen und zwar, nach dem ausdrücklichen Willen des Vaters, zu Fuß, vorerst die Reise nach den bedeutendsten Städten Frankreichs machen. Er erbat sich meine Begleitung für eine Strecke Weges. Sonst war er allein und all der fröhliche Skandal, welchen scheidende und sich das Geleite gebende Handwerker sonst zu entfalten lieben, war auf den Wunsch des strengen Meisters Fechter unterblieben. Der Alte hatte seinem Sohne nicht mehr denn drei Goldstücke mit auf den Weg gegeben. „Das genügt," hatte er gesagt. „Habe mit weniger als der Hälfte dieses Geldes einst meine Wanderung angetreten. Du sollst dir selbst helfen lernen. Brauchst du Geld, so arbeite; hast du welches, so reise meinetwegen dahin, wo du glaubst, dich in deinem Berufe noch besser vervollkommnen zu können; wirst du krank, so schreibe mir, du weißt, wo dein Vater wohnt." Mit diesen Worten hatte der wunderliche Alte ihm die Hand geschüttelt und war dann stille wieder an seine Arbeit gegangen.

Ich ging mit Fritz hinaus eine Stunde Weges vor die Stadt. Nie wohl ist ein junges, hoffendes und liebendes Herz mehr zum Vertrauen geneigt, als in der Aufregung des Scheidens. Jedes Wort des Freundes athmete nur die leidenschaftlichste und treueste Liebe zu Clärchen. Kaum hätte ich den ernsten, besonnenen, lebenstüchtigen Burschen solcher tiefen Leidenschaft fähig gehalten. Falls Clärchen früher denn er heimkehren sollte ins väterliche Haus, sollte ich über das Mädchen wachen. Sein früheres Mißtrauen rücksichtlich meiner, wenn er überhaupt je ein solches gehegt hatte, war gänzlich verschwunden. Ich versprach es ihm, und wir schieden mit brüderlicher Umarmung.

Guter Fritz, mit wie hochgeschwellter Brust, mit welch freudigen Hoffnungen pilgertest du der neuen, fremden Welt entgegen!

Es vergingen einige Monate, ohne daß ich von Clärchen etwas Außerordentliches vernommen hätte. Ein anderes Mädchen, Tochter eines Beamten, die sich in der gleichen Pension mit Clärchen befand und mit meiner in gleichem Alter befindlichen Schwester befreundet war, pflegte indeß der letztern hie und da zu schreiben. Ich las diese Pensionsergüsse, welche meine Schwester mir manchmal mittheilte, nur selten.

Eines Morgens brachte der Briefbote wieder einen solchen Brief. Meine Schwester eröffnete denselben mit gewohnter Ungeduld. Mädchen werden einen Brief immer wie eine große Wichtigkeit behandeln, wenn der Inhalt auch noch so nichtssagend wäre. „Ach, sieh da, da steht ja auch etwas von deiner Freundin, dem Clärchen," sagte sie, als sie den Brief schier zu Ende gelesen. Ich riß dem Schwesterchen den Brief, der jetzt plötzlich für mich ein Interesse gewonnen, flink aus der Hand und gab ihn auch trotz aller Reklamationen der mit Recht über meine Ungezogenheit sich Beschwerenden nicht wieder heraus, bis ich den betreffenden Passus gelesen hatte. Dieser Passus lautete folgendermaßen:

„Apropos, meine liebe Sophie, schier hätte ich vergessen, dir etwas von des Schneiders Clärchen zu melden. Die sieht seit einigen Tagen aus wie mondsüchtig. Denke dir, da haben einige Töchtern der Pension vorige Woche eines Abends eine Spazierfahrt auf den See gemacht. Schade, daß ich einer leichten Unpäßlichkeit wegen nicht mit dabei sein konnte, um das romantische Abenteuer mit zu erleben. Auf der Spazierfahrt also, als die Mädchen ungefähr mitten auf dem See sein mochten, erhob sich plötzlich ein gewaltiger Sturm. Sie hatten nur einen einzigen Schiffer bei sich, einen ziemlich unerfahrenen Jungen. Die Eigensinnigen hatten selbst rudern wollen. Nun kannst du dir vorstellen, meine Liebe, welche Angst die ausstanden. Gewiß hat sich Clärchen dabei mit einem ihrer Herkunft wür=

digen Heldenmuthe benommen. Ein Weilchen ging's noch ganz ordentlich dem Ufer zu, so lange die Wellen nicht ins kleine Schifflein schlugen. Als sie aber dem Ufer näher kamen, brauste eine mächtige Welle auf das Schifflein ein und stürzte darüber hin, so daß Jedermann auf dem Lande meinte, die ganze Gesellschaft sei in den Fluthen begraben, und Alles einen Schrei des Entsetzens ausstieß. Als aber der Schaum ein wenig verflog, da tanzte das Schifflein freilich wieder lustig auf den Wogen, mit den todtenbleichen Mädchengesichtern war es wieder aufgetaucht wie eine Ente, nur eine von Allen fehlte und diese war Clärchen. Es mußte vor Schreck seinen Haltpunkt verloren haben, einen Augenblick sah man sein weißes Kleid noch über dem kochenden Geströme schweben, dann verschwand es spurlos. Schreckensrufe ertönten von allen Seiten. In diesem Augenblick des Wirrwars stürmte ein junger, hübscher Mann, wenn man so sagen darf, denn der Bursche war noch keine zwanzig Jahre alt, ans Ufer, riß eines der da angebundenen Schifflein von der Kette, faßte kühn das Ruder und lenkte das Schiff mit kräftiger Hand hinaus in den wüthenden See. Alles starrte ihm mit angehaltenem Athem nach. Fast hatte er den Ort des Unglücks erreicht, eine neue mächtige Welle, grimmiger als alle vorhergegangenen, schier wie ein kleiner Berg daherbrausend, faßte das kleine Fahrzeug von der Seite, schleuderte es für einen Augenblick hoch empor und schaukelte es wie einen leichten Federball — ein markdurchschneidender Schrei des Entsetzens aus allen Kehlen — das Schifflein schaukelte und schoß in unregelmäßigen Kreisen umgeschlagen auf dem Wasser umher; der kühne Retter war verschwunden.

„Geht dir nicht der Athem aus, liebe Sophie, bei dieser haarsträubenden Schilderung! Was sagst du zu meinem Styl? Glaubst du nicht, es stecke am Ende eine kleine Anna Redcliffe in mir? Sei nur nicht so entsetzt, falle

mir nicht etwa in Ohnmacht, denn so weit wollte ich's mit meinem ersten Versuche im Romantischen nicht treiben.

„Also, das Schifflein schwamm herrenlos auf den Wellen, die mit wahrer Wuth fortheulten und tobten, aber von dem jungen Herrn und von dem unglücklichen Clärchen war keine Spur mehr zu sehen. Eine Minute oder zwei vergingen den am Ufer zusammengelaufenen Menschen in tödtlicher Angst. Alle Gesichter waren weiß geworden wie der Schaum, den die empörten Wellen aufspritzten — da plötzlich schoß etwas aus diesem Schaum empor, oder wurde wie durch eine unsichtbare Macht emporgeschleudert. — —

„Ma foi, mon amie, lies das Weitere in Schillers Ballade vom Taucher; doch nein, der Herr, der auftauchte, hatte in der Eile keine Zeit gehabt, seinen eleganten Rock abzuwerfen, und hatte den gefährlichen Sprung ins kalte Element in der vollständigen Tracht eines Cavaliers von der heutigen guten Gesellschaft gethan — folglich kann das Gleichniß von dem Arm und dem glänzenden Nacken, die dort bloß wurden, hier nicht zutreffen; indessen, etwas Weißes tauchte neben dem schwarzen Rock und notabene neben dem hübschen triefenden Lockenkopf des Jünglings auch empor und das war — das weiße Kleid Clärchens, und was noch besser war, in dem Kleide, wie das zu erwarten stand, auch das Clärchen selbst. Der junge Mann kämpfte wie ein Verzweifelnder mit dem einen freien Arm gegen die Wogen, während der andere die halb Ertrunkene mit Riesenkraft festhielt, und wurde zum Glück durch eine tüchtige Sturzwelle ans Ufer gespült, wo hundert Hände sich ihm entgegenstreckten, um ihn dem drohenden Wassergrabe zu entziehen.

Chère amie, du wirst mir verzeihen, wenn ich jetzt von der unvermeidlichen Ohnmacht und dem allmäligen Erwachen der Heldin des Abenteuers nur wenige Worte mache. Ich weiß nicht, aber die Tinte will nicht recht aus meiner Feder fließen, um dir, wie das eigentlich in einem Roman

sein sollte — den Moment zu schildern, wo die Gerettete endlich die schönen Augen wieder öffnete und zu dem über sie hingebeugten Retter aufblickte. Ich kann mir das rührende Bild nicht recht vorstellen, ohne den Papa Schneidermeister zugleich mit untergeschlagenen Beinen auf seinem Schneidertische sitzend mir hinzuzudenken. Nimm mir das ja nicht etwa als eine kleine Eifersucht auf, meine Liebe. Ich bin durchaus keine Liebhaberin von so frostigen Todesgefahren, und mag, offen gestanden, dem zarten, hoch hinauswollenden Clärchen das romantische Bad weit besser gönnen als mir selbst. — Aber der Retter — ich glaube nicht, daß ich etwas dagegen hätte, wenn der seinen Arm um eine gewisse kleine Freundin von dir — bah! ich will mir doch das Erröthen ersparen, das, wie man sagt, nach der Pension riecht! Nun, aus dem Wasser brauchte er mich eben nicht zu ziehen, aber, wenn's doch sein müßte, in einem Ballsaale von einem Sitze und in die hübschen Wogen einer Mazurka hinein. Der junge Mann gehört einer der besten Familien des Waadtlandes an — und ich wäre schon ein wenig neugierig, wie solch ein kühner Retterarm sich anfühlt. Clärchen aber, das ist, wie gesagt, seit jener Scene ganz träumerisch geworden, eine wahre Mondscheinprinzessin. Es wird doch, im Hinblick auf seine Herkunft, sich keinem dummen Gedanken hingeben: — Was meinst du?

„Eben geht der Held des Abenteuers unter unserm Fenster vorbei. — Er schaut herauf. Verzeih! ich habe kaum Zeit, dir noch zu sagen, daß ich, wie immer, bin deine dich ewig liebende Bertha."

Man sieht aus diesem Briefe — Clärchen hatte in der Pension im Waadtlande treulich wieder gefunden, was sie in der Vaterstadt verlassen hatte, nämlich die Geringschätzung ihrer vornehmern Gespielinnen, die sich auf das Vorurtheil der geringen Herkunft gründete, oder darin wenigstens einen günstigen Vorwand fand, dem Neide über Clärchens jugend-

liche Schönheit und ihre sonstigen hervorragenden, guten Eigenschaften den Zügel schießen lassen zu dürfen.

Bertha war zwar eine Beamtentochter, aber doch auch eine Jugendgespielin Clärchens. Sie war freilich ein wenig eitel auf das Erstere, aber sonst im Grunde nicht gerade böse. Sie war blos spottsüchtig, nur hie und da, so was man im Französischen sagt, „malicieuse“.

Mich widerte der Brief an, wenn auch seine drollige Fassung mir fast ein Lächeln abnöthigte. Das Abenteuer mit dem schönen Waadtländer aber flößte mir Besorgnisse für meinen Fritz ein. Doch da keine weitern Nachrichten von Clärchen in der nächsten Zeit an mich gelangten, so vergaß ich auch bald diese Besorgnisse über den näher liegenden Ereignissen, die jetzt eintraten.

Die Gerüchte von den finanziellen Verlegenheiten des Meister Peter gewannen immer mehr an Bestimmtheit. Zwar hatte der Schneider noch das zweite Quartal des Pensionspreises für Clärchen bestritten, aber freilich nicht, ohne daß man hie und da in der schon früher erzählten Weise bei seinen Kunden von neuen Verlegenheiten gesprochen hätte, in denen er sich befinden müsse.

Seinem Freund, dem Schuster Fechter, aber fing Meister Peter an so allgemach auszuweichen. Kamen sie des Abends in ihrer Schenke noch hie und da zusammen, so war der Schneider einsilbig, gedrückt, überhörte häufig die Reden seines sich lange noch immer gleichbleibenden Freundes, gab zerstreute, manchmal ganz verkehrte Antworten darauf und suchte so bald wie möglich eine Gelegenheit, sich zu entfernen.

Dieses Benehmen machte endlich den gutmüthigen Meister Fechter stutzig. Er war gewohnt, gerade von der Leber weg zu sprechen, und verlangte, daß seine Freunde ein Gleiches thun sollten, wenn sie etwas gegen ihn hätten. Den wahren Grund von des Schneiders Einsilbigkeit ahnte er

nicht, wußte nicht, daß es die Verlegenheit eines Schuldners gegenüber einem Gläubiger war, den man befriedigen zu können zweifelt, die den armen Meister Peter peinigte. Der Schuster hatte seinem Freunde das Geld gegeben, ohne einen Termin für die Zurückerstattung zu bestimmen, hatte auch keineswegs auf eine Zurückerstattung in der nächsten Zeit gehofft. Daher dachte er auch nicht im Entferntesten daran, dem Schneider mit Mahnungen lästig zu fallen. Dieser aber las mit steigender Aengstlichkeit in den Augen des alten Freundes, wenn er ihm zuweilen, wider seinen Willen, begegnete. War dann dem Meister Fechter zufällig etwas über die Leber gekrochen, machte er, wie es dem Schneider vorkam, ein weniger freundliches Gesicht denn gewöhnlich, so drang dem armen Meister Peter gleich der Angstschweiß aus allen Poren; er glaubte dann die Unzufriedenheit des Freundes, wegen des nicht zurückbezahlten Anleihens, aus jeder Runzel seiner Stirne herauszulesen, und die Stirne Meister Fechters hatte schon eine ganz erkleckliche Sammlung solcher Runzeln aufzuweisen, denn die Zeit gräbt gar sorgfältig die Chronik der Mühen und Sorgen Derer, die im Schweiße ihres Angesichts ihr Brod essen müssen, in diese Gedenktafel ein. In solchen Fällen benahm sich dann Meister Peter linkisch, schnitt, ohne daß er es wußte, das sauerste Gesicht und sah aus, als wenn er selbst bitterböse wäre. Eine offene Erklärung mit dem Freunde herbeizuführen, hatte er den Muth nicht. An die Stelle dieses Muthes aber setzte er einen gewissen verzagten Trotz, so daß sein Freund ganz irre an ihm werden mußte.

Als der Schneider das eine Weile so getrieben hatte und auf Fechters scherzende Fragen, warum er so mißliche Gesichter mache, nie herauszurücken wagte mit der Sprache, ward endlich auch der ehrliche Schuster ein wenig böse. Er meinte, der Schneider habe wieder etwas gegen ihn; vielleicht gar plage ihn wieder der Hochmuthsteufel, wie er sich

in Gedanken auszudrücken pflegte. „Nun, ich lasse ihn laufen, der wird schon wieder kommen,“ dachte Fechter. „Man muß den Leuten Zeit lassen, sich zuerst über die Melodie zu besinnen, wenn sie pfeifen sollen.“ Das war nun einmal seine Weise so.

Aber der Schneider war zu froh, daß sein Freund ihn laufen ließ. Er hütete sich sehr, wieder zu kommen und die gewünschte Melodie zu pfeifen. — Die alten Freunde wurden dadurch so zu sagen getrennt. Der Schuster pflegte seinen Freunden nicht nachzulaufen. „Meine Freunde wissen wo ich wohne — und daß ich zu Hause bin, wenn sie anklopfen!“ pflegte er zu sagen.

So mochten noch etwa drei Monate vorübergegangen sein.

Eines Tages sah ich den Briefboten wieder auf unser Haus zukommen und läuten. Einige Minuten später kam meine Schwester eilig zu mir auf mein Zimmerchen gesprungen. „Hast du etwas davon gehört?“ fragte sie, ganz außer Athem.

„Sobald du mir sagst, von was, so kann ich dir's sagen,“ entgegnete ich halb erstaunt und verdrießlich, indem ich mürrisch von der interessanten Lektüre aufschaute, die mich eben beschäftigte. „Ach so!“ — sagte Sophie erröthend — „Nun da lies.“ —

Es war wieder ein Brief von Bertha. Meine Schwester bezeichnete mir mit besonderer Sorgfalt die Stelle, welche mich besonders interessiren sollte. Sie lautete:

„Denke dir doch, Schneiders Klärchen ist vor 14 Tagen plötzlich ganz unerwartet aus der Pension getreten. Jedermann und sie selbst lebte bis dahin im Glauben, sie werde wenigstens anderthalb Jahre hier bleiben. Sie hat mehrere Tage nichts gethan als geweint. Aber aus ihr sonst etwas zu bringen, war nicht möglich. Sie gehe nach Hause, sagte sie, und das war Alles. Mich wundert nur, ob sie

wirklich dorthin gegangen ist, und was eigentlich dahinter steckt. Einige wollen munkeln, man habe etwas von Zusammenkünften mit dem schönen Lebensretter gewittert. Ich glaube nicht an die bêtise. Der junge Herr scheint mir zu viel guten Geschmack zu haben. Ich selbst habe letzthin auf einem bal champêtre mit ihm getanzt, und ich glaube dir sagen zu dürfen, daß er deine kleine Freundin ein wenig auszeichnete. Es hat mich das gewiß nicht eben verdrossen, aber verdrießen würde es mich, wenn ich allenfalls die hübsche Inclination mit der Schneiderstochter theilen sollte. Du weist, ich liebte es nie, einen Apfel mit Jemanden zu theilen; diese Animosität scheint mir nachzugehen, jetzt in der Epoche, wo sich vielleicht die Liebhabereien von den Aepfeln ab und zu den Herzen wenden dürften. Pah! zum Glücke hat sie noch nicht einmal genug gelernt, um mit dem Herrn ordentlich sprechen zu können. Ich denke, die ganze Geschichte läuft am Ende darauf hinaus, daß die Tuchfetzen, die der Papa in seine Schneiderhölle fallen läßt, nicht mehr ausreichten, um den Pensionspreis zu bezahlen. Bitte aber recht schön, schreibe es mir, wenn du etwas Genaueres darüber erfährst."

Ich war nicht wenig erstaunt und besorgt über den Inhalt dieses Briefes. Und dennoch enthielt er in der Hauptsache die Wahrheit, wie ich mich bald versichen konnte. Clärchen war wieder nach Hause zurückgekehrt. Der Schneider hatte sich nicht mehr zu helfen gewußt, als er die Bezahlung des dritten Trimesters hätte einschicken sollen, und daher mit schwerem Herzen und ohne Zweifel nach manchem harten Wortgefechte mit der in ihrem Stolze tödtlich gekränkten Mutter sich entschlossen, das Mädchen wieder zurückzurufen.

Welch ein empfindlicher Schlag dieses für das stolze Herz des armen Clärchens war, mag der Leser denken. Sie lebte wochenlange verborgen bei ihren Eltern und wagte es

nicht, über die Straße zu gehen. So war es auch gekommen, daß selbst die vertrautesten Bekannten des Hauses eine Weile nichts von ihrer Heimkehr erfuhren. Lange konnte nun freilich das nicht gehen. Es mußte nach und nach offenkundig werden. Und wahrlich das arme Clärchen hatte richtig geahnt. Reichlich ergoß sich der Strom hämischer Bemerkungen und Muthmaßungen über Eltern und Kind. Es fehlte nicht an den boshaftesten Erdichtungen über die abgekürzte Pensionszeit. Man sprach von Fortgeschicktwordensein ꝛc.

Es gibt Momente im Leben, wo man an der Menschheit verzweifeln möchte, namentlich bei solchen Anläßen. Es ist gar vielen nicht genug, sich über das Mißgeschick eines Andern zu freuen, man muß dem Mißgeschick auch noch eine recht tüchtige, das heißt eine noch mißbeliebigere, injuriöse Färbung geben, sonst wäre ja das Vergnügen nur halb.

Nun, auch das ging vorbei. Auch die bösesten, spitzigsten Zungen würden sich glücklicher Weise abstumpfen, wenn sie sich Monate lang am gleichen Gegenstande wetzen sollten. Es ist das eine weise Anordnung vom lieben Gott, sonst würden gewisse Menschen schon bei Lebzeiten todt genagt werden.

Clärchen ging endlich wieder aus, wie sonst, war schöner geworden als je, und von dem männlichen Theile der Bevölkerung hatte sie keinen Spott zu befürchten; die Männer hatten keine Zeit zu hämischen Bemerkungen, wenn sie der schlanken Jungfrau mit der edeln, geschmeidigen Haltung und dem entzückend frischen Gesichtchen begegneten. Die Mutter tröstete sich damit, daß Clärchen jetzt wohl weit genug vorgerückt sei, um sich in der französischen Sprache selbst vorwärts bringen zu können. Zeit habe das Mädchen genug dazu, und dann könne die Stelle als Gouvernante bei jungen Prinzen oder Grafen immer noch kommen.

Wer zu dem allem das verdrießlichste Gesicht machte, das war der Meister Fechter. Er ahnte jetzt den Zusammen-

hang der Geschichte und war darob bitterböse auf den Schneider und schier eben so böse auf sich selbst. „Konnte denn der Querkopf nicht das Maul aufthun!“ brummte er zornig. „Zuerst mußte die Dummheit durchgesetzt werden, damit jetzt eine doppelte und dreifache daraus werden könne.“ Er war so erbittert auf den Schneider, daß er nicht einmal mehr in der Wirthschaft mit ihm zusammentreffen mochte. Das war dem Schneider recht. Manche Schamröthe wurde ihm vor der Hand durch das Benehmen des Alten erspart.

Der Winter kam so heran Ich kam nur selten mit der Familie Peter in Berührung; die Leute waren verschüchtert, fast menschenfeindlich geworden. Es war einem nicht mehr so recht wohl in ihrem Kreise. Ein finsterer Geist der Sorge, der Unzufriedenheit schwebte unheimlich durch die Räume der sonst so behaglichen und traulichen Handwerkerwohnung. Hie und da vernahm man schon, daß der Weibel (Gerichtsbote) an die Thüre geklopft habe. Wir, das heißt, meine Mutter, die bloß von einer knappen Leibrente mit uns lebte, konnte dagegen nichts thun. Der Schuster grollte und ließ sich nicht mehr sehen, und der Schneider ging, in einer Art trotziger Verzagtheit, nicht zu ihm.

Gegen das Neujahr kam Bertha, die Freundin meiner Schwester, zum Besuche nach Hause und natürlich auch zuweilen zu meiner Schwester. Eines Tages befand ich mich im Zimmer Sophie's, dessen Fenster gegen die Gasse gingen, bei den beiden Mädchen. Auf einmal rief Bertha, die eben am Fenster stand, meine Schwester und mich eilig herbei. Sie wies athemlos nach einem jungen, elegant gekleideten Mann, der, den Mantel nachlässig umgeschlagen, der jenseitigen Häuserreihe entlang ging und hie und da einen halbforschenden, halb vornehm nachlässigen Blick zu den Fenstern der gegenüberstehenden Häuser hinauf warf. Jetzt traf einer dieser Blicke gerade das Fenster, an welchem wir Drei lauschend standen. Bertha fuhr mit einem leichten Schrei

zurück — ihr Gesichtchen war wie mit Purpur übergossen. — Der Fremde grüßte mit lächelnder Höflichkeit. Aus seinen wirklich auffallend schönen Zügen sprach angenehme Ueberraschung. Ein Weilchen schien er sich auf etwas zu besinnen, dann ging er langsam und zögernd vorüber.

„Wie mich Der erschreckt hat!" rief Bertha, die sich derweil vollkommen wieder gefaßt hatte. „Könnt ihr errathen, wer das ist!"

Mir konnte das nicht sogleich einfallen. Der weibliche Instinkt ist aber in derlei Dingen ein wunderbar scharfer. „Ich wette, es ist der kühne Retter, der Clärchen aus dem Wasser zog, und von dem du immer schreibst, Bertha!" rief Sophie. Bertha nickte, nochmals flüchtig erröthend, mit dem Köpfchen.

Meine alten Besorgnisse als quasi Brautwächter wurden wieder rege. In dem romantischen Kopfe eines Mädchens, wie Clärchen, konnte der junge Mann, den ich soeben gesehen, wirklich gefährliche Revolution anrichten. Mein armer, einfacher Freund in der grünen Handwerkerschürze kam da offenbar zu kurz, wenn Clärchen in Gedanken Vergleichungen anstellen sollte.

Ich beschloß, den Herrn ein wenig zu beobachten. — Nach einigen Neckereien wegen der interessanten Pensionssionsbekanntschaft, ging Bertha nach Hause.

Bald erfuhr ich einiges Nähere über den Unbekannten, der nun einmal Gegenstand einer gewissen persönlichen Neugierde für mich geworden war. Er war wirklich Sprößling einer angesehenen und begüterten Familie des Waadtlandes und hatte sich für das laufende Semester als Studirender der Philosophie immatriculiren lassen. Das war also wahrscheinlich einer von den jungen Leuten, wie sie heutzutage selten mehr vorkommen, denen das Studium einer Brodwissenschaft keineswegs Bedingung einer zukünftigen Lebensstellung ist, die sich entweder bloß das lustige Leben der

Studirenden für ein paar Jährchen auserkoren haben, oder sich wirklich einige höhere Bildung anzueignen gesonnen sind. Diese jungen Leute werden, als Schooßkinder des Glücks, immer ein wenig angestaunt von ihren Comilitonen, stehen in großem Respekt bei denselben und ziemlich bald weiß jeder Bescheid über sie, oder rühmt sich gar ihrer Freundschaft. Was ich über ihn erfuhr, lautete dahin, daß er ein nobles, fideles Haus sei, Geld wie Heu habe und zudem zur Guitarre singe, wie eine Nachtigall.

Meine Besorgnisse, die ich rücksichtlich des jungen Mannes, den wir hier Gustav de Combes nennen wollen, hegte, schienen sich indeß nicht rechtfertigen zu wollen. Ich konnte gar nichts entdecken, was auf eine fortgesetzte Bekanntschaft zwischen Clärchen und ihm hingedeutet hätte. Von Fritz erfuhr ich während dieser Zeit nichts; er hatte entweder nicht geschrieben, oder seine Briefe mußten verloren gegangen sein. Bertha war wieder in ihre Pension zurückgekehrt.

Es ist auf den schweizerischen Universitäten Sitte, daß die Studirenden im Laufe des Winters mehrere Bälle zu arrangiren pflegen. Diese Studentenbälle sind wirklich die fröhlichsten und belebtesten derartigen gesellschaftlichen Vergnügungen. Die heitere, sprudelnde Jugendkraft der Studirenden, gewöhnlich temperirt durch höhere Bildung, machen diese Gesellschaften zu eben so angenehmen als anständigen Opfern, die man der heitern Göttin des Tanzes bringt. Gewöhnlich nehmen an diesen Bällen fast ausschließlich die Töchter des höhern Mittelstandes Theil, die Töchter der wohlhabenden Kaufleute, der Professoren, Gelehrten und Beamten. Nur selten aber findet die Tochter eines ehrlichen Handwerkers Gnade. Namentlich war dieses letztere in der Stadt, in welcher unsere Erzählung spielt, der Fall, und diese oft ins Ekelhafte getriebene Ausschließlichkeit gibt zu den lächerlichsten und zugleich widrigsten Eifer=

süchteleien Anlaß. Die Studenten selbst sind daran nicht schuld. Der Studirende ist von Natur liberal in seinen Ansichten und selten kleinlich. Auch wüßte so ein junger, lebensfroher Bursche nicht, warum ihm das oft nur zu reizende Gesichtchen eines Mädchens aus dem Arbeiterstande, und dieser Gesichtchen gibt es bekanntlich viele, ihm nicht eben so gut gefallen sollte, als das bleichsüchtige, pretentiöse Frätzchen eines Spezereikrämers. Aber der Studio ist da nicht das Forum, vor welchem die Ballfähigkeit entschieden wird. Diese schwierige Grenze zwischen Bürgerschaft und Pöbel aufzufinden übernehmen mit besonderem Eifer die Töchter der Ballgesellschaft. Will sich dann so eine Zweifelhafte eindrängen, so heißt's gleich von allen Seiten: „Nein, wenn die auch kommt, so bleibe ich daheim; da will ich mich nicht gemein machen!" und mit wirklich schauderhafter Schnelligkeit werden dann ein paar Geschichtchen erfunden, ersonnen, geheimnißvoll sich gegenseitig in die Ohren geflüstert, die mehr als hinreichen, den bisher unbescholtenen Ruf totaliter zu Grunde zu richten. Und seltsamer Weise, gerade diejenigen, die nur so ganz knapp hinein mochten ins enge Maß der Ballfähigkeit — Bürgerstöchterlein, die von den mildthätigen Spenden des reichen Zunftgutes erhalten werden müssen, damit sie die ci-devant vornehmen Händchen nicht etwa durch Arbeit schänden dürfen, diese schreien am eifrigsten, protestiren am gewaltigsten gegen die Aufnahme irgend eines Mädchens, das so niedrig gestellt, so gemein ist, der menschlichen Gesellschaft nicht zur Last fallen zu können. Ist das Mädchen von zweifelhafter Ballfähigkeit nicht hübsch, wohl gar ein wenig häßlich, dann mag's wohl noch so angehen, dann spricht Niemand viel davon — ja man ist dann sogar christlich mitleidig: das arme Kind ist so brav, es muß doch auch seine Freude haben. Aber der flotte Bruder Studio hat selten diesen Geschmack, selten diese Art Sentimentalität; er holt sich in

diesen Sphären nicht eben die Buckligen und Bleichsüchtigen heraus, sondern gewöhnlich irgend ein blau- oder schwarzäugig Kind mit maifrischen Wangen und einem höchst gefährlichen Grübchen im Kinn. Da aber hilft alles Bravsein nichts mehr, kann keine Gnade mehr finden vor dem Richterstuhle der Unerbittlichen. Was nützt es, daß das arme Kind vielleicht sich noch die Hände wund gearbeitet hat an dem Ballputz ihrer Richterin und vielleicht noch den künftigen Winter auf die Bezahlung warten wird — das Anathema ist gesprochen. Und ein Glück für das arme Kind mit dem Grübchen im Kinn und den für eine Arbeiterin höchst unanständigen Sammetwangen, wenn dieses Anathema auch unerbittlich exequirt wird.

Manchmal aber gibt's auch irgend einen Hartkopf unter den Studenten, der seinen Willen durchsetzt und den seine Comilitonen nun einmal nicht gerne vor den Kopf stoßen mögen. Solche Hartköpfe machen sich dann so recht expreß den Spaß, die vornehme Sippschaft zu ärgern und, das bildhübsche Mädchen am Arme, vor die erstarrte Gesellschaft zu treten und mit herausfordernden Blicken zu sagen: „Wenn's euch nicht recht ist, so könnt meintwegen ihr euch davonmachen."

Guter, großherziger Bruder Studio! wenn du wüßtest, welch unglückseligen Dienst du dem schönen, vom Pesthauch der médisance noch unberührten, armen Kinde mit deiner Bravour zu leisten im Begriffe stehst, du würdest noch unter der Thüre des Ballsaales umkehren, und über dich selbst erschrecken!

Ein solcher Ball war es, an dem ich gegen die Neujahrszeit hin ebenfalls Theil nahm. Offen gestanden, ich hatte selbst ein Weilchen daran gedacht, Clärchen dazu einzuladen. Glücklicherweise waren die Umstände, die ich mit so treuen, vielleicht nur zu schwachen Farben geschildert, mir damals schon nicht fremd, darum verzichtete ich auf mein

Vorhaben, und ging allein. Ziemlich frühe schon betrat ich den Ballsaal. Ein heiteres, bewegtes Bild: die weißgekleideten Jungfrauen, meist in der ersten Jugendblüthe, einfach geschmückt, saßen, einen prachtvollen, großen Blumenkranz bildend, im Kreise oder schwangen sich im wirbelnden Tanze im Arme der kräftigen, blühenden Musensöhne, deren reichverschnürte polnische Röcke nicht wenig den schlanken Wuchs hervorhoben und dem Auge einen angemessenen Ersatz für den lächerlichen Anblick des philisteriösen schwarzen Frackes boten. Das war Leben und Lust; da war der Maienglanz der Jugend, der reizender schimmerte als all die Edelsteine, die an einem Hofballe das Auge blenden, ohne das Herz zu entzücken. Die Musik machte eben eine Pause, als ich eintrat. Ich stellte mich an die Thüre des gegenüberliegenden anstoßenden Gemaches, um da das hübsche Bild frohen Lebens ungestört beobachten zu können, ohne selbst beobachtet zu werden. In diesem Alter hat man noch das Privilegium, sich einzubilden, man errege überall einige Aufmerksamkeit.

Mit einem Male entstand ein allgemeines Geflüster unter der jungen Damenwelt. All die weißen und weniger weißen Hälschen, nebst den geputzten Köpfchen wendeten sich, wie vom einem elektrischen Schlage getroffen, nach der Eingangsthüre des Saales. Ein schönes Paar war es auch, das dort eben eintrat. Er war schlank und hoch gewachsen, wie eine junge Fichte, das Gesicht fast blaß, die hohe Stirne weiß, das unbefangene, schier herausfordernd die Gesellschaft überblitzende Auge dunkel, fast schwarz, die Haltung, wie die geschmackvolle, einfach dunkle Toilette, königlich nobel. — Ich erkannte meinen Unbekannten aus der Waadt. Die Dame, die er führte, hatte mir das Gesicht, das sie zudem schüchtern gesenkt hatte, nicht zugewendet, aber sie war auf den ersten Blick eine würdige Gefährtin des stolzen Jünglings; das einfache weiße, nur von einer Rosenguirlande gezierte Kleid umschloß einen zarten, entzückenden Wuchs, und über den feingebauten Nacken herab wallte ein Wald

goldener Locken, über welchem ein weißes Blumensträußchen coquett niederhing. Die nur halb sichtbare Wange zeigte Conturen zum Närrischwerden und erglühte in der durchsichtigen Röthe leiser Verlegenheit. Jetzt, wie ihr Cavalier sie vorführte und ihr ein paar ermuthigende Worte zuzuflüstern schien, erhob sie das Köpfchen und der volle Schimmer der Gasflammen strömte blendend über ihr reizendes Gesicht — es war Clärchen.

Ich stand einen Moment wie versteinert. Erst nach einer Weile bemerkte ich den Eindruck, den der Eintritt des schönen Paares auf die verschiedenen Theile der Gesellschaft hervorbrachte. Die Herren drängten sich hervor um die den meisten noch unbekannte Tänzerin näher zu sehen. „Patent! kapital! auf Cerivis! die Perle, die Königin des Balles!" so flüsterte und schwirrte es rings um mich herum. Bei den meisten Damen aber war die Wirkung eine ganz andere. Sie sahen aus, als wäre ihnen etwas in die unrechte Kehle gekommen, oder als wäre ihnen pulverisirte Nießwurz in die Näschen geflogen, denn diese letztern machten die kuriosesten Bewegungen nach oben, als hätten sie Convulsionen bekommen, oder wollten sich vor Entsetzen über die Stirne in den Haarputz hinauf retten. Andere warfen dem jungen schönen Herrn halb schmachtende, halb vorwurfsvolle Blicke zu, die sagen sollten: „Warum hast denn gerade du uns das gethan? Wie schade, daß du nicht bessern Geschmack hast; da hättest du noch eine Andere bekommen können, zum Beispiel mich." Das Alles schien aber den Hartherzigen nur wenig zu kümmern. Der verstockte Sünder trat so unbefangen, so stolz auf seine schöne Gefährtin, zum Tanze an, als die Musik wieder erbrauste, als führte er nicht etwa bloß eine Apothekerstochter, sondern eine wirkliche Prinzessin am Arme.

Aber Clärchen bekam's zu fühlen. Es mußte die feindseligen, die hämischen Blicke bemerken, die wie ein übelriechendes Feuerwerk von allen Seiten auf das bange Mädchen

loszischten, mußte hie und da eines der giftigen Wörtlein erlauschen, das vielleicht absichtlich laut genug gesprochen war, um gehörigen Orts verstanden zu werden und wie ein vergifteter Pfeil in's junge Herz einzubringen. Und der giftigen Wörtchen über armselige Schneiderstöchter, welche die Dame spielen, sich zudrängen wollen, wo sie nicht hingehören, gab's gar viele. Und je mehr die geschmacklosen jungen Herren ob der reizenden Verbrecherin ihre Tänzerinnen zu vergessen begannen, je leuchtender die treulosen Männeraugen den graziösen Bewegungen ihres Tanzes nachschauten, je giftiger wurden die Bemerkungen; sie wuchsen an zu fabelhaften Geschichten, wie Ring an Ring sich zur Kette reiht; und jeder Ring enthielt wenigstens eine Todsünde. Clärchen hatte noch kaum einen Walzer, und die Polka nur zur Hälfte getanzt, als sie schon eine Person von zweideutigem Rufe war, und als sie die Quadrille vollendet hatte, bei welcher sie sich wirklich zum Entzücken ausnahm, da war's eine ausgemachte Sache, daß sie ein vollendet leichtsinniges Geschöpfchen sei, mit welchem ferner in einer guten Gesellschaft zusammenzutreffen, man es guten Rufes wegen weislich vermeiden müsse. Armes Clärchen! und doch wußtest du vielleicht kaum was der Sinn solcher Worte bedeutete.

Das alles hinderte indeß nicht, daß die Herren sich förmlich um die Geschmähte rissen, wenn sie einmal von ihrem Cavalier freigelassen wurde. Ja, es half sogar nichts, als eine der Damen, eine Burgerstochter, mit großem Geräusch sich erhob, indignirt mit stolzen Schritten zur Thüre hinaus ging, nachdem sie unverholen erklärt, daß sie in solcher Gesellschaft nicht mehr bleiben wolle. In Wahrheit aber, war die Gute schon etwas über das Alter hinaus, wo man bei den Studenten Bewunderung erregt; unter den Tänzern ging die Rede, sie tanze auf den Fußzehen ihres Cavaliers, statt auf den eigenen, und boshafte Zungen flüsterten sich zu, sie sei den ganzen Abend sitzen geblieben und der Unglückliche,

der sie hergebracht, habe sich vor Verzweiflung, wegen plötzlichen Unwohlseins aus dem Staube gemacht, das heißt, in ein nahes Bierhaus gerettet.

Das Alles half dem armen Clärchen nur für diese Nacht. Morgens wußte es die junge ballfähige Bevölkerung der ganzen Stadt, daß eine honnette Tochter wegen des Schneiders Clärchen vom Balle wegegangen sei.

Doch genug von diesem unerquicklichem Bilde, das aber keineswegs übertrieben worden ist, sich schon oft wiederholte und sich noch lange wiederholen wird, so lange nämlich, als die Menschen so erbärmlich sind, sich nicht selbst im Menschen achten zu wollen.

Ich hatte über den Ball mit Clärchen nur wenig gesprochen. Sie schien eher verlegen und zerstreut dabei, als erfreut über meine Anwesenheit. Ich fühlte mich dadurch verletzt.

Der Tag begann schon zu dämmern, als die Paare eins nach dem andern den Saal verließen. Mir hatte es mehrmals geschienen, als dränge Clärchen ihren Tänzer zum Aufbruch; aber dem pressirte es offenbar nicht damit. So kam es, daß sie von den Letzten waren, welche dem rauschenden Vergnügen entsagten. Endlich ging auch sie am Arme ihres Cavaliers davon. Ich mußte denselben Weg, um nach Haus zu gelangen, und ging absichtlich so, daß ich sie im Auge behalten konnte, ohne von den traulich zusammen Plaudernden bemerkt zu werden. Er schien mir die Schritte absichtlich zu verkürzen, während sie ängstlich vorwärts strebte.

Endlich kamen sie zur Thüre von Clärchens Wohnung. Wie durch eine instinktartige Bewegung getrieben, trat ich schnell hinter ein Pfeiler, von welchem ich die Abschiedsscene belauschen konnte. Es war zu spät, daß ich mir über diese Indiskretion Vorwürfe machte. Ich konnte nicht leicht mehr weg, ohne von den Beiden bemerkt zu werden.

Clärchen dankte, kaum bei der Thür angekommen, ihrem Begleiter in gewählten Ausdrücken für seine Bemühungen,

während sie dabei mit ziemlicher Hast den Hausschlüssel zu suchen schien. Er flüsterte ihr leise etwas zu, indem er ihre Hand zu fassen suchte; sie machte eine ängstliche, verneinende Bewegung und zog die Hand zurück. Schnell öffnete sie die Thüre und verschwand mit einem nochmaligen: „Merci Monsieur, et bon soir Monsieur!“ in der Flur.

Der junge Mann murmelte einen Fluch zwischen den Zähnen und entfernte sich, eine Arie aus irgend einer Oper pfeifend, in entgegengesetzter Richtung.

Ich athmete auf, wie von einer peinlichen Besorgniß befreit und machte, statt noch zu Bette zu gehen, einen Spaziergang vor die Stadt, um in der kalten Luft des Wintermorgens mein brennendes Blut abzukühlen. Der schöne Waadtländer wollte mir nicht aus dem Kopfe; der höhnische, verächtliche Zug um den feingeschnittenen, sinnlich schönen Mund, mit welchem er, dem Vorurtheil Trotz bietend, am Abend den Saal betreten, schwebte mir mit besonderer Deutlichkeit vor. War dieser Zug nur vom Moment hervorgerufen, oder war er etwas Stationäres, Eingebürgertes in diesem verführerischen Gesichte! Ich wußte nicht recht warum mich diese Kleinigkeit so sehr beschäftigte. Indeß beschloß ich, schon die nächsten Tage der Familie Peter einen Besuch zu machen, um zu erfahren, wie der junge Mann dazu gekommen sei, sich in derselben einzuführen.

Der Leser halte nur meinen damaligen Mangel an Menschenkenntniß, diese einfältige Neugierde zu gut. Ich hätte mir ja leicht diesen Besuch ersparen und das Ganze errathen können. De Combes hatte den Aufenthalt Clärchens leicht erfahren, das war kein Geheimniß, und den Stand ihres Vaters kannte er schon frühler, dafür hatten die Pensionsgenossinnen des Mädchens natürlich schon gesorgt gehabt. Dem feurigen Waadtländer kam's natürlich nicht darauf an, sich's einen neuen Rock kosten zu lassen, wenn dieser ihm die Leiter zur Wiederanknüpfung der alten Bekanntschaft bot.

So hatte er sich eingeführt bei dem ehrlichen Schneider. Hatte den Erstaunten, Ueberraschten gespielt, als er da die liebliche Gerettete vom Lemanersee wiederfand und Clärchen konnte natürlich nicht anders, denn den Fremden als ihren kühnen Lebensretter mit den Eltern bekannt zu machen. Daß der Mutter Stolz eine prächtige Sättigung erhielt, als einige Tage später der schöne, vornehme Student mit der Bitte herausrückte, das Töchterlein auf den Ball begleiten zu dürfen, das ist kaum zu berühren nöthig. Der Vater hatte wohl so seine verständigen Bedenken gehabt, hatte von unnützen Kosten, bei schweren Zeiten &c. geredet. Aber da war er schön angekommen, bei der eiteln Frau. Und als er gar von „sich Nichtschicken zur Gesellschaft" ein Wörtlein fallen ließ, da bekam er Dinge zu hören, von denen ihm Hören und Sehen vergingen; dazu freute sich sein kleiner Liebling, sein einziger Stolz und seine Lebensfreude, so innig auf das Vergnügen, daß ihm selbst das Herz darob weh gethan hätte, ihr als finsterer Tyrann dasselbe zu versagen. Freilich schlug ihm dabei noch ein wenig das Gewissen, was wohl der alte Fechter dazu sagen möchte. Aber der alte Brummbär ließ sich ja weder hören noch sehen, also — —.

So war es gekommen; die Mutter trug jetzt wieder den Kopf hoch, rühmte ihren Nachbarinnen, wie das Clärchen am Studentenballe die Schönste gewesen sei, den vornehmsten Cavalier gehabt habe, und bemerkte nicht den Hohn, der auf allen Gesichtern schwebte, hörte nichts von den schadenfrohen Erzählungen, die man in der Nachbarschaft herumbot.

Indeß ging der Winter vorüber. Clärchen ging an keinen Ball mehr. Auch sah ich sie nie mehr öffentlich mit De Combes zusammen. Meine Studien nahmen mich zu sehr in Anspruch, um häufige Besuche machen zu können. Clärchen kam fast nie mehr zu uns, was sie als Kind sonst doch häufig gethan hatte. Ihr kaltes Benehmen an jenem Abend hatte ein gewisses peinliches Gefühl in mir erregt, das mich ver=

hinderte, die Familie ferner aufzusuchen. Auch Fritzens Stillschweigen, der mir nur ein einziges Mal geschrieben, bestärkte mich in diesem Verfahren. Ich bedachte nicht, wie wenig Zeit dem fleißigen Handwerker zu solchen brieflichen Ergüssen übrig bleibt, und wie froh er ist, nach des Tages Arbeit sich auszuruhen.

Im Frühling machte ich eine kleine Erholungsreise. Am ersten Abend meines Ausfluges hatte ich mein Quartier in dem bescheidenen Wirthshause eines Dorfes genommen, das just keine besondern Vorzüge hatte, als daß es dicht an der Landstraße lag. Die Lage des Dorfes war eine wahrhaft idyllische, das Gesicht der behäbigen Wirthin freundlich, wie man sie in einigen Gegenden des Bernerlandes vielfach antrifft, und reinlich das Haus von Außen und Innen, wenn schon nur von braunem, von Wind und Wetter durchbeiztem Holze, und spiebelblank die Fensterscheiben, in denen das letzte Abendroth sich wiederspiegelte. Ich setzte mich in die gewöhnliche Gaststube an den mächtig langen, schwerfälligen Tisch; verschiedene Gäste waren da, meist ländlichen Gepräges, Fuhrleute u. s. w.

Von jeher habe ich es geliebt, auf solchen Reisen mich unter diese Leute zu mengen. Man hört da neben manchem Ueberflüssigen denn doch auch manch verständig Wort, kann einen Blick thun in's Herz des Volkes, wie es Einem sonst selten vergönnt ist, denn hier beim Glase geben sich die markigen Gestalten offener denn sonst. So horchte ich denn den Gesprächen dieser Leute zu, aß dazwischen wacker zu Nacht und hatte keine Zeit zur Langenweile, die sich sonst auf Reisen, besonders des Abends, im ungewohnten und manchmal unbehaglichen Nachtquartier so gern als giftige Feindin heranschleicht. Ich bemerkte es kaum, daß die Thüre derweil aufging und ein jugendlicher, hochgewachsener Handwerksbursche hereintrat, der bescheiden um ein Nachtlager anfragte, was

ihm, nach kurzer Musterung seiner Person, die Wirthin auch gerne zusagte.

Derweil brachte die Wirthin mir Licht, und einen Augenblick später legte sich eine Hand traulich auf meine Schulter.

Ueberrascht schaute ich auf: Vor mir stand der Handwerksbursche und schaute mir mit einem freundlichen „guten Abend" lächelnd in's Gesicht.

„Fritz!" rief ich erstaunt und freudig aufspringend und dem alten Schulkameraden die Hand schüttelnd.

„Ich selbst," sagte er, „aber wo kommst du her?"

Nach den ersten flüchtigen Erkundigungen und Erklärungen bedeutete ich der Wirthin, daß ich wünschte, sie möchte uns Beiden ein gemeinschaftliches Zimmer anweisen, welchem Wunsche sie freundlich entsprach und Fritzens gewichtiges Felleisen, brüderlich mit meinem leichten Ränzel vereint, sogar selbst dahin schaffte. Bald folgten wir unserm Gepäcke dahin nach und im traulichen Stübchen und bei einer Flasche vom Besten, den unsere Wirthin aufzuweisen hatte, begannen unsere Erörterungen.

Es kann nicht etwa in meiner Absicht liegen, dem Leser hier eine lange Beschreibung von Fritzens Reiseabenteuern zu bringen, deren es überhaupt bei so kurzer Wanderzeit nur wenige sein konnten. Er hatte einen Brief von seinem Vater erhalten, als er eben erst kürzlich in einem deutschen Staate einen recht angenehmen Platz gefunden und im Sinn gehabt hatte einige Zeit dort zu verbleiben. Der Vater wünschte seine sofortige Heimkehr. Dunkle Andeutungen über abnehmende Kräfte und Kränklichkeiten mußten als hauptsächliches Motiv zu dieser Aenderung seines frühern Willens genommen werden. Nach einer kurzen Beschreibung seiner Reiseroute fing Fritz sogleich wieder an von Clärchen zu sprechen, war fast peinlich unerwüdlich in seinen Fragen, aus denen allen eine wirkliche, glühende und wahrhaft rührende Liebe zu dem schönen Mädchen hervorleuchtete.

Was sollte ich ihm antworten, ein dunkles Gefühl hielt mich davon ab, ihm zu sagen was ich wußte, und im Grunde genommen, was war das, was ich wußte. Hatte ich denn genügende Ursache, dem guten, treuen Burschen in diesem Momente das Herz schwer zu machen mit Kleinigkeiten; Kleinigkeiten, die aber oft so schwer wiegen bei liebenden Herzen.

Ich suchte davon abzulenken, schenkte fleißig ein und fragte, mich behaglich im Sessel zurücklegend, scherzend: „Und — du hast das gemüthliche Deutschland durchwandert? So viel habe ich schon gehört und gelesen von den hübschen blondhaarigen und blauäugigen Meistertöchtern — bist du denn so ungerupft weggekommen? Ist dir das Scheiden nie schwer geworden? Hat nie so ein liebes Kind hinter der Thüre das Schürzchen vor die Augen genommen, wenn du davonpilgertest, auf Nimmerwiederkehren?"

Ein dunkler Schatten fuhr bei dieser Frage über meines Freundes Stirne. Er machte eine Bewegung mit der Hand, als wollte er denselben wegwischen.

„Ich meinte, davon mit Niemanden sprechen zu wollen" — sagte er endlich mit einer Stimme, deren leise bebender Klang eine tiefe innere Bewegung verrieth. „Es gibt Erinnerungen aus der Jugendzeit, so heilig schön und doch so schmerzlich, daß man sie wie eine köstliche Perle in dem geheimnißvollsten Raum seines Herzens verstecken sollte, um sie ja unentweiht hinüberzuretten in's kalte, spätere Leben, in welchem solche Blumen nicht mehr emporschießen. Der Glanz einer solchen Perle ist dann wohl in einer trüben Stunde geeignet, einen Schimmer wie Morgenroth in die Menschenseele hineinzuwerfen."

Ich sah erstaunt auf meinen Freund. War das die Sprache eines Handwerkers! War's möglich, daß die schlichte Blouse des Arbeiters ein Herz bedeckte, das solcher Zartheit fähig war?

Er schien meine Gedanken errathen zu haben. Ein flüchtiges Lächeln, ein halbes Erröthen glitten über seine Züge.

„Und dennoch," so fuhr er fort, „drängt es mich gerade in diesem Augenblicke, dir, dem treuen Freunde, auch meine geheimsten Gefühle nicht zu verhehlen. Der Schweigsamste fühlt mitunter das Bedürfniß, sein Herz dem Freunde zu öffnen; das ist das geheimnißvollste Band der Geselligkeit, der Grundgedanke des Wortes: Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei. Wohl dem, der für solche Momente einen Freund besitzt." — Er reichte mir bewegt die Hand über den Tisch hinüber.

„Es war in Deutschland, daß ich mich eines Sonntagnachmittags einer kleinen Universitätsstadt näherte. Die Landstraße war staubig, die Hitze drückend, meine Korbflasche schon lange leer. Aus dem Garten eines Hauses, dessen Schild einen öffentlichen Vergnügungsort ankündigte, schallten mir frohe Tanzmusik, lauter Jubel und dazwischen auch lautes Zankgeschrei entgegen. Ich befand mich vor einem sogenannten Biergarten. Ich war des Sonntags wegen unter meiner Blouse anständig gekleidet, trat also unbedenklich in das Haus, legte dort in der gewöhnlichen Gaststube Felleisen und Reisehemd ab, übergab beides einem Aufwärter und trat dann in den anstoßenden Garten. Meine Voraussetzung hatte mich nicht getäuscht. Ich befand mich an einem jener öffentlichen Vergnügungsorte, an welchen der mittlere Bürgerstand, die Handwerker mit ihren Frauen und Töchtern einer- und die Studenten und Handwerksgesellen andererseits des Sonntags sich einzufinden pflegen. Die Bürger, um sich bei einem Glase guten Bieres von den Mühen und Beschwerden der Woche zu erholen; die Töchter, die Studenten und die Gesellen aber, um zu tanzen. Ich setzte mich an einen Tisch, bestellte ein Glas Bier- und musterte dann nach meiner gewohnten Weise die Gesellschaft. Mir gegenüber saß ein freundlicher Mann in den Fünfzigen. Trotz

seiner fast eleganten Kleidung, glaubte ich in seinem schlichten Wesen und in seiner einfachen Ausdrucksweise, wenn er sprach, den wohlhabenden Handwerksmann zu erkennen. Ein Blick auf seine Hände, die zu dem feinen Tuchrock und der blaßgelben Weste nicht recht passen wollten, belehrte mich sogar augenblicklich, daß ich es mit einem Meister meines Berufes zu thun habe. Dessenungeachtet war nicht zu verkennen, daß die ihm zunächst sitzenden Männer gleichen Alters ihn mit einer gewissen achtungsvollen Vertraulichkeit behandelten. Fast im gleichen Momente, wie ich diese Betrachtungen anstellte, fiel der Blick seines freundlichen Auges auch auf mich. Es muß eine gewisse Sympathie zwischen Berufsgenossen herrschen. Sein Blick streifte nur flüchtig mein Gesicht.

„Woher des Weges?" fragte er dann in der etwas barschen, rückhaltslosen, aber keineswegs unfreundlichen Weise, die der Handwerksmeister in Deutschland gegen Gesellen gern annimmt?

„Von B...., Meister," entgegnete ich.

„Heute zugereist?"

„Soeben, Meister."

Sein Auge wurde freundlicher, heftete sich aber noch forschender auf mein Gesicht. Eine Frage schien auf seinen Lippen zu schweben. — Da stürzte plötzlich ein junger Mann mit zornglühendem Gesichte vom Tanzlokale her auf den Alten zu.

„Hört, Meister Ledermann," — schrie er den erstaunt zu ihm Aufschauenden an — „wenn's so fortgeht, so ist's aus, zwischen der Auguste und mir!"

Meister Ledermann — so hieß also mein Gegenüber — drehte sich ein wenig auf seinem Sitz herum und musterte scharf den Stürmischen.

Dieser war ein junger Bursche, ungefähr in meinem Alter, schlank und gut gewachsen, sehr gut, aber in ziem-

lich schreiende Farben gekleidet. Sein Gesicht war besonders jetzt, wo es vom Zorn entstellt war, keineswegs schön, der breite Mund besonders widrig, hochfahrendes Wesen verrathend.

Meister Ledermann musterte, wie gesagt, den Burschen mit einem Blicke, in welchem Zorn und Verwunderung sich um den Vorrang stritten. „Was ist denn wieder los, Körbel?“ fragte er langsam.

„Na was los ist!“ schrie polternd der Andere. „Sie wissen, daß ich Ihre Tochter mit Ihrer eigenen gütigen Erlaubniß wieder hieher geführt habe. Jetzt eben tanzt sie, trotz meines ausdrücklichen Verbotes, mit einem Studenten!“

Meister Ledermann machte ein verdrießliches Gesicht. Ich sah ihm's an, daß zwei verschiedene Gefühle in ihm kämpften, denn er sagte ein Weilchen nichts, während der Andere mit hervorquellenden Augen den Effekt abwarten zu wollen schien, den sein Rapport auf den Meister machen werde. Meister Ledermann schien einen Gedanken hinuntergeschluckt zu haben und dieser offenbar für seinen Gaumen nicht eben leckere Bissen mochte der Student gewesen sein. „Sei nur ruhig, Körbel,“ sagte er. — „Ich glaube nicht, daß es just eine Schande für mein Kind sei, mit einem Studenten zu tanzen. Auch mußt du nicht vergessen, daß du wenigstens Augusten einstweilen noch nichts zu verbieten hast. Du bist mit meiner Erlaubniß heute mit mir und meinem Kinde hieher gekommen. Wenn du meinst, daß du schon mit: „zwischen uns ist's aus“ und dergleichen Phrasen kommen dürfest, so bist du für einstweilen mächtig im Irrthum. Es muß doch einstweilen zuerst anfangen, bevor's aus sein kann.“

Des Gesellen Antlitz ward einen Augenblck aschbleich bei diesem Bescheide. Seine untere Kinnlade sank so tief herab, der Mund öffnete sich so komisch weit, daß ich unwillkürlich lachen mußte. Dann aber preßten sich seine Kinn-

laden wieder auf einander und purpurn fluthete es über sein leidenschaftverzerrtes Gesicht. „Schon gut, Meister!“ knirschte er zwischen den Zähnen und wollte wieder davonstürzen.

„Körbel!“ rief ihm nach einer Weile der Meister gebieterisch zu. Der Geselle drehte sich, wie gebannt, halb um.

„Keine Händel heute, sonst ist's aus mit uns einstweilen!“ befahl Meister Ledermann. Der Geselle ging langsam, mit einem tückischen Lächeln dem Tanzlokale zu. Ruhig hatte ich dem mir just nicht eben neuen Schauspiele zugesehen. Solche Beispiele von Eifersüchteleien zwischen den Studirenden und dem jungen Handwerksstande kommen in Deutschland genug vor. Mehr aber hatte mir der ganze Auftritt dazu gedient, den Mann, der mir gegenüber saß, kennen zu lernen. Mein Meister Ledermann war gewiß so ein rechter hablicher Handwerksmann, von ächtem Schrot und Korn, wie mein lieber Vater, der seine Schäfchen im Trockenen hatte und sich nicht so leicht von einem Gesellen etwas bieten ließ. Der junge, zornige Bursche mußte wohl der Altgeselle, irgend ein reicher übermüthiger Meisterssohn sein, der auf das Töchterlein seines jetzigen Meisters ein Auge hatte und nun auf den Studenten eifersüchtig war, der ihm's vielleicht nur zu einem ersten und einzigen Tanze entführt hatte. Meister Ledermann mochte mit der Bewerbung vielleicht einverstanden sein, weniger aber sein Töchterlein, aber deßwegen durfte dem Alten der auffahrende Geselle „einstweilen“ doch nicht mit einem: „aus ist's“ kommen.

Das waren ungefähr so die Gedanken, die mir weit schneller, als ich's dir erzählen kann, durch den Kopf fuhren, während ich hie und da einen verstohlenen Blick auf den alten Herrn warf. Dieser schnaufte einen Augenblick stärker, nahm hastig hinter einander zwei, drei Prisen und murmelte in kurz hervorgestoßenen, abgebrochenen Worten vor sich hin. „Der verfluchte Student! — Hm, kann's ihm

nicht verdenken, einstweilen, dem eifersüchtigen Narren! War auch nicht gescheidter vor circa dreißig, vierzig Jahren, einstweilen. Jetzt wird's losgehen, einstweilen. Der Narr will eifersüchtig sein, einstweilen!" Das Selbstgespräch meines Mannes war just gerade auf den Punkt gekommen, auf welchem es losging.

Droben im Saale fing's an zu dröhnen, wie wenn die Erde zusammenstürzen müßte. Die Musik brach plötzlich mitten in einem Tanze ab, wildes Gebrülle dröhnte zu uns herüber, Scheiben splitterten und fielen auf die Köpfe der fliehenden Gäste hinab, und wirr über die seufzenden Treppen hinunter wälzte sich ein wunderbarer, bunter Knäuel von fechtenden, schreienden, ströhnenden und fluchenden Menschen. Die weißen Röcke der Stadtmädchen flatterten ängstlich, wie verschüchterte Tauben, zwischen den dunkeln, verschnürten Flausröcken und baumelnden rothen Tabaksbeuteln der Studirenden herum, und krachend schmetterten die Ziegenhainer der Gesellen auf Köpfe und Stiegengeländer nieder. Dazwischen tönten brüllend die Signalworte: „Studenten heraus!" und „Gesellen zusammen!" durch den Lärm. Der Garten wurde zu einem förmlichen Schlachtfelde. Tische wurden umgeworfen, Flaschen und Gläser flogen in der Luft herum, wie summende Käfer im Maien, in allen Winkeln tobte, knirschte, polterte und klirrte der Kampf. Aber die Gesellen waren in der Minderheit, und gegen die flinken, tollen Studenten bald im Nachtheile.

Verzeih mir, lieber Freund Studio: aber bald wäre auch mein Handwerker point d'honneur erwacht, und ich war auf dem Sprunge, mit ein paar tüchtigen Schweizerpüffen der bedrängten Gilde beizustehen — als plötzlich aus dem Gewirre heraus eine weiße Mädchengestalt angstvoll herbeistürzte, sich dem Meister Ledermann in die Arme warf, der sich eben den Schweiß, der ihm vor Angst von der Stirne riselte, abwischte. „Schöne Geschichte, einstweilen!" brummte

der Alte, der zu schmählen suchte, während ihm sichtlich die Freude und Vaterliebe aus den Augen funkelten. „Schöne Geschichten, die du da angerichtet hast mit dem Studenten.“

Das also ist die Auguste, dachte ich — und ich muß dir gestehen, Freund, daß mir ordentlich schwül um's Herz wurde. Das Kind war reizend schön und glich wunderbar meiner Clara. Es war blond und blauäugig wie sie, fast eben so schlank gewachsen. — Nun ich hatte keine Zeit, meine Betrachtungen fortzusetzen.

Augustchen hatte auch keine, dem Vater auf sein Schmählen zu antworten, denn herbeistürmten jetzt mit weinrothen Gesichtern zwei Musensöhne.

„Viktoria, Brüderchen!“ schrie der Eine, seine Mütze schwingend. „Dort ist unsere Venus vom Tanzboden!“ — „Und jetzt soll sie uns nicht mehr entgehen!“ jauchzte der Andere, indem er mit glühendem Gesichte das zitternde und sich ängstlich hinter dem Vater verbergende Mädchen am Arme faßte.

„Meine Herren! meine Herren!“ stammelte Herr Ledermann, beide Hände gegen die Angreifenden ausstreckend — halb angstvoll, halb zornig. — „Lassen Sie uns gütigst in Ruhe, einstweilen; meine Tochter ist ein unbescholtenes Mädchen, einstweilen, und — —“

„Soll's auch bleiben, Alter, einstweilen!“ fiel einer der Studenten mit wieherndem Gelächter ein — und faßte das zitternde Mädchen um den Leib. „Unbescholtenheit ist ein verlegener Artikel, mit dem man keine gute Spekulation macht heut zu Tage.“

Jetzt hatte ich genug. Mit einem Rucke war das kreischende Mädchen befreit und der rohe Angreifer flog so unsanft über den nächsten Tisch, daß er für einen Augenblick das Aufstehen vergaß. Der Andere, ein hochgewachsener, kräftiger und schöner Bursche, wollte auf mich eindringen, um seinen Kameraden zu rächen, aber in diesem Augenblicke hörte der Kampf wie durch ein Zauberwort auf zu rasen.

Und dieses Wort war: „Die Polizei! die Polizei!" das lähmend durch die Gruppen der Kämpfer lief, die, wie vom bösen Geist verfolgt, nach allen Richtungen auseinanderstoben.

„Mein Freund, begleiten Sie uns, machen wir, daß wir fortkommen. Ich möchte um Alles in der Welt nicht in den Handel verwickelt werden!" rief mir Meister Ledermann angstvoll zu. „Kommen Sie, kommen Sie!"

Ich suchte noch mit den Augen meinen zweiten Angreifer. Der aber hatte schon seinen von mir gefällten Kameraden aufgerafft und rannte mit diesem unter dem Arme, so schnell es sich thun ließ, quer durch den Garten davon. „Ein treues Freundesherz, bei Gott, das ist er!" sagte ich unbewußt zu mir selber. „Mag er auch sonst noch so ungezogen sein!"

Meister Ledermann aber faßte mich angstvoll am Arme. „Wollen Sie denn mit Gewalt einstweilen arretirt werden!" flüsterte er. „Nehmen Sie meine Tochter an den Arm, und Marsch einstweilen." —

„Und mein Felleisen und — —"

„Das mag der Geyer holen einstweilen — wird sich später schon finden!"

„Ich mußte folgen, ob ich wollte oder nicht, das Mädchen blickte mich zu bittend an. Wir fanden glücklich ein noch unbesetztes Seitenpförtchen und waren bald auf einem einsamen Feldwege, auf welchem wir, unbehelligt von der Polizei, die Stadt erreichten. Es war nicht viel gesprochen worden unterwegs. Die schöne Auguste hieng mehr, als daß sie ging, an meinem Arme, bis wir endlich die Wohnung des Meister Ledermann erreichten.

Ich brauche dir wohl nicht erst zu sagen, lieber Adolf, daß mich der wackere Meister Ledermann für diesen Abend einstweilen beherbergen wollte und daß er mich sogleich für einstweilen in Arbeit nahm, was er um so besser thun konnte, da der eifersüchtige Altgeselle Körbel draußen im

Bierhause richtig von der Polizei abgefaßt und nach geschehenem Urtheil für volle 6 Wochen in besondere Obhut genommen worden war. Selten habe ich einen Meister gefunden, so brav, derb und treu, wie meinen guten Vater Ledermann. Er hauste mit seiner Tochter Auguste, die jetzt etwa 18 Jahre alt sein mag, allein, denn er war seit einigen Jahren Wittwer. Das Mädchen war sein Augapfel, und sie verdiente es auch. Nie habe ich von ihr ein anderes Wort denn der Ehrerbietung und Anhänglichkeit gehört, wenn sie von ihrem Vater oder mit ihm sprach. Unermüdlich thätig im Hause, dessen Räume unter ihren Händen immer spiegelblank waren, einfach, fast kindlich in ihrem Wesen, kam sie mir wie die freundliche Gottheit dieses bürgerlichen Herdes vor. Dabei war sie keineswegs ohne Bildung; wenn auch nur in einer gewöhnlichen Schule erzogen, las sie mit Verständniß und Lust die Bücher, welche ihr ehemaliger Lehrer, ein wackerer älterer Mann und Hausfreund meines Meisters, ihr sorgsam ausgewählt ins Haus brachte.

Eine wahre Freude aber war's, wenn sie in den Feierabenden uns eines ihrer einfachen Liedchen zur Zither sang, die sie mit besonderer Fertigkeit zu spielen verstand. Dann glänzte ihr blaues Auge so wunderbar fromm, so schön, wie die meines Clärchens, ja gewissermaßen schöner noch und doch anders."

Der Erzähler machte bei diesen Worten eine Pause; ein trüber Schatten huschte wieder flüchtig über seine Stirne.

„Ich will dich nicht lange aufhalten, Freund," fuhr er fort mit der Erzählung, wie wohl und heimelig es mir in dieser deutschen kleinen Familie gewesen wäre, wenn nicht eine gewisse Sehnsucht, deren Gegenstand du wohl kennst, stets mich hingezogen hätte, den fernen Bergen der Heimat zu. Eines nur hatte mich an der freundlichen Auguste befremdet, daß sie nämlich sich wegen des Schicksals meines

Vorgängers Körbel nur sehr wenig bekümmert zeigte. War ihr an dem Burschen, den ihr Vater doch so sehr zu bevorzugen schien, so wenig gelegen, oder war's Leichtsinn? — Eine Neugierde, deren Grund ich mir selbst nicht recht anzugeben weiß, trieb mich an, dem auf den Grund zu kommen. Der Meister war eines Abends ausgegangen. Ich saß droben auf der Laube über unserer Werkstatt und träumte von der Heimat und meinen Lieben. Der Abend war mild und schön. Die Nelkenstöcke, welche auf dem Geländer in zierlich geordneten Töpfen umherstanden, prangten in voller Blüthe und hauchten in ungewohnter Fülle ihren balsamischen Duft aus. Die Sonne war schon eine Weile untergegangen, der Abend war schwül, schier gewitterhaft. Da kam Auguste auf die Laube hinauf und fieng mit einem freundlichen, an mich gerichteten Scherzworte an, die Blumen zu begießen.

„So aufgeräumt, Jungfer Auguste!" sagte ich leichthin.

„Und warum sollte ich's nicht sein?" fragte sie, indem sie verwundert die zierliche Gestalt nach mir umdrehte. „Sehen Sie denn nicht wie herrlich hier meine Nelken blühen?"

„Freilich Auguste," sagte ich, schier verlegen wie ich meinen Gegenstand anfassen sollte. — „Aber der dort drüben im Thurme, sieht jetzt wohl von all der Pracht nichts."

Sie wandte ihr leise erröthendes Gesicht jetzt mir voll zu und sah mich mit den blauen, klaren Augen groß und verwundert an. „Sie meinen den Körbel?" sagte sie in gleichgültigem Tone.

Ich nickte.

„Es thut mir leid um ihn, obschon er sich sein Unglück selbst zugezogen hat," — sagte sie, und wandte sich von mir ab.

„Habe ich Sie beleidigt, Auguste?" fragte ich herzlich und faßte ihre Hand. Sie zog sie lebhaft zurück, aber die

Finger zitterten leise, und ihr Auge schaute mich wieder an; ich glaubte eine Thräne drinn zu bemerken.

„Sie haben mich nicht beleidigt, Friedrich,“ sagte sie, „aber sprechen sie nie mehr von diesem.“ Ihre Stimme klang so schmerzlich als sie das sagte, daß mir vor Mitleid recht warm um's Herz wurde.

„Auguste,“ fragte ich seltsam bewegt, „habe ich Ihnen Kummer verursacht?“

Sie setzte sich wie müde auf die Bank neben mich und seufzte. Nach einer Weile raffte sie sich wieder auf, als hätte sie einen Entschluß gefaßt. „Friedrich,“ sagte sie, „Sie sind ein guter Mensch, darum darf ich auch Ihnen vertrauen: der Körbel ist ein sehr wohlhabender Meisterssohn, aus der nächsten Stadt. Mein Vater und der seinige sind Jugendkameraden. Er selbst scheint eine Zuneigung zu mir gefaßt zu haben, und so viel ich weiß, ist auch sein Vater schon mit dem meinigen über diesen Punkt einverstanden. Mein Vater besonders will und wünscht, daß wir uns heirathen.“

„Sie aber, liebe Auguste?“ fragte ich gespannt.

Sie stockte eine Weile, stand dann auf und blickte trübe in die Dämmerung hinaus. „Ich, Friedrich, ich liebe meinen Vater,“ sagte sie endlich mit einem Seufzer.

„Aber den — —“

„Schweigen Sie, Friedrich. Ist's denn noch nöthig, es Ihnen zu sagen. Gute Nacht, Friedrich!“ setzte Sie rasch hinzu. „Schweigen Sie aber; nicht wahr, Sie thun mir die Liebe, nicht mehr von ihm zu sprechen?“ Ein trauriger Blick traf mich. — Dießmal sah ich deutlich die Thräne in ihren Augen. Recht traurig gestimmt ging ich zu Bette.

Von diesem Tage an sprach Auguste nie mehr so vertraulich mit mir. Sie war freundlich wie sonst, aber scherzend und lächelnd, so daß ich fast nicht wußte, was ich mir eigentlich von ihrer seltsamen Gemüthsstimmuug an jenem

Abend denken sollte. Eines Tages, wir saßen eben beim Mittagessen, kam der Briefbote und brachte einen Brief. Auguste nahm denselben ab, betrachtete die Adresse und schien leise zu erschrecken. „Für Sie, Friedrich," sagte sie, mir das Papier hinreichend. Ich erkannte die Handschrift meines Vaters. Du kannst dir denken, wir hastig ich das Couvert aufriß und die lieben Zeilen durchflog. Augustens Augen ruhten gespannt auf mir, als ich wieder aufblickte.

„Gute Nachrichten?" fragte der Meister.

„Gut und bös, lieber Meister," sagte ich bewegt. — „Mein Vater lebt wenigstens noch, schreibt aber, daß er kränkle und daß er meine ungesäumte Heimkehr wünsche."

„Fatal," brummte Meister Ledermann erschrocken. „Da werdet Ihr einstweilen fort müssen."

Auguste stand rasch von ihrem Sessel auf und ging aus der Stube.

„Na, dagegen läßt sich nicht viel machen, einstweilen," fuhr Meister Ledermann mit ziemlich trübem Gesichte fort.

„Freilich nicht, lieber Meister," sagte ich. „So ungerne ich aus Ihrem Hause gehe, wo ich so manche glückliche Stunde verlebte, so sehr bin ich entschlossen, dem Befehle meines braven Vaters augenblicklich Folge zu leisten."

„Ehre Vater und Mutter, auf daß es dir wohl gehe," sagte Meister Ledermann, indem er mir die Hand reichte. „Da läßt sich für einstweilen nichts machen."

In diesem Augenblicke trat Auguste wieder herein. Sie war blaß, aber anscheinend heiter.

„Wenn Ihr aber Euren Vater wieder besser fändet, Friedrich; Eure Wanderjahre sind ja noch nicht zu Ende, würdet Ihr Euch nicht entschließen, wieder zu uns zu kommen?" fragte Meister Ledermann. „Gott weiß es, ich lasse Euch sehr ungern ziehen!"

Wieder ruhten Augustens Augen gespannt auf mir.

„Schwerlich, Meister Ledermann," antwortete ich bewegt, „wird das wohl je möglich sein. Mein Vater beginnt zu altern; zudem erwartet mich zu Hause eine liebe Braut."

„So!" sagte Meister Ledermann. „In Gottes Namen! Da werdet Ihr wohl für einstweilen heirathen. — Aber was hast du, Mädel!" schrie der Alte erschreckt, mit dem Arme nach seiner Tochter fassend.

Auguste lag bleich in ihren Sessel zurückgesunken, die Augen geschlossen. Sie erholte sich jedoch bald wieder, als der Vater die Wasserflasche ergriff und ihr das Gesicht bespritzte. Ich war erschrocken aufgesprungen, um dem Alten beizustehen. Augustens erster Blick fiel auf mich. Sie lächelte matt, und eine leise Röthe kehrte auf ihre Wangen zurück.

„Es ist nichts, lieber Vater," sagte sie freundlich, indem sie sich mit sichtlicher Anstrengung wieder aufrichtete. — „Ich habe die Nacht nicht gut geschlafen und befand mich schon diesen Morgen unwohl. Jetzt ist's vorüber."

Der Alte drang in seine Tochter, sich zu Bette zu legen. Mit einem langen, innig freundlichen Blicke ging sie aus der Stube.

Den Nachmittag verwendete ich darauf, mein Felleisen zu packen, um schon des andern Morgens früh abzureisen. Meister Ledermann saß still und gedankenvoll in seiner Werkstatt, ohne zu arbeiten.

Das Abendessen ging schier traurig vorüber. Der Meister war still und schweigsam. Auguste sah nicht von ihrem Teller auf. Als abgeräumt war, ging Vater Ledermann in seine Kammer, um, wie er sagte, meinen Abschied zu schreiben. Diesen Augenblick benützte Auguste, mir zuzuflüstern:

„Diesen Abend auf der Laube!"

Ich blickte überrascht und forschend zu ihr auf. Ihr lieblich Antlitz war ruhig und ernst, das sonst so klare Auge

etwas trübe. Sie sah mich still und traurig an und ging hinaus.

Was kann sie wohl haben? dachte ich, aber ich fehlte nicht, als der Meister zur Ruhe gegangen war — was früher als sonst geschah, da er mich Morgens früh eine Strecke Weges begleiten wollte — mich an den bezeichneten Platz zu begeben. Die Nelkenstöcke standen noch dort; sie dufteten wieder wie früher, und der Mond stieg eben groß und voll am Himmel auf, während röthliche Streifen noch verglimmend am westlichen Himmel zuckten. Endlich rauschten Tritte hinter mir. Schier erschrocken wandte ich mich um — Auguste stand neben mir. Ich hatte sie nie so schön gesehen und doch war sie nicht geputzt, sondern einfach wie gewöhnlich gekleidet. Ein blauer, leichter Sommerrock, der knappanliegend ihre zarten runden Formen hervortreten ließ, umschloß ihre Gestalt. Das Mondlicht machte sie blasser als sonst, aber ihre lieben freundlichen Augen glänzten so wundervoll, wie ich's sonst nie gesehen zu haben glaubte. Ich wünschte in diesem Augenblicke, sie möchte meine Schwester sein.

„Lieber Friedrich," sagte sie nach einer Pause, „Sie gehen fort, auf Nimmerwiederkehren. Sie waren meinem Vater lieb wie ein Sohn, mir selbst wie — wie ein Bruder." — „Und Sie mir auch, theure Auguste!" rief ich, seltsam ergriffen die Hand des lieben freundlichen Mädchens erfassend und eine Thräne im Auge zerdrückend. „So eben dachte ich daran, wenn Sie doch nur meine Schwester wären." Sie sah mich bei diesen Worten mit einem so seltsam traurigen Blicke an, daß es mein Herz bewegte.

„Haben Sie das, Friedrich? Nun das freute mich. Um so eher werden Sie die Bitte erfüllen, die ich an Sie zu richten hätte." Mit diesen Worten zog sie ein goldenes Kettlein, das in einem kleinen angehängten Verschlusse eine Haarlocke enthielt, hervor, und hielt es mir hin.

„Nehmen Sie das mit, lieber Friedrich, für Ihre schöne Braut. Es ist mir das liebste Andenken, das ich von meiner seligen Mutter besitze. In diesem Medaillon befand sich eine Locke von ihren Haaren. Ich habe sie herausgenommen und eine von den Meinigen hineingethan. Sagen Sie Ihrer Braut, ein armes deutsches Mädchen lasse sie bitten, dieses Kettlein an ihrem Hochzeitstage zu tragen und dieses Mädchen wünsche ihr und Ihnen mit vollem Herzen das schönste Erdenglück." Sie hielt erschöpft inne, zwei große Thränen hiengen an ihren Wimpern und glänzten wie Perlen im Mondschein. Ich selbst weinte; sie lächelte noch einmal, wie ich nie ein Mädchen lächeln gesehen habe; ihr warmer, reiner Athem wehte wie ein schwüles Frühlingslüftchen um meine Wangen, als sie mir die Kette selbst um den Hals hieng. Ich stand da wie ein Träumender. Bei einer Bewegung, die ich machte, stieß ich an einen der Blumentöpfe und wandte mich, den Nelkenstock wieder an seine Stelle zu rücken. Wie ich mich umwandte war Auguste verschwunden. Ich hörte noch ihre Tritte leise auf der Treppe rauschen, dann ward Alles still. Ich brach eine der schönsten Nelken von dem Strauche — Freund, es fiel eine Thräne darauf.

„Am andern Morgen sah ich Auguste nicht mehr. Ihr Vater begleitete mich noch eine Strecke weit, und bei der nächsten Herberge nahmen wir erst unser Frühstück. Mit Rührung nahm ich dort von dem wackern Mann vor wenigen Tagen Abschied, um in tüchtigen Tagmärschen hieher zu eilen."

So endigte Fritz seine Erzählung. Ich schaute gedankenvoll in das Gesicht meines jugendlichen Freundes. Was hatte der Arme geopfert, welch schönes gutes Herz vielleicht gebrochen, absichtslos um ein ungetreues aufzusuchen! —

Die leise Wolke, welche sich während dieser Erzählung auf seine Stirne gelagert hatte, verschwand indeß schnell. Seine Gedanken wandten sich wieder dem Vaterhause, der

Geliebten zu. Seine Augen strahlten, wenn er ihren Namen nannte.

Spät gingen wir zu Bette und auch da noch nannte er im Einschlummern Clärchens Namen.

Die Sonne schien hell und fröhlich zum Fenster herein, als ich am andern Morgen erwachte. Beschämt über mich selber, sprang ich aus dem Bette. Ich schaute nach meinem Freunde. Sein Bett war leer. Schnell kleidete ich mich an und eilte in die Gaststube hinunter.

„Wo ist mein Kamerad?" — fragte ich lebhaft die freundliche Wirthin.

„Ha, der ist schon seit zwei Stunden über alle Berge. Er nahm nicht einmal die Mühe zu frühstücken. Der muß Eile haben."

Armer Fritz, dachte ich, vielleicht kommst du nur zu früh dahin, wo dein Herz dich so mächtig zieht.

III.

Glück und Unglück.

O, brich kein junges Menschenherz,
Das noch in sel'ger Jugend blüht;
Du ahnst es nicht, wie lang der Schmerz,
Der unheilbare, drinnen glüht.

Zerstören würdest du ja nicht
Den vollen, prächt'gen Rosenstrauch,
Der in des Lenzes Duft und Licht,
Erfüllt die Luft mit süßem Hauch.

O mehr noch, als ein Rosenbaum,
Das Menschenherz ist noch viel mehr,
Das in der Unschuld gold'nem Traum
Dich keusch und fromm geliebt so sehr.

Der Abend war schön, aber schwül. Das Korn war noch grün, aber wogte in prächtiger Fülle in den breiten ebenen Feldern, die unfern der Stadt, in welcher unsere Erzählung spielt, sich längs der breiten, geraden Landstraße hinzogen, deren sorgfältig gepflegte Trottoirs, von langgestreckten Reihen riesiger Linden und Platanen umsäumt, so angenehme Spaziergänge bieten. Hie und da ist eine Ruhebank angebracht in diesen reizenden Alleen, von denen aus man die herrlichste Fernsicht auf die Hochalpen genießt. Ferne glühten die weißen eisbehelmten Häupter der gewaltigen Schneeriesen noch im rosigen Glanze des Abendroths, während es unter den schattigen Laubdächern der Alleebäume schon geheimnißvoll dunkel war, nur hie und da eine verspätete Amsel einen ihren langgezogenen Töne hören ließ, und dagegen die Wachtel immer emsiger und emsiger schlug, draußen, im leise rauschenden Korne.

Ein einsames Pärchen schritt in diesem Momente den steilen Rain hinauf, der von der Stadt her in diese reizende Allee führt. So viel die hereinbrechende Dunkelheit erkennen ließ, waren es zwei jugendliche, schlankgewachsene Gestalten, die heimlich plaudernd in das Halbdunkel des Laubganges einbogen, ohne viel auf den zauberischen Anblick zu achten, den das reizende Panorama der zu ihren Füßen liegenden schönen Schweizerstadt darbot. Dem Anscheine nach gehörten die Beiden den bessern Ständen an. Er war besonders mit geschmackvoller Eleganz gekleidet, die junge Dame dagegen höchst einfach, aber desto zierlicher. Bei einer der vielen grün angestrichenen Ruhebänke angekommen, fragte der junge Mann das Mädchen in zärtlichem Tone, ob man nicht da ein Weilchen ausruhen und die Kühle des Abends genießen wolle. Nur widerstrebend, zögernd ging die Dame auf den Vorschlag ein. Mit einem kaum hörbaren Seufzer setzte sie sich an die Seite ihres jugendlichen Gefährten. Ein Weilchen saßen sie still und schweigend da, während der schöne junge Mann mit strahlenden Augen in's liebliche, träumerische Gesicht des Mädchens schaute.

Endlich brach er zuerst das Stillschweigen:

„Warum so still und traurig, liebe theure Clara?“ fragte er in zärtlichem Tone in französischer Sprache.

„Weil es doch nicht recht ist, daß ich Ihren Bitten nachgegeben habe!“ entgegnete sie mit trauriger, aber klangvoller Stimme, in deutschem Idiome. „Sprechen wir deutsch, Herr de Combes,“ setzte sie hinzu, während der junge Mann nach Worten suchte. „Ich kann Ihnen nur in meiner Muttersprache sagen, was ich gern sagen möchte. Sie sind jung, reich, gebildet, von vornehmer Familie. Sie sagen mir, daß Sie mich lieben. Ich bin nur die Tochter eines armen Handwerkers. Ich will glauben, daß es Ihnen in diesem Momente, in diesem Augenblicke Ernst ist, was Sie mir sagen. Aber unsere — Ihre Liebe kann nicht von Dauer

sein. Bald würden Sie selbst sich des armen unbedeutenden Mädchens schämen, selbst wenn Ihre Eltern gegen Ihre Gefühle nichts einzuwenden hätten, was nie der Fall sein wird. Wir müssen also scheiden, Herr de Combes. Sie sind edelherzig genug, den Frieden und den Ruf eines armen Mädchens nicht zerstören zu wollen, und nur um Ihnen das zu sagen, habe ich meiner Schwäche nachgegeben und mich zu dieser einsamen Zusammenkunft bewegen lassen."

Das Mädchen schwieg und lehnte sich erschöpft an die Lehne der Bank zurück. Eine Thräne stahl sich zwischen ihren Wimpern hervor.

Ueber das schöne Antlitz des jungen Waadtländers flog es wie ein Schatten der Verlegenheit. Offenbar war er auf eine solche Anrede nicht gefaßt. Das dauerte aber nur einen Augenblick. Dann faßte er mit großer Lebhaftigkeit das kleine Händchen Clara's. „Clara", fragte er schier verletzt, aber innig — „Clara, lieben Sie mich?"

Clara schwieg — aber sie machte nur einen schwachen Versuch, ihre Hand der seinigen zu entziehen. Ein stöhnender Seufzer entrang sich ihrer Brust.

„Clara, ich beschwöre Sie, sagen Sie mir nur das Eine, hat Ihr Herz etwas mehr für mich gefühlt, als für alle Andern; haben Ihre schönen, lieben Augen mir die Wahrheit gesagt, oder mich herzlos getäuscht; mir ein Paradies vorgelogen, das für mich nicht existirt!" fuhr er mit bebender Stimme fort.

In diesem Momente rauschte etwas hinter ihnen. Clara fuhr erschrocken empor und riß die Hand aus derjenigen des jungen Mannes. „Was war das?" fragte sie zitternd.

De Combes schaute unwillig über die Störung um sich. Sei es nun, daß es schon zu dunkel war, oder daß Clara sich getäuscht hatte, er konnte nichts entdecken, das des Mädchens Erschrecken gerechtfertigt hätte. „Seien Sie unbesorgt, theure Clara" — sagte er, wieder des Mädchens Hand fassend

und die Zitternde auf die Bank niederziehend. „Irgend ein Vogel mag im Schlafe von seinem Zweige heruntergefallen sein, und sich nun nicht wieder zurechtfinden können. Antworten Sie mir auf meine Frage. Können Sie mich lieben, haben Sie mich je geliebt?“

Clara zögerte, ihr Herz pochte so stürmisch, daß es die Bande des knappen Mieders zu zersprengen drohte. „Und wenn es wäre, wenn's wäre!“ stammelte sie bebend, kaum hörbar, „was könnte das Ihnen, was könnte das uns nützen?“

„O sage nur ja — sage nur ja“ — fiel er stürmisch ein, „sage mir nur, daß du mich liebst, daß dein Herz mir gehört, dann bin ich der Glücklichste aller Sterblichen!“ — Sie zögerte noch; er stürzte vor ihr nieder, verbarg sein glühendes Gesicht in ihrem Schooß — „o sage nur ja!“ flehte er. —

Sie flüsterte kaum hörbar, sich selber unbewußt, berauscht von der gewaltigen Leidenschaft, das verhängnißvolle Wort — das Wort erstickte in einem stöhnenden, lauten, langen Seufzer. Aber dieser Seufzer kam nicht aus ihrer, nicht aus seiner Brust; das hörten sie Beide wohl, und doch klang er so dicht an ihren Ohren, daß sie den warmen Athem der gequälten Menschenbrust zu fühlen vermeinten, die den dumpfen Laut hervorgestoßen.

Beide waren so erschrocken, daß sie einen Augenblick wie gebannt in ihrer Stellung verharrten. Da rauschten Tritte — eine hochgewachsene jugendliche Männergestalt in einer grauen Blouse, ein schweres Felleisen auf dem Rücken, stand vor ihnen.

De Combes sprang empor. Wüthend ergriff er seinen leichten Spazierstock, um den unverschämten Störenfried zu züchtigen; dieser stand jedoch unbeweglich wie eine Mauer. Ein Strahl des eben aufgehenden Mondes traf sein Gesicht und beleuchtete es hell und voll. Clara that einen durch-

dringenden Schrei. „Fritz!“ stöhnte sie und verbarg ihr Gesicht in beide Hände. —

Fritz, denn er war es wirklich, betrachtete mit bleichem, trübem Gesichte einen Augenblick die Erschrockene. Ihren Begleiter, der, nicht wissend, was er von der Scene halten sollte, mit herausfordernden feindseligen Blicken den Unbekannten musterte, würdigte er kaum eines Blickes.

„Es hat sich gut getroffen,“ Clara, sagte er endlich mit eintöniger Stimme — „denn jetzt ist dir entweder das beschämende Geständniß deiner Untreue oder das Fortspielen deines unwürdigen Spieles mit meiner treuen Liebe erspart. Gebe Gott, daß du nie Ursache habest, es zu bereuen, so falsch an mir gehandelt zu haben.“

Er wandte sich weg mit diesen Worten und ging ohne sich umzuschauen von dannen. Zu seinen Füßen lag seine Vaterstadt, ihre tausend Lichter ihm entgegenschimmern lassend. Seine Knie wankten unter ihm, er lehnte die heiße Stirne an den Stamm eines der mächtigen alten Bäume, schaute nieder auf den Schauplatz seiner glücklichen Jugend und weinte bitterlich. Die Lichter der Heimat spiegelten sich in seinen Thränen wieder, bis in sein Herz drangen sie nicht mehr.

De Combes hatte Anfangs eine Bewegung gemacht, dem Handwerksburschen nachzustürzen und ihn für die Beleidigung der Dame, die in seiner Gesellschaft sich befand, zu züchtigen. Clara fiel ihm angstvoll in den Arm und ihre Blicke flehten so beweglich, daß der ungeduldige Waadtländer den schon erhobenen Stock sinken ließ. Die Scene machte einen erkältenden Eindruck auf ihn. Er ahnte den Zusammenhang. Er mußte sich gekränkt fühlen, wenn er wirklich liebte. Es glitt indeß nur ein feines höhnisches Lächeln über sein Gesicht hin.

„Darf ich Sie bitten, Clara, mir zu erklären, warum dieser gemeine Bursche“ — —

Sie winkte ihm heftig mit der Hand zu schweigen und schwieg auch beharrlich auf seine weiteren Fragen. Schämte sie sich ihrer selbst, oder schämte sie sich ihrer ersten Liebe?

Mißmuthig begleitete der junge Mann die Weinende nach Hause.

Fritz war still in seines Vaters Hause eingekehrt. Vater Fechter hatte mit so herzlicher Freude, mit einer solchen Bewegung seinen Sohn empfangen, daß dieser von dem, was sein Herz schier gebrochen, dem alten Manne nichts sagen mochte. Der junge, in seinem Berufe sehr geschickte Mann arbeitete fleißig an der Seite seines trotz Kränklichkeit und Alter immer noch sehr thätigen Vaters. Hie und da freilich kam es wohl vor, daß dem armen jungen Manne das Werkzeug aus der Hand sank und er in dumpfe schmerzliche Träumereien vertieft sich selbst und seine Umgebungen vergaß. In solchen Momenten schaute der Vater dann wohl befremdet nach seinem Sohne hin, oder erwähnte scherzend den Namen Clärchens, das wohl an den stillen Gedanken des Jünglings schuld sein möchte. Das genügte aber dann sogleich, um den Geneckten rasch, wie aus halbem Schlafe empor fahren und mit verdoppeltem Eifer die Arbeit fördern zu machen.

Fechter war übrigens seit Monaten nicht mehr mit seinem ehemaligen Freunde Peter zusammengekommen. Ein gewisses Zartgefühl hielt den alten, wackern Mann je länger je mehr zurück, sich dem Schneider zu nähern, weil er voraussehen mußte, daß Letzterer eine solche Annäherung als eine indirekte Mahnung an sein Schuldverhältniß betrachten würde. Bei dem Schneider hingegen walteten die entgegengesetzten Gründe ob. So blieben die Beiden sich ferne. Zudem war es gegen die Grundsätze des alten Fechter, sich irgendwie in die Herzensangelegenheiten seines Sohnes voreilig einzumischen und so kam es, daß der verständige Alte seinen Sohn noch nie darnach gefragt hatte, ob er dem Clärchen schon einen Besuch abgestattet. Darüber waren einige

Wochen verflossen. Nach und nach fing der wackere Alte aber doch an, den Kopf zu schütteln, wenn er den Sohn bei der Arbeit im Verstohlenen beobachtete. Fritz war in der letzten Zeit auffallend bleich geworden. Sein Vater hatte ihn seit seiner Rückkehr nie lächeln gesehen. War er nicht an der Arbeit, so pflegte er seine Zeit still in sich gekehrt in seiner Kammer zuzubringen. Nie nahm er an den Sonntagsbelustigungen seiner Berufs- und Altersgenossen Theil. Das mußte endlich seinem Vater auffallen. Zuerst glaubte dieser, sein Sohn sei krank und fragte ihn häufig mit zärtlicher Besorgniß nach seinem Befinden. „Mir fehlt nichts, lieber Vater," war dann die stereotype, eintönig gegebene Antwort des Sohnes. Eine dunkle Ahnung, daß ein tieferes Leiden sein Kind quäle, beschlich endlich den alten Meister. Aber darum fragte er ihn nicht. Er wußte es wohl, hätte Fritz dieses Leiden Jemanden anvertrauen mögen, so würde er seinen Vater zum Vertrauten gewählt haben. Fritz litt, das war dem Vater klar, aber aus Zartgefühl wollte er sich nicht über Diejenige beklagen, die Schuld an diesem Leiden war. Eines Morgens erlauschte der ehrliche Schustermeister eine Thräne, die langsam sich in die Wimpern seines Sohnes drängte und wegzuwischen vergessen wurde.

Der Alte sann ein Weilchen nach, wie er wohl die Quelle dieses geheimnißvollen Schmerzes entdecken möchte. Dann hing er still sein grünes Schurzfell an den Nagel, zog einen bessern Rock an und ging zu Peter's. Dieser Entschluß mochte dem wackern Meister viel gekostet haben. Noch im Hausgange blieb er zögernd stehen, und seine Hand stockte, als er an die Thüre des lange nicht mehr gesehenen Freundes pochen wollte. Endlich that er es doch. Keine Antwort erfolgte. Er horchte — es war alles still drinnen in der sonst so bevölkerten Boutique des Schneidermeisters. Er klopfte nochmals — kein Laut antwortete ihm. Ent=

schlossen drückte er endlich auf die Klinke; die Thüre war unverschlossen. Er trat ein. Niemand war im Zimmer, doch schien es eben erst verlassen worden zu sein. Ein einziges, halbvollendetes Stück Arbeit hing an einem Riegel neben dem Arbeitstische, ein anderes, eben erst angefangenes lag unordentlich, wie in Eile oder Unmuth weggeworfen, auf dem Tische selbst. Die Wälderuhr an der Wand ging, kürzlich noch frisch aufgezogen, ihren gewohnten einförmigen Gang. Alles war in gewohnter Ordnung, nur daß — und das fiel dem verwunderten Meister Fechter zunächst auf — keine Gesellen in Abwesenheit des Meisters da waren. Nu, dachte der Alte — die werden ein wenig „blau" machen, die Meisterin kann auf den Markt und der Meister zu einem Kunden gegangen sein. Will doch einmal in Clärchens Zimmerchen nachsehen, ob das Mädchen zu Hause ist.

Clara's Zimmer befand sich draußen neben der Küche. Dahin lenkte Meister Fechter die Schritte. Er wußte es selbst nicht warum, aber es überkam ihn wie eine bange Ahnung in dieser stillen Behausung, wo überall Spuren des Lebens und doch kein Leben zu finden war und das einförmige Tiken der alten Wanduhr die peinliche Stille noch stiller zu machen schien.

Der Alte schrack förmlich zurück, als er vor das Zimmer seines schönen Pathchens kam. Die Thüre stand weit offen, aber das Stübchen selbst war leer. Verschiedene Gegenstände lagen zerstreut auf dem Fußboden umher. Einen Augenblick zögerte der ehrliche Meister einzutreten. Instinktartig that er es endlich. Es war ihm ordentlich bange um's Herz, als stände er an der Schwelle irgend eines geheimnißvollen Unglücks. Erschöpft setzte er sich auf das kleine, saubere Ruhebett. Auf der Commode nebenan lagen einige offene Papiere. Mechanisch, fast ohne zu wissen was er that, griff er darnach.

Das erste dieser Papierchen schien der Aufsatz eines

Briefes zu sein. Die vielen durchgestrichenen Stellen bestätigten das; die feinen unsicheren Züge verriethen die Frauenhand und die vielen zerflossenen Stellen, daß die Schreiberin dabei reichliche Thränen verflossen habe.

Mit Mühe begann der Alte das Manuscript zu entziffern. Es lautete:

„Theurer Gustav!

„Sollte es wahr sein, was man mir gesagt, was meine „eigene entsetzliche Ahnung mir zuflüstert. Deine Liebe wäre „bloß eine Lüge. Du hättest blos mit meinem jungen Her„zen gespielt, gespielt, wie ein Kind mit seinem Spielzeuge. „Ich will, ich kann es nicht glauben! All' mein Blut sträubt „sich dagegen und steigt mir zum pochenden Herzen. Sieh, „Gustav, seit du zum zweiten Male zu mir getreten bist, „habe ich dich geliebt, geliebt, wie man nur Gott lieben „sollte, habe meine Eltern, Alles, Alles, selbst ein heilig „gegebenes Versprechen dir geopfert, im Herzen geopfert, „aber gesagt hätte ich es dir nie, hätte nie laut werden „lassen das unselige Geheimniß, hättest du es dem schwa„chen Mädchen nicht zu entreißen gewußt mit deinen Schwü„ren, mit den Betheuerungen deiner Liebe und deiner Treue, „und jetzt — — Sieh, Gustav, ich will, ich mag es nicht „glauben, mag es nicht einmal wiederholen, was man mir „gesagt. Du wirst, du mußt das entsetzliche Gerücht Lügen „strafen, du mußt zu mir kommen, mußt mir sagen, daß du „mir noch gehörst, daß ich noch deine Clara bin, deine Braut, „wie du mich so oft genannt hast, wenn meine Lippen zit„ternd an den deinigen hingen.

„Wäre es anders, Gustav, wäre das Fürchterliche wahr, „wären deine Schwüre, bei denen einst mein Herz erbebte „in nie geahnter Seligkeit, nur Meineide gewesen, das junge „unerfahrene Mädchen zu bethören! o es wäre entsetzlich, „Gustav! — Ich ertrüge es nicht. Eine entsetzliche Angst „befällt mich; ein unseliges Geheimniß bleibt noch meiner

„Feder übrig dir zu enthüllen. Der Gedanke treibt mir all' „mein Blut als glühende Röthe der Schaam in's Gesicht. „Gustav, ich kann es dir nur sagen, wenn ich die Stirne „wie sonst an deiner Brust verbergen kann und das Klopfen „deines Herzens fühle."

Der Brief schloß mit einer dringenden Einladung an den Empfänger, die Schreiberin noch denselben Abend zu besuchen.

Das andere Blättchen war offenbar die Antwort auf diesen Erguß.

„Liebes Clärchen!

„Wie du doch gleich so heftig bist; diesen Abend kann „ich unmöglich kommen, weil ich zu einer sehr angenehmen „Abendgesellschaft eingeladen bin. Ich bitte dich, sei doch „ruhig. Kann ich vielleicht auch all' deine romantischen „Wünsche und Träume nicht wahr machen, weil da gar ver- „schiedene, nicht außer Acht zu lassende Verhältnisse auch ein „Wörtchen mitsprechen, so darfst du doch meiner dauernden „Anhänglichkeit versichert sein. Nur mußt du billig sein „und bedenken, daß man in meinem Alter nicht daran denken „darf, jeden Schwur auch gleich in praktisch solider Weise „zu verwirklichen. Ich hoffe bald dich zu sehen, und dich „fein heiter und vernünftig anzutreffen. G. D. C."

Meister Fechter war eben kein Kenner von wohlgedrechselten Phrasen. Aber das was diese Briefe besagten, hatte er schnell herausgefunden. Seine erste Regung war freilich Zorn gegen das unglückliche Mädchen, das seinem Sohn die Treue gebrochen. Nun kannte er das Geheimniß, das ihm dieser so zartsinnig verbarg. Sein zweites Gefühl aber war das des Mitleidens mit dem armen verblendeten Kinde. Sein Unwille wandte sich gegen die Eltern, besonders gegen die Mutter. Mit einer schweren Verwünschung gegen die Letztere stand er vom Kanapee auf, als Schritte draußen

ertönten und schluchzend und wehklagend der Gegenstand seines Grolls in's Stübchen stürzte.

Beim Anblick des alten Hausfreundes fuhr die Frau des Schneiders zurück. Bald aber brachen ihre Thränen und Klagen in verdoppeltem Maße wieder los.

„O Meister Fechter!“ jammerte sie unter einer Fluth von Thränen, „seid Ihr hier? Habt Ihr es schon vernommen!“

„Nun, was denn!“ fragte der Schuster barsch, und kaum seinen Widerwillen bezwingend.

„Herrgott im Himmel! also Ihr wißt es nicht. Das Clärchen ist fort, seit gestern Abend schon, wahrscheinlich! — Kein Mensch weiß wo es hingekommen. Es hat sich ein Leid angethan, gewiß, es hat sich ein Leid angethan; o mein Gott, mein Gott!“ — — —

Der Alte rannte, ohne weiter auf die Klagen der geängstigten Mutter zu hören, davon. Ohne zu wissen was er that, lief er auf die Polizei, von dem Vorfalle Anzeige zu machen, lief in der ganzen Stadt umher, den Schneider aufzusuchen, um das Nähere zu vernehmen. Seine ganze alte Anhänglichkeit an Vater und Kind war in dem braven Manne wieder erwacht. Aber alle seine Bemühungen blieben erfolglos. Weder von seinem Freunde noch von dem entflohenen Mädchen fand er eine Spur. Todtmüde kam er gegen Abend nach Hause und mußte sich wegen seines sehr verschlimmerten Befindens sogleich zu Bette legen.

Unbewußt was geschehen war, war es mir am selbigen Tage einmal eingefallen, meinen alten Freund Fritz aufzusuchen. Es war ein schwüler Sommernachmittag, die Hitze schier unerträglich. Ich traf meinen Freund trübe und sinnend an seiner Arbeit. Nach einigen Fragen meinerseits, die er einsilbig und traurig beantwortete, machte ich ihm den Vorschlag, gemeinschaftlich eine eine kleine Stunde von der Stadt entfernte Sommerwirthschaft zu besuchen, deren reizende,

geheimnißvolle Lage an einer Krümmung des schönen Flusses, der die Häuser der Stadt bespült, so recht geschaffen zu einem traulichen Zusammensein war. Nach einigem Zögern willigte er ein. Schweißtriefend kamen wir am Ziele unserer Wanderung an und setzten uns in den reizenden, von hübschen Felspartien umgebenen Schattenplatz vor dem Wirthschaftsgebäude an einen der langen, für die Bedienung der Gäste im Freien bestimmten Tische. Neben uns plätscherte in silberweißen Flocken eine Cascade von der Felswand nieder in einen kleinen Teich, und sendete uns angenehme Kühlung zu. Zu unsern Füßen floß gleichmäßig mit einer gewissen majestätischen Ruhe und dennoch jugendlich rasch der schöne Strom vorbei, nur leise murmelnd und rauschend und seinen breiten Rücken den schimmernden Sonnenstrahlen bietend.

In wenigen Viertelstunden wußte ich Alles, was mir durch eine längere Abwesenheit verborgen geblieben war. Der unglückliche Freund hatte mir sein Herz geöffnet, hatte mir sein erstes Zusammentreffen mit Clärchen geschildert, geschildert was er gelitten, tief in verschlossener Brust, seit jener unglückseligen Entdeckung.

„Und du liebst sie noch, die Treulose?“ rief ich empört.

Er schaute finster hinaus nach dem vorübereilenden Strome. „Kannst du jenen Wellen gebieten, daß sie rückwärts fließen?“ sagte er düster. „Ob ich Clärchen noch liebe: Wie könnte ich dir das sagen! Aber das weiß ich, daß ihr liebes, süßes Bild nur mit meinem Leben aus meiner Seele verschwinden wird. Wenn ich an sie denke, denke ich nicht auch immer zugleich an ihre Schwäche, an ihre Untreue; ich denke nur dann an den Augenblick, wo sie mir zum ersten Male zuflüsterte: „Ich bin dir gut.“ Ach da war sie rein und treu! Nur so lebt ihr liebes Bild in mir. Die Clara, die falsch sein konnte, ist für mich nicht da;

die Andere, Freund, ist mir gestorben, gestorben wie mein Herz in mir gestorben ist."

„Muth gefaßt, Freund!" sagte ich tröstend. „Was dir nicht treu blieb, das hast du auch nie besessen." — —

Er horchte nicht auf mich; sein Auge spähte scharf über die Fläche des Stromes hin, auf den die hinter den Waldspitzen verschwindende Sonne goldene Streiflichter warf. Er faßte mich hastig am Arme. „Was ist das dort?" fragte er, erschrocken nach einem wirbelnden Punkte im Strome hinweisend. Ehe ich recht begriffen hatte, was er meine, hatte er schon seine Oberkleider und Stiefel abgestreift und sprang in weitem Anlaufe in die aufspritzenden Wellen. Einen Augenblick verschwand er in einem aufkochenden, gurgelnden Strudel, bald aber erschien er wieder auf der Oberfläche, mit rüstigem Arme die rasch dahin schießenden Fluthen zertheilend, und ruderte scharf nach dem Punkte hin, den er mir vorhin bezeichnet, den ich jetzt auch, wenn schon bedeutend weiter abwärts, deutlich sehen konnte. Es war nicht zu verkennen, der unförmliche Gegenstand, den die Fluthen daher wälzten, war ein menschlicher Körper, der zuweilen halb auftauchend auf die Oberfläche des Wassers sich wälzte und überschlug.

Ehe ich von meiner ersten Ueberraschung mich erholt hatte, hatte Fritz den Gegenstand erreicht und bei einem seiner breit auf dem Wasser schwebenden Kleidungsstücke erfaßt. Deutlich sah ich jetzt, daß das unglückliche Wesen ein Weib sein müsse. Ich wollte meinem Freunde nachstürzen, aber ein Blick belehrte mich, daß ich ihm mehr nützlich sei, wenn ich am steilen Ufer bliebe und ihm beim Landen hülfreiche Hand biete. Fritz war ein so vortrefflicher Schwimmer, daß die einzige Schwierigkeit bei seinem Unternehmen bloß darin bestand, mit dem Gegenstande, den er den Wellen zu entreißen im Begriffe war, den steilen Uferrand zu erklettern, an welchem das Wasser mit verdoppelter Schnelligkeit hin-

schoß. Bald hatte er das Ufer erreicht, den Körper der Verunglückten mit der einen Hand am Kleide nachschleppend. Ich kniete nieder, schlang einen Arm um einen kleinen Baum und bot ihm die freie Hand dar. Mit einiger Anstrengung gelang es mir, Beide an's Land zu ziehen. Fritz ruhte einen Augenblick tief aufathmend aus, ohne ein Wort sprechen zu können. Mit schaudernder Theilnahme betrachtete ich den leblosen Körper der Ertrunkenen, die, das Gesicht von mir abgewendet, im Grase lag. Die nassen, leichten Sommerkleider schmiegten sich eng an die offenbar noch sehr jugendlichen, schönen Formen der Unglücklichen. Schaudernd, von einer blitzschnellen Ahnung ergriffen, wendete ich den Körper herum und schaute — in ein todtbleiches, starres, aber selbst in dieser Entstellung noch schönes Gesicht. Fritz fiel mit einem entsetzlichen Schrei über die Entseelte hin.

Es war Clärchen.

Das, was unmittelbar auf diese Scene folgte, zu schildern, möge der Leser mir erlassen.

Drei Tage darauf begleiteten Fritz und ich die Leiche des unglücklichen Mädches zum Friedhofe. Neben dem Vater Clärchens, der, zu einem starren, kalten Bilde des Schmerzes verkörpert, hinter dem Sarge daher wankte, ging mit feuchten Augen der alte Fechter. Das Unglück hatte die beiden grollenden Freunde wieder mit einander ausgesöhnt.

Das war die ganze Leichenbegleitung der einst so schönen, blühenden Jungfrau, in deren Antlitz Niemand ohne Entzücken geblickt hatte.

Der Mutter unbändigen, tobenden Schmerz will ich nicht beschreiben. Sie klagte sich selbst als die Mörderin ihrer Tochter, ihres einzigen Kindes an, verwünschte ihre Eitelkeit und ihren Hochmuth, und war Tagelang nicht zu bewegen, Trank und Speise zu sich zu nehmen.

Meister Peter schlich einige Wochen herum wie ein Schatten. Er arbeitete nicht mehr. Seine ökonomischen

Verhältnisse verschlimmerten sich zusehends. Der Handel, das Streben nach materiellem Erwerb kennt wenig Rücksichten für den Schmerz eines Vaters, der sein einzig Kind auf so erschütternde Weise einbüßte. Man zuckte höchstens die Achseln: „Wir haben's immer gesagt," sagte man. „Der Mann wolle zu hoch hinaus mit dem Mädchen; da hat er es nun," und damit ging man zum Geschäftsagenten, um diesen mit der rechtlichen Einkassirung der Summe zu betrauen, die man an Peter zu gut hatte.

Bald darauf wurde der Konkurs über den einst so soliden, ehrenwerthen Meister verhängt. Er vernahm die Eröffnung desselben mit einem Erstaunen, das deutlich zeigte, er habe seit dem Tode seines Kindes kaum einmal an seine Geschäfte gedacht. Seine Frau jammerte ganze Tage und quälte den Armen, der sie kaum verstand, mit den bittersten Vorwürfen.

Das weckte den Mann endlich aus seiner Starrsucht, aber welches Erwachen war das! Der Krampf, der sein Herz umstrickt hatte, ließ nach, die verschlossenen Pforten desselben öffneten sich wieder der Außenwelt, freilich nur um die noch größere Trostlosigkeit mit dem Bewußtsein seiner nunmehrigen Lage einziehen zu lassen. Sein Haus wurde ihm zur Hölle. Die ungerechten Vorwürfe seines Weibes, die innere Unruhe trieben ihn aus seinen vier Pfählen. Er suchte Zerstreuung, Vergessenheit im Wirthshause, im Weine. Da saß er bald Tage lange in seinem einsamen Winkel, sprach selten ein Wort mit Jemanden und trank langsam einen Schoppen nach dem andern, bis er Abends, vom Wirthe gemahnt, aufzubrechen, betrunken nach Hause taumelte. Bald wurde der ehemals so respektirte Meister ein Gegenstand des Ekels und des Mitleides für die Bessern unter den Mitgästen, die Zielscheibe des Gespöttes, der Gegenstand schlechter Späße für die Schlechtern. In seiner Trunkenheit sang er abwechselnd lustige Lieder, bald weinte er, von der Macht

der Erinnerung wie von einer ehernen Hand gepackt, die durch die Nebel des Weindunstes hineingriff an sein Herz — wie ein Kind. Beides fanden die Gäste gleich belustigend.

Bald kam's so weit, daß der arme Schneidermeister kein ordentliches Wirthshaus zur Befriedigung seines Gelüstes mehr besuchen konnte und mochte. Er hatte sich nun in eines jener verrufenen Kellerlöcher eingenistet, welche der Stadt, in welcher unsere Erzählung spielt, eine so zweifelhafte Berühmtheit geben. Da saß er denn auch eines Abends bei trübem Lampenlichte, in einer solchen kaum bis zur Dämmerung erhellten Höhle, an wackligem Tische. Neben ihm spielten zwei oder drei übel aussehende Bursche mit Karten, deren Bilder kaum mehr zu erkennen waren vor Schmutz, um eine Flasche Branntwein, die schon zu drei Vierteln geleert vor ihnen stand. Ein frech aussehendes Weibsbild, deren noch jugendliche Züge bei der Verderbtheit, die aus ihnen sprach, doppelt widrig anzuschauen waren, lehnte sich hie und da vertraulich auf die Schulter eines der Spieler und gab sich den Anschein, als schaue sie in die Karten. Vielleicht auch war dieses der Fall, vielleicht selbst um dieses schlechte, eklige Getränk spielte der Betrug, sollte vielleicht der Unerfahrenste unter den Spielern noch um seine letzten paar Centimes gebracht werden. Es war schon gegen die Zeit, wo die Polizei solche Wirthschaften zu schließen befiehlt. Meister Peter hatte, ohne den geringsten Antheil am Spiele zu nehmen, dagesessen und wie gewohnt, still ein Gläschen nach dem andern getrunken. Sein bleich gewordenes Gesicht, mit den eingesunkenen, glanzlosen Augen sah schier gespensterhaft aus bei dieser spärlichen Beleuchtung in dem grauen sandsteinernen Gewölbe des tiefen Kellers. Plötzlich fing er an zu singen:

„Bin i nit, bin i nit a lustige Schweizersbueb."

Seine heisere Stimme wiederhallte seltsam, schier ge=

spensterisch zwischen den hohlen Fässern. Die Spielenden schauten fast erschreckt auf und vergaßen für einen Augenblick ihre Karten. Endlich brach einer von ihnen in ein schallendes Gelächter aus.

„Ja, du bist mir ein wirklich lustiger Bub, du!“ schrie er. „Hast wieder einmal schief geladen, Schneider? Sing uns mal noch Eins!“ Der Schneider stierte den Sprecher eine Weile mit den glanzlosen Augen an, als bemühe er sich, den Sinn der an ihn gerichteten Worte zu fassen. Wirklich machte er auch einen mißtönenden Versuch, sein Lied fortzusetzen — kam aber plötzlich auf einen andern Gedanken: „Gieb mir noch ein Gläschen, Käthe,“ lallte er, nach dem Glase tappend, das er erst nach einigen lächerlichen Fehlgriffen, bei denen er fast das Gleichgewicht verlor, erfassen konnte.

„Hast für heute genug,“ sagte Käthi grob. „Gebe dir nichts mehr. Dazu ist's bald neun Uhr und ich muß schließen.“

Einer der Spieler schob ihm mit verächtlicher Handbewegung sein Glas zu. „Da nimm und sauf, Schneider!“ sagte er mit grober Vertraulichkeit, „und wenn du deine schadhafte Kehle, die wie ein neuer Schiebkarren gixt und gaxt, geschmiert hast, so singe.“

Meister Peter stieß das Glas zurück. Ein Strahl seines ehemaligen Selbstbewußtseins zuckte in seine umdüsterte Seele hinein. Ein Strom von Thränen schoß plötzlich aus seinen Augen.

„Sie ist hin, sie kommt nicht wieder,“ schluchzte er laut und krampfhaft.

Lachend schauten die Andern auf ihn. Als aber das krampfhafte Weinen nicht aufhören wollte, ward ihnen das Ding langweilig.

„Schaff' ihn hinaus, Käthi!“ sagte Einer. „Die Klaglieder sind nicht unsere Liebhaberei. Er kann daheim eben so gut heulen wie hier.“

Käthi mochte gleicher Ansicht sein. Es faßte den Schneider am Arme, rüttelte ihn derb und rief ihm zu: „Es ist Feierabend, Peter, mach jetzt, daß du nach Hause kommst.“

Peter schaute verwundert um sich, als wisse er nicht wo er sich befinde. Käthi mußte ihren Befehl drei bis vier Mal wiederholen, bis er begriff, was man von ihm wolle, und sie that es auch mit zunehmender Grobheit. Als Peter endlich verstanden hatte, verläugnete er auch in seiner Trunkenheit den sanften, schwachen Charakter nicht, der ihm eigen war. Er war folgsam wie ein Kind. Mühsam und sich an der Tischecke haltend, stand er auf und wankte der langen steinernen Treppe zu.

„Der hat zu viel!“ sagte einer der Gäste; „führ ihn hinauf, Käthi, es könnte sonst ein Unglück absetzen.“

„Pah!“ — meinte Käthi, „mag er sehen wie er da wieder hinauf kommt, wo er herunter gekommen ist.“

„Das wird schwer halten!“ meinte ein Anderer, auf des Schneiders ehemalige und jetzige Lebensstellung anspielend.

Wieherndes Gelächter begleitete den Witz.

Peter war derweil mühsam und schwankend bis auf die obersten Tritte der Treppe gelangt, welche wohl an die zwanzig Stufen hoch sein mochte. Hier fiel es ihm ein, daß er ohne Gruß fortgegangen sei. Schwankend wandte er sich halb herum und rief in den Raum hinunter: „Gute Nacht!“ da verlor er das Gleichgewicht und stürzte rücklings in den Keller hinab, wo er zu den Füßen der nächtlichen Zecher regungslos liegen blieb.

Alles sprang auf. Einer faßte den regungslosen Körper und versuchte es, ihn auf die Beine zu stellen. „He Schneider,“ brüllte er ihm in die Ohren, „mach' dich auf die Beine, die Polizei kommt.“ Der Körper sank schwer wieder auf den Boden zurück. Der Mann, der sich den rohen Scherz mit ihm gemacht, taumelte erschrocken von ihm weg.

„Der fürchtet sich vor keiner Polizei mehr!“ sagte er schaudernd. „Er ist todt!“

Ein Jahr mochte seit den erzählten Ereignissen verflossen sein. Der arme Schneidermeister Peter ruhte schon lange neben seiner unglücklichen, schönen Tochter auf dem stillen Friedhofe. Beide waren von ihren ehemaligen Bekannten beinahe ganz vergessen. Clärchens Mutter hatte der wackere Meister Fechter zu sich genommen und sie lebte still, mit geschwächten Geistesfähigkeiten bei dem ehemaligen Freunde ihres verstorbenen Gatten. Fritz lebte ebenfalls ruhig seinem Berufe. Sein stilles, in sich gekehrtes Wesen war dasselbe geblieben. Seine Tage schienen arm und freudenleer an ihm vorüber zu gehen. Meister Fechter ließ seinen Sohn gewähren. Beide sprachen nie von Clärchen mit einander, gleich als hätten sie eine stillschweigende Verabredung getroffen, diesen Punkt nie zu berühren. Der früher so blühende Jüngling hatte sehr gealtert; er glich schier einem gereiften Manne und sein Benehmen entsprach seiner äußern Erscheinung vollkommen.

Ich hatte in dieser Zeit die Bekanntschaft eines jungen Deutschen gemacht, der, wie er selbst offen bekannte, wegen eines Raufhandels von einer deutschen Universität weggewiesen worden war, und nun in unserer Stadt seine Studien vollenden wollte. Carl Moorstadt war ein prächtiger Bursche, hochgewachsen wie eine Tanne, stark wie ein Riese und seine schöne, offene und männliche Gesichtsbildung, wie sein ganzes Benehmen hatten mich unwiderstehlich zu diesem ächten Repräsentanten deutschen Burschenthums hingezogen. Sein Gesicht wäre gewiß sehr schön zu nennen gewesen, hätten nicht gar zu viele Andenken an die Mensur, die darein gekritzelt waren, dieser Schönheit einigermaßen Eintrag gethan. Wir waren bald sehr vertraute Freunde geworden.

Eines Abends gab die Verbindung, der wir angehörten, ihren Abschiedscommers. Moorstadt und ich saßen neben

einander an der Tafel unweit neben dem Senior, vor dem die blitzenden Schläger mit den Corpsfarben geziert, kreuzweis auf dem Tische lagen. Der allgemeine Jubel fing just eben an so recht in Fluß zu kommen. Auf einmal entstand außergewöhnliche Bewegung in dem Saale. Ein junger, blühend schöner Mann in eleganter Kleidung war eingetreten und bot verschiedenen Mitgliedern der Gesellschaft, die ihn mit freundschaftlichem Jubel umdrängte, die Hand. Es war Gustav de Combes, der seit Clara's Tode die Universität verlassen hatte und mir seither nie mehr zu Gesichte gekommen war. Seine Freunde, deren er in unserer Verbindung viele zählte, nöthigten ihn sich zu setzen, was er auch in geringer Entfernung von uns, schräg gegenüber unserm Platze that, so daß mir seine Gestalt fortwährend vor Augen war.

„Aber Teufel! was ist denn aus dir geworden?“ rief mir nach einer Weile Moorstadt zu. „Du machst ja ein Gesicht, als hättest du vom Rektor einen Riffel bekommen.“ Er trank mir zu, ich that still Bescheid, aber mein Auge mochte fortwährend mit nicht gar zu freundlichem Ausdrucke auf dem schönen Waadtländer haften.

Moorstadt verfolgte mit seinen Blicken die Richtung der meinigen.

„Wer ist die hübsche Wachspuppe dort?“ flüsterte er mir zu. „Ein wahres Gaudium wär's, in dieses glatte Pergament ein paar Hieroglyphen einzuzeichnen. Es könnte bedeutend dadurch gewinnen.“

„Ich hätte fast Lust ihm diesen Gefallen zu erweisen,“ brummte ich finster.

„Was Teufel!“ schrie Moorstadt lebhaft. „Ist das dein Ernst? kann etwas aus dem Spaße werden! Ich sekundire dir und wenn's nochmal ein Consilium abeundi für mich absetzen sollte. Was hast du gegen das glatte Gesichtchen? Mensch, erzähle!“ Die Augen des Burschen leuchteten wie

Feuer, sobald er die Gelegenheit zu einem sogenannten honorigen Raufhandel witterte.

Ich theilte ihm in kurzen Zügen das Benehmen des Waadtländers gegen die arme Clara und die schrecklichen Folgen desselben mit, verhehlte ihm auch nicht, daß die Unglückliche so zu sagen, die Braut eines mir sehr lieben Jugendkameraden gewesen sei.

Moorstadt biß die Lippen zusammen. „Alltägliche Geschichte das, aber mit ziemlich ungewöhnlich tragischem Ausgang. Kannst du gut fechten?“ fragte er.

„Ich hoffe, nicht gar zu sehr gegen den Burschen im Nachtheil zu sein, obschon er eine gute Klinge führen soll.“

„Warst du schon auf der Mensur?“ fragte er weiter, als hätte er das Gesagte überhört.

Ich mußte diese Frage verneinen.

„Das ist fatal! Ohne Praxis kann man selten auf einen günstigen Ausgang mit Zuversicht rechnen und der Handel ist so, daß um jeden Preis die Gegenpartei gezüchtigt werden muß.“

Es konnte nicht fehlen, daß während dieses Gesprächs sich unsre Augen zuweilen nach Demjenigen hinwandten, den unsere Worte zunächst angingen. De Combes bemerkte dies. Mit französischer Artigkeit erhob er sein Glas. „Es kommt Ihnen ein Ganzer!“ rief er gegen Moorstadt gewendet, und trank das Schoppenglas bis auf die Neige in einem Zuge leer.

Moorstadt stieß das seinige bei Seite und antwortete mit keiner Silbe auf diesen freundschaftlichen Versuch, eine Bekanntschaft einzuleiten.

De Combes Gesicht drückte Befremden und Aerger aus, und als nach einigen Minuten Moorstadt immer noch keine Anstalten traf „nachzusteigen,“ wie in der Corpssprache das Folgeleisten einer solchen Einladung genannt wird, bemerkte er finster: „Moorstadt, Sie sind mir nicht nachgekommen?“

„Das habe ich auch nicht im Sinne," erwiderte der Deutsche trocken.

Der Waadtländer maß seinen Gegner vom Kopf bis zum Fuß. Diese Musterung mochte Ursache sein, daß er sich für einen Augenblick noch Gewalt anthat.

Ich stieß den Deutschen an. „Was beginnst du?" flüsterte ich ihm zu. „Der Handel geht dich ja nichts an."

Er nahm keine Notiz von meinen Worten.

„Darf ich bitten, mir zu sagen, warum Sie mir nicht nachtrinken wollen?" fragte de Combes endlich zornig.

„Ein dummer Junge frägt Manches, was er just nicht zu wissen braucht," gab Moorstadt höhnisch zur Antwort.

Der Waadtländer sprang auf. Zornesröthe überfluthete sein schönes Antlitz. Er beugte sich zu einem seiner Tischnachbarn nieden, flüsterte ihm ein paar Worte in's Ohr und verließ stolz die Gesellschaft.

Noch ehe ich mich von meiner Ueberraschung erholt hatte, flüsterte Moorstadt mir lachend zu:

„Aha, der hat doch am Ende Feuer gefangen! Wir können morgen sicherlich Besuch erwarten."

„Aber welcher Satan reitet dich denn, mit dem Menschen, den du heute zum ersten Mal siehst, Händel anzufangen?"

„Ah bah! was kümmert denn dich das? So bald's gegen den Frühling geht, muß ich eine Aderlässe haben, sonst molestirt mich mein unruhiges Blut. Zweitens ist mir das Wachsgesichtchen wirklich zu glatt; es müssen in dieser Physiognomie einige bauliche Veränderungen vorgenommen werden, wenn ich mir nicht das Gallenfieber ob ihr anärgern soll. Aber wir haben die Gesellschaft gestört. Gehen wir nach Hause. Ich muß morgen helle Augen haben und will nicht schläfrig zum bevorstehenden Frühstück kommen."

Am andern Morgen besuchte ich meinen Freund, auf seinen mir beim Scheiden ausdrücklich an's Herz gelegten

Wunsch, frühzeitig. Er lag, in einen alten Schlafrock gewickelt, ruhig auf dem Canapee und studirte in einem medizinischen Werke.

„Brav, daß du so pünktlich bist!“ rief er mir herzlich entgegen. „Ich denke, daß wir nicht lange auf unsern Besuch werden zu warten brauchen, denn der schöne Jüngling sah ganz verteufelt wild aus. Als mein Secundant hast du das Nähere mit dem seinigen auszumachen. Ich habe die Wahl der Waffen. Du bestehst auf Schlägern. Alles Uebrige ist mir gleich. Nur ist's mir lieb, wenn's heute noch abgemacht werden kann. Richte die Bedingungen so maliziös ein, als du kannst. Sorge nur, daß der gegnerische Secundant nicht meine Hiebe abfaßt. Im Uebrigen kümmere dich um nichts!“

Während wir sprachen, klopfte es an die Thüre, und herein trat der junge Studirende, der gestern Abend neben de Combes gesessen hatte.

„Sie errathen ohne Zweifel, warum ich komme,“ redete er nach unserer höflichen Einladung, Platz zu nehmen, Moorstadt an.

„Vollkommen!“ entgegnete dieser lächelnd. „Ich bin kein Freund von langen Präliminarien. Wann erwartet mich de Combes?“

„Diesen-Nachmittag, drei Uhr,“ entgegnete der Secundant.

„Mir recht. Machen Sie das Uebrige mit dem Herrn da (er zeigte auf mich) aus. Ich muß in's Collegium. Sie werden mich entschuldigen, wenn ich nicht länger das Vergnügen haben kann.“ Mit diesen Worten setzte er seine Mütze auf und verließ das Zimmer.

Der Secundant sah ihm etwas verblüfft nach.

Indessen waren wir mit unsern Verhandlungen bald zu Ende. An einen Aussöhnungsversuch war nicht einmal zu denken. Die Uebereinkunft lautete auf einen Gang Schläger

ohne Binden und Bandagen. Die Zusammenkunft wurde auf Nachmittags drei Uhr bei einer Quelle in dem der Stadt nahe liegenden prächtigen Forste bestimmt. Höflich grüßend verließ mich der Gegensecundant.

Ich eilte, meine Obliegenheiten zu erfüllen, die Waffen heimlich auf den Kampfplatz schaffen zu lassen und den bestimmten Unparteiischen (Zeugen bei den Studentenduellen) von der Uebereinkunft in Kenntniß zu setzen. Heiter und fröhlich traf ich zur bestimmten Zeit wieder mit meinem Freunde zusammen. Scherzend und plaudernd wandelte er an meinem Arme hinaus auf den Kampfplatz.

Wir waren die Ersten, die auf der einsamen, von den schönen Veteranen des Forstes wie von ernsten Wächtern rings gehüteten Stelle ankamen. Bald gesellte sich auch von entgegengesetzter Richtung herkommend, der Unparteiische zu uns, und dicht hinter ihm nach kamen de Combes und sein Secundant. Ohne Gruß wurde an's Werk geschritten, die Röcke und Westen ausgezogen, die nervigen Arme entblößt und keine Vorkehrung zum Schutze des Leibes getroffen, als daß die Hemden der beiden Kämpfer auf der Brust zu einem bauschigen Knoten zusammengezogen und genäht wurden.

Einen Augenblick schien es mir, als betrachte de Combes nicht ohne ein leises Zeichen von Aengstlichkeit den nervigen, hochgeschossenen Körper seines Gegners. Es flog wie ein Schatten über sein Gesicht. Dann biß er die Lippen zusammen, seine Augen blitzten, als die Stimme des Unparteiischen ertönte:

„Auf die Mensur — bindet die Klingen — los!“

Die flachen, glänzenden und biegsamen Klingen der Schläger sausten schwirrend und zischend, wie feurige Schlangen, um die Köpfe der Kämpfer. Der heißblütige Waadtländer focht gewandt und mit rasender Hitze; Moorstadt kaltblütig, bloß in der Defensive verharrend. Bald waren die Kämpfer so ermüdet, daß einen Augenblick zur

Ruhe commandirt werden mußte, ohne daß irgend eine Verwundung herausgekommen wäre. Nach einer kurzen Pause ertönte von Neuem die Commandostimme des Unparteiischen. Moorstadt wandte sich blitzschnell halb gegen mich; ein schadenfrohes Lächeln glitt über seine sonst vollkommen ruhigen Züge. Er fuhr mit dem Zeigefinger der linken Hand von der rechten Thränendrüse hinweg quer über sein Gesicht hin, über die Nase, bis fast zum linken Ohr, und sprang dann in Positur. So wetterschnell hatte er die bedeutsame Bewegung gemacht, daß sie von Niemanden als dem Unparteiischen und mir bemerkt wurde. Der Commandirende lächelte leise, und der Kampf brach mit erneuerter Erbitterung los. De Combes Klinge sauste wie Schwalbenflug um das Haupt des gewaltigen Deutschen. Er griff an vielen Punkten zugleich an, und ich vergaß ob dem Staunen über die kaltblütige Gewandtheit, mit welcher Moorstadt all' diese Hiebe parirte, fast meiner Pflichten als Secundant. Die Stirne des Waadtländers troff von Schweiß. Eben raffte er sich zu einer letzten Kraftanstrengung zusammen, da schien es einen Augenblick, als vergrößere sich Moorstadts hohe Gestalt noch um eines Fußes Länge, blitzend sauste seine Klinge durch die pfeifende Lüft, und de Combes taumelte einige Schritte zurück von der Wucht des Schlages. Sein furchtbarer Gegner hatte ihm, wie man sagt, die Parade durchgeschlagen. Hoch auf spritzte der rothe Quell des Lebens.

„Halt, saß!“ rief ich, einspringend. Der gewaltige Hieb saß richtig, und genau da, wo Moorstadt vor ein paar Minuten so geheimnißvoll hingedeutet. Eine klaffende Wunde lief vom äußern Winkel des rechten Auges quer über das vor einer Sekunde noch so schöne Gesicht hin, spaltete die feingeschnittene Nase in zwei Hälften und lief noch weit in die linke untere Gesichtshälfte hinein.

Der Paukarzt eilte, die Wunde zu verbinden. Wir entfernten uns.

„Was meinst du," sagte Moorstadt lächeld, „wird der Bursche von nun an den Bräuten deiner Freunde noch so gefährlich sein?"

Die Entstellung, die die Wunde nach sich ziehen mußte, mußte eine wahrhaft scheußliche werden.

Fast bedauerte ich jetzt den so arg Gezüchtigten.

Es mochte einen Monat nach diesem Ereignisse sein, daß der alte Meister Fechter eines Morgens mit kummervollen Blicken seinem Sohn zusah, der wie gewöhnlich still sinnend und traurig auf seinem Arbeitsstuhle saß, sich selber kaum bewußt, die Arbeit sinken ließ und vor sich hinstarrte.

Meister Fechter selbst war auffallend gealtert in der letzten Zeit. Wer ihn ansah, pflegte zu sagen: „Der treibt's auch nicht mehr lange." Nachdem der Alte so ein Weilchen den Sohn beobachtet hatte, rief er, wie zu einem plötzlichen Entschlusse gekommen, mit mitleidiger Stimme dessen Namen.

Fritz fuhr wie erschrocken aus seinen Träumereien empor.

„Lieber Fritz," sagte der Alte mit eindringlicher Stimme, „so kann und darf es nicht mit dir bleiben. Ich werde alt und schwach. Es wird nicht mehr lange dauern, so wirst du das Geschäft allein fortführen müssen, und ich werde mich zur Ruhe gelegt haben für immer."

Fritz schaute, durch den wehmüthigen Klang dieser Stimme ins Herz getroffen, auf seinen Vater hin. Der hinfällige Anblick des geliebten Mannes gab wohl seit langer Zeit zum ersten Mal seiner Trauer eine andere Richtung. Hastig sprach er: „Vater, redet doch nicht so. Ihr werdet Euch wieder erholen." Eine Thräne war ihm in's Auge getreten, die erste, die nicht mehr dem Andenken Clara's galt. —

„Täuschen wir uns nicht, lieber Fritz," sagte Meister Fechter ruhig und ergeben. „Es ist Gottes weise Ordnung

so, daß die Alten gehen und Platz machen den kommenden Geschlechtern. Ich bin bereit, zu gehen, wenn der himmlische Vater ruft. Du aber bist jung und kräftig, sollst schaffen und wirken an deinem Platze, den das Geschick dir angewiesen hat. Wirst du das aber können, wenn der Schmerz um die Todte dich verzehrt? Es war Gottes Fügung so; willst du gegen seinen weisen Rathschluß hadern? Den Lebenden gehört die Welt, die Todten bringt keine Thräne zurück. Du hast das Mädchen, das du liebtest, beweint. Das bewies, daß du eines schönen Gefühls fähig bist. Aber du hast genug gethan. Verzweifeln ist des Mannes unwürdig. Willst du des unglücklichen Peters Weise nachahmen? Bewahre deiner Clara ein freundliches Andenken, aber klammere dich nicht mit dem Eigensinn eines Kindes an das an, was nicht mehr ist, und was nie dein war. Du wärst mit dem Mädchen nie glücklich geworden; drum danke Gott, daß er dir die Braut nahm, die dich vielleicht als Gattin verachtet hätte. Nimm Theil an den bessern und unschuldigen Vergnügungen, die deine Jugend dir bietet und dich genießen heißt. Suche dir ein wackeres Weib aus dem Handwerkerstande, das nicht über dir stehen will, aber dich zu verstehen und zu achten im Stande ist. Versprich mir das."

„O Vater!" schluchzte Fritz mit überströmenden Augen, „ich kann doch Keine mehr lieben, wie ich Clara geliebt habe."

Ein leises Lächeln glitt über die Züge des erfahrenen alten Mannes. „Kennst du denn schon so deutlich deine Zukunft und die Räthsel deines eigenen Herzens?" versetzte er mild. „Ich will nicht weiter in dich dringen. Versprich mir nur, daß du den Versuch machen willst, dich zu zerstreuen, und nicht mehr absichtlich deinen schmerzlichen Gedanken nachzuhängen."

„Wenn Euch das Freude macht, Vater, so will ich es versuchen," sagte Fritz eintönig. Kopfschüttelnd ging der

Vater in seine Stube. Fritz sank in seine träumerische Stimmung zurück.

In der gleichen Stunde noch war es, daß Moorstadt zu mir auf mein Zimmerchen kam. „Heute will's nicht gehen mit dem Studium!" rief er mir ärgerlich komisch schon unter der Thüre entgegen. „Du sollst mir helfen."

„Ich!" rief ich erstaunt, „ich sollte dir mit meiner Rechtswissenschaft im Studium der Medizin nachhelfen!"

„Nein!" rief er lachend, „das nicht, aber den schönen Frühlingsvormittag sollst du mir verbummeln helfen. Nimm deine Mütze und komm. Das Corpus juris kannst du füglich daheim lassen."

Ich folgte gelassen seinem Wunsche, wohl wissend, daß er sich in keinem Falle davon abbringen lassen würde.

„Aber wohin gehen wir?" fragte ich, meinen Stock zu mir nehmend.

Moorstadt besann sich eine Weile. „Aha, mir fällt etwas ein. Apropos, habe gestern den ci-devant schönen Waadtländer gesehen. Sein Schmiß ist so ziemlich geheilt, aber er sieht unbeschreiblich kurios aus. Auch macht er ein Gesicht, so zerknirscht wie ein Baarfüßer. Das bringt mich auf eine Idee. Ich habe deinen lederklopfenden Pylades noch nie gesehen. Ich habe meine Haut zu Markte getragen, um ein Pflaster auf sein zerrissenes Herz zu legen, es wäre doch nicht mehr als billig, daß er sich nun seinerseits meiner zerrissenen Stiefeln erbarmte und ein Pflaster auf diese Wunde da besorgte." Mit diesen Worten wies er mir seine Fußbekleidung, die in der That ziemlich gebrechlich aussah.

„Wollen wir meinen Freund besuchen?" fragte ich, ob des sonderbaren Einfalls lächelnd.

„Gewiß, Amigo! das ist meine löbliche Absicht. Es lohnt sich doch schon der Mühe, auch den zweiten Helden des Dramas kennen zu lernen, in welchem ich die erhabene Rolle

übernommen, den obligaten Bösewicht zu züchtigen und die Unschuld zu rächen."

Wir gingen.

Fritz stand langsam und traurig auf, als wir bei ihm eintraten. Ein mattes Lächeln der Freude glitt über sein bleiches, schönes Gesicht, als er mich erkannte. Meinen Begleiter, den er für einen frischen Kunden ansehen mochte, grüßte er mit höflichem Anstande.

Moorstadt betrachtete einen Moment mit wachsendem Erstaunen den jungen Handwerksmann.

„Was Teufel!" schrie er endlich und faßte sans façon den Erschreckenden bei den Schultern und drehte sein Gesicht gegen das Fenster. „Ist's möglich, ist er es wirklich! He, mein wackerer Verarbeiter von Ochsenhäuten, kennst du mich nicht mehr?"

Fritz schaute zweifelnd in das leuchtende Gesicht des derben Fremden. Er kämpfte offenbar mit einer Erinnerung, die nicht gleich klar vor seine Seele treten wollte.

„Du bist's doch, du schweizerischer Herkules!" rief Moorstadt. „He, ich will deinen Denkwerkzeugen auf die Spur helfen. Denkst du noch an den lustigen Sonntag, im Biergarten zu ***, wo du den Ritter der schönen Schusterstochter machtest und meinen flotten Cameraden so unsanft über den Tisch hinüber befördertest? Hättest bald ihn und mich in die Klauen der hochlöblichen Polizei gebracht, denn ich hatte des Satans Noth, mit dem schweren Burschen auf dem Rücken, den Wächtern der Ruhe und Ordnung zu entfliehen. Hätte daher noch eine Abrechnung mit dir, vortrefflicher, schlagfertiger Fußbekleidungskünstler! Will aber, in Rücksicht auf deinen edeln Freund da, und in Anbetracht deines sonstigen, selbst für einen Schuster zu großartigen Pechs davon abstehen." Mit diesen Worten streckte der Lustige dem erstaunten Fritz die Hand entgegen und schüt-

telte sie auf's Herzlichste. Mit wenigen Worten erzählten mir dann Beide das bereits oben berührte Ereigniß.

„Freilich, ich hätte eigentlich so ein wenig Ursache, mich der Geschichte zu schämen", meinte Moorstadt. „Hole der Geyer das Bockbier, das gerade frisch angestochen worden war. Uebrigens war's bei weitem so böse nicht gemeint, wie das schüchterne Täubchen und du, Kerl, mit deinen groben Fäusten, dir einbildetest. Wollten im Grunde bloß den lächerlichen Narren, den Altgesellen, ein wenig hänseln, und hätten dem braven Mädchen nichts zu Leide gethan.

„Aber Apropos, Freund Adolf, weißt du auch, daß dein Freund da ein wahrer Lovelace unter den Schustern sein muß? Hatte sich der Bursch da kaum ein paar Wochen bei dem würdigen Meister Ledermann eingenistet, so konnte der Altgeselle, der früher Hahn im Korbe zu sein schien, sich mit seiner Liebe nur fein hübsch das Maul abwischen. Ich wohnte später dem Hause des Meister Ledermann gegenüber, und meine Vermietherin, ein Weib, die die Geheimnisse der Nachbarschaft alle herauszulocken wußte, so pfiffig, wie die Ratten das Oel aus der Flasche, hat mir Alles erzählt. Das schöne Augustchen hat sich die Vergißmeinnicht-Augen fast aus dem Kopfe geweint, als der Herr da sein Felleisen geschnürt hatte. Ich selbst habe sie vielmals belauscht, wie sie Abends auf der Laube bei ihren Nelkenstöcken saß und die hellen Thränen abtrocknete. Als der Altgeselle aus dem Karzer kam, mag er sich nicht wenig gewundert haben, daß kein Plätzchen mehr da zu vermiethen war."

Ich beobachtete den armen Fritz scharf bei diesen Scherzworten Moorstadts. Sein Gesicht war abwechselnd glühendroth und wieder bleich. Seine Augen bekamen zuweilen einen flüchtigen Glanz. Offenbar kämpfte er mit ganz verschiedenartigen Gefühlen. Die frivole Art, mit welcher der ihm fremde Student das Herzensgeheimniß der schönen Auguste behandelte, mochte ihn verletzen oder wenigstens pein-

liche Gefühle in ihm erwecken. Zuweilen aber schien es mir doch, als schwebe etwas wie ein Wiederschein von Freude über seine aufgeregten Züge hin.

„Richtig!" fuhr Moorstadt, dessen nicht achtend, in seinem Geplauder fort. „Der Geselle hat denn auch in wenig Tagen seinen Bündel geschnürt und ist im Zorne davon gegangen. Während dem bildschönen Mädchen zuweilen das helle Wasser aus den Augen lief, lief mir das meinige oft im Munde zusammen. Aber das half mir nichts. Sie schaute mich ebenso wenig, als einen andern Studenten mehr an. Dabei war sie immer blasser und blasser, so daß man aus purem Mitleiden ihr sein Herz hätte vor die Füße legen mögen, hätte sie nur die Gefälligkeit haben wollen, es aufzuheben. Als Rector und Senat mich letzthin so großmüthig auf Reisen schickten, sprach man sogar davon, das arme Mädchen werde am Ende die Auszehrung bekommen."

„Was sagst du zu der Geschichte, Adolf?" unterbrach der Erzähler hier sich selbst, und wandte sich zu mir. „Sollte man solche gefährliche Schuster nicht aus staatsbürgerlichen Rücksichten abschaffen?"

Ich antwortete nicht, sondern betrachtete aufmerksam den Fritz. Er hatte sein Gesicht von uns abgewendet, um schnell die Thräne zu verbergen, die sich über seine Wange stahl.

Ich faßte meinen Freund Moorstadt am Arme und zog ihn fort.

Von diesem Tage an sah ich meinen Jugendfreund häufiger. Er hatte sich allgemach sehr zu seinem Vortheil verändert. Zwar war er noch immer meist ernst und still. Aber das geisterhafte Blaß seines Gesichtes fing an, wieder der Röthe der Gesundheit Platz zu machen. Ich sah ihn sogar hie und da des Sonntags an einem anständigen öffentlichen Vergnügungsorte. Von seinem Vater erfuhr ich, daß

er seit einiger Zeit sich wieder mit Eifer und sichtlicher Lust seiner Berufsarbeit hingebe. Der Alte selbst hatte sich ordentlich wieder erholt. Die wieder aufflackernde Lebenslust seines Sohnes schien bei dem guten Meister ordentlich ansteckend gewirkt zu haben.

„Ich bin am Ende im Stand und werde wieder gesund, aus Freude über meinen wackern Jungen. Meint Ihr nicht, Freund Adolf, daß ich ihn noch wieder für ein Jährchen auf Reisen gehen lassen sollte? Ich könnte mich am Ende doch mit einem Gesellen behelfen, wenn ich wieder selbst nachschauen mag.“ So redete der Alte mich einmal an.

„Aber,“ fragte ich, „hat denn Fritz schon den Wunsch geäußert?“

„Nun freilich so recht deutlich nicht. Er fürchtet mich vielleicht dadurch zu betrüben. Aber gemerkt habe ich's doch so aus einigen schüchternen Aeußerungen, daß er gerne gienge.“

„Nun, da laßt ihn gehen, Vater Fechter,“ sagte ich lebhaft, und eine leise Ahnung stieg in mir auf.

Der Alte nickte.

Vierzehn Tage später war Fritz verreist.

Ahnst du wohl, mein lieber Leser, wohin er ging?

Gehe, wenn du in die Stadt kommst, in welcher meine traurige Geschichte sich zugetragen hat, eines schönen Sonntag Nachmittags hinaus nach dem beliebtesten öffentlichen Vergnügungsorte im Freien. Da wirst du an einem der langen Tische, die im freundlichen Grün einer Wiese im Schatten schön belaubter Obstbäume stehen, eine freundliche Familiengruppe sitzen sehen. Da sitzen zuerst einander gegenüber zwei alte, ehrenfeste Herren, denn schier wie Herren, wenn auch höchst einfach, sind die Beiden gekleidet. Der Eine von ihnen sagt zum Andern: „Einstweilen ist doch die Schweizernatur prachtvoll!“ Der Andere lächelt ein wenig und antwortet: „Ich denke, sie werde nicht nur für einst-

weilen so bleiben.“ Nicht wahr, lieber Leser, den wackern Meister Ledermann, den hast du schon erkannt, und daß der Andere Niemand anders sein kann, denn der wieder genesene Meister Fechter, das hast du auch schon errathen. Das auffallend schöne Weibchen, mit den blauen, tiefen Vergißmeinnicht-Augen und den feinen zartrothen Wangen, das so selig bald auf den jungen, hübschen Mann an ihrer Seite, bald auf ein kleines Mädchen von zwei Jahren, mit einem bildhübschen, schelmischen Lockenköpfchen blickt, das zu ihren Füßen im Grase spielt und die Maasliebchen so unbarmherzig köpft — wer das ist, magst du auch leicht herausklügeln.

Daß aber Meister Fritz Fechter nicht nur ein wackerer, allgemein geachteter Mann ist, sondern auch an der Seite seines lieblichen, verständigen Weibchens ein überglücklicher, das sagt Jedermann, der die Familie näher kennt.

Das Mädchen mit dem blonden Schelmenköpfchen heißt Clärchen. Es soll aber nie in eine französische Pension kommen, wenigstens nicht, um eine vornehme Dame zu werden.

Den Lesern, welche etwa über die Anwesenheit Meister Ledermanns in der Schweiz erstaunt sein sollten, diene zur Nachricht, daß die Zurückkunft Fritzens zu ihm gerade in das Jahr 1849 fiel. Meister Ledermann war so einer von den unbesonnenen Menschen, die hie und da das Herz auf der Zunge hatten. So hatte er denn Anno 1848 auch einmal in einem unbewachten Augenblicke zum Altgesellen Körbel gesagt: „Einstweilen könnten wir uns am Ende auch ohne Fürsten behelfen, wie die da droben in der Schweiz.“ Das hatte nun freilich Anno 1848 just gar nicht eben so viel zu sagen gehabt. Aber Anno 1849 nahmen die Behörden dann schon wieder gar Manches krumm, was im vorigen Jahre als gerade passirt hätte. Das hatte sich denn auch der Altgeselle Körbel gemerkt und, um sich für den von der hübschen Auguste empfangenen Korb zu rächen, das Gehörte den Be-

hörden denuncirt. Daraus waren nun dem guten Meister Ledermann so allerhand Verdrießlichkeiten erwachsen.

Wie nun der Fritz wieder gekommen und, wie man sich denken kann, vom wackern Vater mit herzlicher Freude, von der Tochter mit Thränen des Entzückens empfangen worden, als die Herzen der jungen Leute sich gegenseitig geöffnet und der Vater seinen Segen dazu gesprochen hatte, da hatte der gute Meister Ledermann ganz resolut gesagt: „Ich ziehe einstweilen mit Euch" — hatte drauf seine Sachen zu Gelde gemacht, sein Haus verkauft und das glückliche Paar nach der Schweiz begleitet. Mit dem Vater Fechter war er bald Herzensfreund geworden. Die Alten waren beide aus ächtem Schrot und Korn und verjüngten sich förmlich im Anblicke ihrer glücklichen Kinder, und Meister Ledermann brummt manchmal, wenn er besonders guter Laune ist, für sich selbst:

„Es ist doch eine ausgemachte Thatsache, daß es sich für einstweilen ganz ordentlich in einer Republik leben ließe, das sehe ich hier."

Wenn ich aber zuweilen meine alten Freunde besuche, das Bild dieser häuslichen Glückseligkeit betrachte und sehe, wie der Fritz noch immer hie und da mit strahlendem Glanze in den Augen seinem hübschen Frauchen zuschaut, wie es mir geschäftig den Stuhl herbeiholt, dann seufze ich wohl still im Innern:

Armes Clärchen, wie glücklich hättest du werden können, hätte man nicht eine Dame aus dir gemacht!

III.

Wie's einem im Emmenthal gehen kann.

Eine dumme Geschichte.

Wie's einem im Emmenthal gehen kann.

Eine dumme Geschichte.

Die gewöhnliche Abendgesellschaft saß beisammen. Der Herr Pfarrer, mit dem noch schier jugendlichen Vollmondsgesichtchen, hatte den gewöhnlichen Ehrenplatz im reichgepolsterten Armsessel oben am Tische eingenommen und lag mit ruhiger Gravität dem wichtigen Geschäfte, seine Meerschaumpfeife zu stopfen, ob. Der Herr Amtsschreiber, mit dem kupferfarbigen Anstrich auf Nase und Wangen, der da verrieth, daß der würdige Beamte noch andere Dinge, als seine Grundbücher, liebte, hatte seitwärts neben dem geistlichen Herrn Posto gefaßt, und die Frau Amtsschreiberin, eine Frau mit einem befehlshaberischen Gesichte, handelte mit der Frau Pfarrerin, vornen beim Fenster, das interessante Kapitel der neuesten Ereignisse des Dorfes und des heuer viel zu kurz gerathenen Flachses ab. Der Herr Doktor, ein noch sehr hübscher Dreißiger, von blühendem Aussehen und einem immer noch prächtigen, braunen Lockenwuchse, kam derweil zur Thüre hereingeschritten und trug in jeder Hand eines jener kuriosen Dinger, welche immer den günstigsten Eindruck hervorbringen, wenn sie recht ungewaschen und ungebürstet aussehen, nämlich zwei Flaschen alten Yvorne. Die Frau Doktorin, ein junges, blitzhübsches Weibchen, mit Augen wie chemische Reibzünderchen, trippelte hinter ihrem Manne her und trug auf einem blanken Präsentirteller einen kleinen Appendix zu den spinnwebigen

Flaschen, nämlich ein paar Schnitten prächtigen Bauernschinkens. Der Leser wird jedoch wegen dieses letztern Ausdruckes keinen Mißgriff begehen, und einen schrecklichen Verdacht gegen die ganze ehrenwerthe Gesellschaft fassen.

Der Herr Amtsschreiber wendete beim Eintritt der Beiden rasch den Kopf herum. Dann gerieth er ob eines Entschlusses in Verlegenheit, ungefähr wie der Esel, der hungrig zwischen zwei Gebündeln Heu stand, und nicht wußte, welchem von Beiden er den Vorzug geben sollte. Seine Aufmerksamkeit, des Amtsschreibers nämlich, nicht des Esels, theilte sich zwischen den beiden Flaschen Yvorne und der hübschen Frau Doktorin, denen sein etwas schwaches Herz ungefähr zu gleichen Theilen zugeneigt war. Ein Ungewitter drohender Blick der Frau Amtsschreiberin aber, die dem innern Kampfe ihres Eheherrn mit der gewohnten Schärfe ihrer grünen Augen zugesehen hatte, machte schnell der Unschlüssigkeit ein Ende. Die Augen des Amtsschreibers machten sich von der Frau Doktorin weg, wie zwei verscheuchte Marder vom Hühnerstalle, und wandten sich mit reuiger Zerknirschung den beiden Flaschen zu, welche der Doktor eben vor ihn hinstellte. „Ich denke, ich will dir dein Amt als heutiger Wirth ein wenig erleichtern“ — sagte der Amtsschreiber zum Doktor, als auch die Gläser auf den Tisch gebracht wurden — und damit griff der allezeit durstige Herr flink nach einer der Flaschen, und ließ den goldperlenden Trank des Waadtlandes in's blanke Glas laufen. „Auf eure Gesundheit, meine Herren und Frauen! Hm, famös, Doktor! gieb bei Leibe nie einem von deinen Kranken von Diesem zu trinken. Du würdest dich ruiniren, auf Ehre! — Der Kerl würde dir gesund vor der Nase weg, und du hättest mit deinen Pillen und Mixturen das leere Nachsehen. Doch wir haben ausgemacht, daß jeder von uns bei unsern abendlichen Zusammenkünften eine Geschichte erzählen soll. Du bist Wirth heute, also ist auch

an dir die Reihe. Mache dich also dran; auch das dümmste Zeug wird sich gut anhören, wenn man der hinkenden Erzählung mit deinem Weine nachhilft."

Der Pfarrer blies behaglich eine Rauchwolke aus seinem Meerschaum und stimmte dem Amtsschreiber bei; die Frauen baten allerseits recht schön, und der Doktor mußte, wohl oder übel, nachgeben. Er trank bedächtig noch ein Schlücklein zur Stärkung und begann:

„Wenn man das schöne Emmenthalerdorf Langnau, wie das immer zu geschehen pflegt, ungern verlassen hat und den sogenannten Schachen hinunter auf der freundlichen Straße nach Burgdorf hinwandert, so kommt man bald zu dem netten, kleinen Orte „zur Zollbrück" geheißen, weil da eine Brücke über die kurz vorher sich vereinigenden sehr wilden Flüsse, Emme und Ilfis, führt. Nun, es mögen so zirka ein Jährchen fünfe oder sechse sein, daß ein lustiger, junger Bursche, mit langen, braunen Haaren, kecken Augen und frischen Wangen, im reichverschnürten, flotten Flausrock, das zierliche Ränzel auf den Schultern, diese Straße herunter pilgerte. Auch ohne seine eigenthümliche Tracht hätten vielleicht schon der mächtige Ziegenhainer in seiner Faust und sein ganzes lustiges Wesen den flotten, bald dem Philisterium entgegengehenden Bruder Studio verrathen.

Die Julisonne brannte glühend heiß; selbst die reifen goldgelben Aehren in den Kornfeldern rechts und links der Straße schienen durstig die schweren Häuptlein zu senken, als wollten sie nach dem Thau suchen, der am Morgen noch in den Gräsern geblitzt hatte, nun aber freilich längst von der Mittagshitze aufgesogen war, und hie und da bemerkte der junge Wanderer einen handfesten Bauern, der, verstohlen die Sense beiseits stellend, sich vom Gesinde wegschlich und dann auf einem kleinen Umwege dem nahen Wirthshause zur Zollbrücke zuschwenkte.

Drunten bei dem reinlichen Wirthshause stand schon die stämmige, handfeste, aber recht appetitliche Wirthin unter der Hausthüre, und rief dem Wanderer ein freundliches: „Chömet, nehmet es Schöppli, ’s macht gar warm hüt!“ zu.

„Was glaubst du, Freund Amtsschreiber“ — unterbrach hier der Doktor seine Erzählung — was hättest du unter so bewandten Umständen gethan?“

„Eingekehrt, ohne weiters!“ entgegnete der Amtsschreiber schnell; „ich will doch nicht hoffen, Freund Doktor, daß du mich im Ernste der Sünde fähig hieltest, das Gegentheil zu thun!“

„Nu,“ sagte der Doktor lächelnd — „der junge Bursche scheint in diesem Punkte ganz deiner verständigen Ansicht gewesen zu sein, denn er folgte der freundlichen Einladung der Wirthin ohne Zaudern und ging ihr nach in die Gaststube.

Die Wirthin, eine freundliche, zuthunliche Frau, wie sie drinnen im Emmenthal sind, fragte zuerst nach „Woher und Wohin“, und als der Studio ihr diese Fragen nach seiner Weise gelöst hatte, erzählte sie auf seinen Wunsch ihm die hübsche Geschichte von der Burg Wartenstein, deren Trümmer, vom steilen Hügel herab, so mürrisch niederschauen ins frische, fröhliche Emmenthaler-Leben, und wie der letzte Ritter von Wartenstein, hoch zu Rosse, sein einziges schönes Töchterlein im Arme, hinuntergesprengt sei in den Hunderte von Fuß tiefen Ziehbrunnen, als die rebellischen Bauern seine Burg im Sturme genommen.

Das klang nun so interessant in dem Munde der hübschen Wirthin, daß der Studio es nicht über’s Herz bringen konnte, nein zu sagen, als dieselbige fragte: „Chan-i no-n-es Schöppli bringe?“ und so kam es, daß der Nachmittag fast zur bessern Hälfte vorbeigegangen war, als unser Held sein Ränzel schier mit Widerwillen wieder auf die Schultern nahm, und mit einem herzlichen „B’hüt Euch Gott!“ von der Wir-

thin Abschied nahm, die ihm draußen, wie er zu bemerken glaubte, noch einen Augenblick nachschaute.

Obschon nun der Abend bald heranrückte, so war die Luft derweil um nichts kühler geworden. Dagegen fing der Horizont sich allmälig zu verdüstern an. Fahle Blitze zuckten aus schweren aufstockenden Wolken hervor. Der Wanderer pressirte aber deßwegen eben nicht viel hastiger vorwärts. Ihm gefiel's im Emmenthal, und es war ihm so sehr nicht daran gelegen, einen Tag früher daraus weg zu kommen. Von Zeit zu Zeit fuhren hastig thurmhohe Fuder von schweren Garben neben ihm vorbei, und je näher die drohenden Wolken rückten, je deutlicher man nach und nach das ferne, dumpfe Grollen des kommenden Gewitters vernahm, je hastiger trieben die Fuhrleute ihre schwerfälligen Gäule an, und je häufiger wurden die Fuhrwerke. Der junge Wanderer aber achtete auch Dessen nicht viel. Er war in einer gottvollen Laune, und sah daher höchst verblüfft und verwundert drein, als plötzlich ein mit schweren ungewitterlichen Ausrufungen begleitetes „Häb sorg!“ hinter ihm ertönte und eine unsanfte Hand ihn an den Rand der Straße hinausstieß.

Der Ruf kam von einem derben, breitschultrigen, jungen Bauernburschen her, der in bloßen Hemdärmeln, ein Sennenkäppi auf dem krausen, breiten Kopfe, so stolz neben einem mächtigen Fuder Garben einherschritt und mit der Peitsche balancirte, als führte er eidgenössische Gesandte an die weiland Tagsatzung, oder gar ein sechsspänniges Fuder Lacote für den Bären- oder Löwenwirth nach Langnau.

„Höre, guter Freund“, sagte der Student zu dem ländlichen Herkules, „deine Manier, die Leute vor Arm- und Beinbrüchen zu behüten, ist zwar eine durchaus praktische, aber höflich ist sie nicht, das kann ich dir versichern.“

Der Fuhrmann hielt die Pferde mit der vorgestreckten Geißel an und schaute dem Stadtherrn mit einer ganz eigenen

Miene von Trotz und Verblüffung ins Gesicht. — „Wär'st selber us em Weg g'gange, du Gali!" rief er endlich.

„Höre, lieber Hans, das ist wieder ein wenig grob!" sagte der Student, indem er sich vor den Burschen hinstellte und ihm mit unbeschreiblich lustiger Miene in's zornrothe Gesicht schaute.

Jetzt war's drauf und dran, daß der so Gefoppte den Geißelstecken umgekehrt hätte.

„Wer sagt dir, du Schminggel, daß ich Hans heiße?" schrie er, „Benz, heiße ich, Benz! und nicht Hans, und dich soll gleich das Kreuzmillionendon— — —"

„Was gibt's da?" fragte plötzlich eine feste, ernste Stimme, „was treibst du da, Benz, auf offener Straße? Siehst du nicht, daß das Wetter jeden Augenblick losbrechen kann? Mach', daß du vorwärts kommst!"

Beide, der Wanderer und Benz, schauten sich um, der Letztere mit ziemlichen Zeichen der Verblüffung. Dann fuhr Benz, noch einige halblaute, aber ziemlich ernst gemeinte Flüche murmelnd, eilig dem nahen Dorfe zu. Vor dem Wanderer aber stand ein junger Mann, ungefähr gleichen Alters mit ihm, aber gleich Benz in bloßen Hemdärmeln, nur war das Gewebe feiner, die ganze Kleidung des jungen Landmannes überhaupt sauberer, als die seines anscheinenden Knechtes. Sein Gesicht war schön, für städtische Begriffe fast nur zu blühend, die losen Hemdärmel ließen ein Paar merkwürdig muskulöser Arme sehen, sonst aber war bei ihm das Wesen eines gebildeten Landmannes deutlich zu erkennen.

Der Student schaute dem neuen Ankömmling mit seiner lustigsten Miene ins Gesicht. „Euer Knecht ist nicht schuldig an dem Streit", sagte er. „Er warnte mich nur, dem Fuhrwerke auszuweichen, bloß fand ich die Praxis seiner Menschenliebe etwas grob."

Der junge Bauernsohn betrachtete mit einer eigenthümlichen Miene den jungen Städter. Es war nicht eben Ver-

achtung, was sich in seinem forschenden, schier spöttischen Blicke spiegelte, aber etwas, das so ziemlich nahe daran streifte. „Ländlich sittlich", sagte er endlich mit einem leichten Achselzucken. „Ihr Herren Städter müßt Euch schon daran gewöhnen, daß man hier nicht immer Glace-Handschuhe an hat"

Der junge Reisende verschluckte ohne Empfindlichkeit diese Pille auf städtische Prätension. „Ist hier ein Wirthshaus, in dem man ehrlich übernachten kann?" fragte er leichthin.

Wieder streifte jener schon beschriebene geringschätzige Blick flüchtig den Studenten. „Das wird bloß auf Euch ankommen, Herr!" lautete die Antwort. „Ehrlich ist das Wirthshaus schon, das Andere ist Eure Sache."

„Ist auch irgend ein hübsches Emmenthalermeitschi als Stubenmädchen drin? Es schläft sich um ein Bedeutendes besser, wenn einem so ein freundliches Ding vorher „Gut' Nacht" sagt!" forschte der junge Mann weiter

Das war nun aber dem jungen Bauer offenbar zu viel. Seine Miene verdüsterte sich auffällig. Noch einmal betrachtete er vom Kopfe bis zum Fuße den jungen Studenten, als wollt' er sagen: „Du wär'st mir auch der Kerl danach. Die Emmenthalermeitschi wollen solidere Anbeter als solche." — Plötzlich aber wurden seine Züge freundlicher. Ein Gedanke, eine Erinnerung schien ihn zu durchzucken. „Müßt selbst nachsehen, Herr, was Ihr dort findet!" sagte er mit einem schalkhaften Lächeln. „Dort ist das Dorf und das Wirthshaus steht an der Straße. Adieu!"

Mit diesen Worten ließ der junge Landmann den Wanderer stehen und eilte mit verdoppelten Schritten seinem Kornfuder nach.

„Der Bursche hat's hinter den Ohren auf Unsereins!" sagte der Wanderer zu sich. „Ist's mir doch, als hätt' ich dieß, der Ur-Gesundheits-Panacee gleichende Gesicht schon

irgendwo im Leben gesehen. Doch vorwärts, auf gut Glück, ins Elysium eines Dorfwirthshauses und in die rußige Atmosphäre einer Gaststube."

Rüstig weiter schreitend, dem nahen Dorfe entgegen, erblickte der junge Mann bald das Ziel seiner Sehnsucht. Eine gräuliche Gesichter schneidende Sonne, an welcher die Farben faustdick aufgetragen zu sein schienen, hing, im Winde hin und her baumelnd, am Dache eines ziemlich ältlich und baufällig aussehenden Hauses.

„Teufel! wenn dieses Zerrbild da oben die Sonne meines Lebens für heute Abend vorstellen soll!" murmelte der Student bedenklich, einen Augenblick stille stehend. „Doch pah! die Perlen stecken oft in einer häßlichen Schale!" — Mit diesen Worten trat er ins Haus und auf gut Glück hinein in eine Stube.

Es war richtig das Gastzimmer, in welches der junge Mann getreten war. Nun, rußig war die Gaststube des Wirthshauses zur Sonne. Wohl schon zwei oder drei dörflerische Generationen mochten da ihren Murtenkabis verdampft und die Wände von Tannenholz braun geräuchert haben. Mächtige, lange Tische auf soliden Gesellen, darum hin eben so lange und patriarchalische einfäche Bänke hinliefen, und ein Buffert oder Glasschrank machten neben einem gebirgsähnlichen Sandsteinofen, einem kleinen Spiegel und einer alten Wälderuhr das ganze Ameublement aus. Sauber war aber Alles, was der Eingetretene erblickte, Stühle und Tische, und durch die spiegelsaubern kleinen Fensterscheiben fiel das scheidende Licht des Tages auf schimmernde Gläser und blankgeputzte zinnerne Kannen, die auf dem Buffert in stattlicher Ordnung aufgestellt waren.

In der Gaststube traf der junge Reisende Niemanden an. Er warf seinen Hut und sein Ränzel auf den Ofen im Hintergrunde der Stube, trat vor den Spiegel, versicherte sich selbst, mittelst eines kurzen Blickes, daß er denn doch

immer ein wettermäßig hübscher Kerl sei, und setzte sich dann mit lang ausgestreckten Beinen neben seine Effekten, in die riesigen Schatten des sandsteinernen Wärmebringers.

Endlich ertönte draußen vor der Thüre der Ruf: „Chömet jetz de cho esse!"

„Alle Wetter!" dachte der hübsche Mann, „das ist eine ganz allerliebste Mädchenstimme. Wenn deren Inhaberin eben so hübsch ist, so kann ich mir zu der Wahl meiner Herberge Glück wünschen." Erst jetzt bemerkte er auch, daß einer der langen Tische mit schneeweißem derbem Linnen gedeckt war, und daß zwischen großen Tellerreihen Suppenschüsseln bereit standen, deren Inhalt einer ganzen Compagnie der ausgehungertsten Sonderbündler genügt haben müßte.

„Aha!" dachte der Reisende, „da wird Sichleten gehalten, es fehlt sich nicht", — und wie er das so gedacht hatte, ging auch die Thüre auf und herein trat, mit einem Teller voller Gläser in den Händen, ein Mädchen in der weltberühmten Tracht des Emmenthals. Bloß das niedliche Schwefelhütchen fehlte, aber dafür umrahmten eben so goldig-gelbe, reiche Haare das rosige, nur fast zu rosige Gesichtchen, und zwar in solcher Menge und Pracht, daß der Reisende vor lauter Bewunderung kaum daran dachte, aufzustehen und das schöne Kind zu begrüßen. Und schön war es, das Töchterlein des Sonnenwirths, das mußte ihm der Neid lassen. Siebzehn Jährchen kaum alt, schlank und doch voll gewachsen, und wie da die bisher von Gewitterwolken umdüsterte Abendsonne noch einen Blick durch's Fenster warf, als wollte sie selbst noch ein wenig nach dem reizenden Kinde sehen, und dabei natürlich das runde Gesichtchen mit den Augen, blau wie die Kornblumen, mit einem rosigen Schimmer anhauchte — da verlor auch der bis dahin in stiller Bewunderung dagesessene Reisende die Contenance und sprang mit dem Ausrufe: „Bei Gott, sie ist entzückend!" vom Stuhle auf.

Die junge Emmenthalerin ließ nicht etwa vor Erschrecken über den unerwartet aus dem Schatten des Ofens hervorschießenden fremden Gast das Glas, das sie eben in der Hand hielt, auf den Boden fallen, wie das doch z. B. für eine Stadtdame sehr am Platze gewesen wäre, sondern sie setzte erst recht bedächtig das Glas auf den Tisch, wandte sich dann um und sagte: „Herr Je! fast hättet Ihr mich erschreckt. — Womit chan-i ufwarte?"

„Kann ich da über Nacht bleiben?" fragte er.

„Ja freilich", entgegnete sie freundlich, setzte aber nicht ohne einen kleinen spöttischen Seitenblick hinzu: „wenn Euch wenigstens unsere braunen unangestrichenen Zimmer gut genug sind."

„Wo die Engel wohnen, da muß ja der Himmel sein, und wären die Wände auch naturfarben", sagte er galant. „Ich denke, ich werde herrlich schlafen."

„So, Ihr meint! Nun denn, mit was soll Euch denn der Wirthshaus-Engel von der goldenen Sonne aufwarten?" lachte sie.

„Ach, womit Ihr wollt; das ist Nebensache. Aus Euern Händen muß doch Alles herrlich schmecken!" rief er.

„Gebt Acht! ich werde Euch zur Strafe für solchen Spott den Pfannkuchen anbrennen!" sagte sie lustig und sprang zur Thüre hinaus.

Draußen auf der Flur ertönte einen Augenblick später wieder die liebliche Stimme, welche zum Nachtessen rief, und das wiederholte sich wohl noch fünf sechs Mal, ohne daß Jemand dem Rufe Folge zu leisten schien.

Dem jungen Reisenden kam es recht unbegreiflich vor, warum denn die Leute hier zu Lande einen solchen entschiedenen Widerwillen gegen das Essen haben sollten. „Wenigstens ich nähme jetzt etwas, wenn nur die prächtige Wirthstochter bald ein Einsehen thun und meinen hungrigen Magen berücksichtigen wollte", murmelte er für sich.

Der Leser wird später bemerken, daß hier der junge Mann sich etwelchermaßen im Irrthum befand.

Bald darauf kamen hie und da so einige halb g'sun-tigete Gesichter und Gestalten zum Vorschein, die erst nur ganz vorsichtig von Weitem nach dem Hause hinblickten. Etwas später, als der Ruf zum Essen immer dringender er-tönte, kamen sie näher, bis unter das Dach, avancirten so nach und nach bis an die Fenster und warfen einen schüch-ternen, vorsichtigen Blick durch die Scheiben in die Gaststube, der alles Andere eher, denn Appetitlosigkeit verrieth.

Der Student wußte nicht, daß der aus solidem Stoffe gezimmerte Anstand des Emmenthals an diesem sonderbaren Benehmen Schuld war. Die draußen mit den saubern Hemd-ärmeln und den frisch gewaschenen Gesichtern, das waren die Tagwner und sonstigen Gehülfen des Wirths bei der Erndte; Leute, die nur hie und da an einem pressirten Tag bei dem Einsammeln des Getreides behülflich gewesen waren. Da schickte es sich nun gar nicht, zu thun, als hätte man den Hunger ersinnet, oder gar, als hätte man nicht warten mögen, bis endlich der Tag des Erndtemahles gekommen, welch' letzteres vielleicht dennoch bei gar Manchem, der jetzt so zimpferlich that, und sich anscheinend nur so von der Straße hinein zwingen ließ, der Fall gewesen war. Und gerade wie die Tagwner machten es auch die Knechte und Mägde des Hauses. Da hätte sich Eines von Jakobstag bis Martini schämen müssen, wenn es das Erste gewesen, das in die Stube gegangen. Da konnte der Benz nicht fertig werden auf der Bühne und der Hans nicht im Stalle, das Lisi hatte am Brunnen zu thun und konnte sich seine ohnehin purpurrothen Backen nicht roth genug reiben, und das Mädi hatte noch im Garten etwas zu machen, und Jedes sagte auf den dringlichen Ruf: „Chömet doch zum Essen, es wird Alles kalt", das werde öppe nicht so pressiren, es habe noch keinen Hunger, und dabei pochte Jedem das Herz schier laut

vor Ungeduld, und Jedes hätte dem Andern eine Maulschelle geben mögen für sein Zaudern und „Treissen".

Dem Allem machte endlich eine gewaltige, aber dennoch nicht unfreundliche Baßstimme ein Ende. „La gseh!" rief diese Baßstimme, „machet jetzt, daß es rückt", und gleich darauf trat Meister Christen Berger, der Wirth zur Sonne, schier seitwärts, weil's sonst wegen seiner gesegneten Körperumstände nicht wohl anging, zur Thüre herein. Meister Berger setzte sich ohne Umstände oben an den langen Tisch, auf eine „Stabelle", die unter seiner Last stöhnte und seufzte, und ihm nach kam bescheiden und langsam das Heer des Gesindes. Als Alle Platz genommen, nahm Meister Berger die Zöttelikappe vom breiten Kopfe, stützte die Ellbogen auf den Tisch, das multiplizirte Kinn auf die gefalteten Hände, und betete nach ehrenwerther Sitte zuerst, bevor er durch das Wiederaufsetzen der Zöttelikappe das Zeichen zum Angriff gab.

Währenddem die Suppe gegessen wurde, erschien auch die Wirthstochter wieder. Ab- und zugehend, schleppte sie solche Berge von Fleisch und Sauerkabis, Schinken und Küchlein auf den Tisch, daß dem im Winkel zusehenden jungen Herrn schier vor Grauen und Staunen die Haare zu Berge standen. Wahre Bollwerke von Viktualien wurden durch die flinke Wirthin auf dem Tische errichtet, der sich förmlich unter der Last bog. Küchlithürme, die an den berühmten Bau zu Babel erinnerten, entstanden wie durch Zaubermacht und versteckten bald total eine Flanke der Essenden dem Auge des erstarrten Zuschauers.

„Die wollen wenigstens volle vierzehn Tage sicheln," dachte der Student. Da hatte er sich aber wieder mächtig geirrt, denn der Angriff entsprach den Vertheidigungswerken vollkommen. Kaum eine halbe Stunde dauerte es, so kam schon hie und da ein Kappenzöttelein und schaute triumphirend über einen halb demolirten Sauerkabiswall oder einen Küchlithurm hin-

über. Da half keine irdische Höhe — Alles mußte fallen vor den grimmigen Angriffen der mit Löffel und Gabel bewaffneten Streiter.

Gleich darauf brachte aber die hübsche Wirthstochter dem fremden Gast sein Abendbrod und stellte es mit einer freundlichen Entschuldigung für das lange Warten vor ihn hin.

Erst jetzt wandte sich die Aufmerksamkeit der essenden Gesellschaft von den Speisen einen Augenblick ab und dem fremden, herrscheligen Gaste mit dem wunderlich verschnürten Rocke zu. Ohne Zweifel hätte dieser jetzt eine jener keineswegs angenehmen Musterungen von Seite aller Anwesenden aushalten müssen, wenn nicht auch im gleichen Momente die Wirthstochter mit neuen, mächtigen Reserven auf den Tisch gerückt wäre. Das aber lenkte die Aufmerksamkeit der Esser wieder auf ganz andere Dinge, und unser Gast konnte nun in aller Ruhe seine Schinkenschnitten und den famosen Pfannkuchen verspeisen, den ihm die Wirthstochter bereitet hatte.

Jeder Appetit auf Erden findet doch auch seine, wenn auch nur momentane Grenze. Dieser Satz bewahrheitete sich ohne Zweifel zu ihrem großen Leidwesen, auch an unsern Schnittern. Hie und da ließ Einer von ihnen mit einem leisen Seufzer die mörderische Gabel auf den Tisch sinken, wie ein Held, der nach gewonnener Schlacht das Siegesschwert senkt, griff mit beiden Händen nach seinem Bauche, als wollt' er sich versichern, daß das starkerprobte Fell noch halte, und bewies dadurch, daß es vor der Hand mit seinen Leistungen zu Ende sei.

Jetzt erst begann der zweite Akt. Meister Berger, der mit wahrhaft stoischem Gleichmuthe bis jetzt zugesehen hatte, wie sein Gesinde ihn buchstäblich um ein kleines Vermögen aß, fing jetzt an, von seinem recht ordentlichen Lacote einzuschenken. Seine Frau, die ihm an Gewicht schier gleich

kam und an seiner Seite saß, aber rief auf einmal: „Und unser Aenneli, soll das am Ende nichts bekommen?"

„Habe keinen Kummer, ich komme schon noch", entgegnete das schöne Kind freundlich, das eben noch mit einer Platte ganz eigener Küchli, zum Nachtisch, hereintrat, und dann neben der Mutter Platz nahm.

„Aha! Aenneli, Anna heißt sie! Ein recht freundlicher Name. Es klopft mir allemal so irgend etwas wie eine süße Jugenderinnerung an's Herz, wenn ich ihn nennen höre", flüsterte der Reisende in der Ofenecke für sich.

Jetzt ging das Trinken und Anstoßen, sowie die gesellschaftliche Unterhaltung an. Zuerst wurden die Garbenzahl des Nachbars, die Schwere des heurigen Korns, und dann, als man etwas wärmer geworden war, auch ein wenig der schlechte Tisch und der Geiz verschiedener Nachbauern verhandelt. In diesem letztern Punkte waren's besonders die Tagwner, welche das Hauptsächlichste zur Unterhaltung beitrugen. Dabei vergaßen sie aber nie, dem oben am Tische sitzenden Hausmeister das gebührende Lob zu spenden. Jede Erzählung der Art begann ungefähr mit den Worten: „Ja, wenn's überall so wär', wie beim Meister Berger, so wär's o no z'lebe", und dann erst wurde der Witz auf Kosten irgend eines Geizteufels losgeschossen. Der Leser ersieht hieraus, daß die Schmeichelei doch nicht so ganz nur an den Höfen der Fürsten zu Hause ist.

So erzählte ein altes Tagwnermannlein mit eisgrauen Haaren, er sei einmal drinnen in der Dürrgrabenmatt in der Erndte gewesen, und zwar bei einem Bauer, so geizig und wüst, daß wüster nüt g'nützt hätt'. Zur Mehlsuppe habe die Alte das Mehl immer für vierzehn Tage zusammen geröstet, und dabei immer noch den Anken ganz und das Mehl zur Hälfte vergessen. Hie und da habe man dann aus der lautern Brühe einen Knollen herausfischen können, mit dem man einen Hund hätte erschießen können. Da seien nun zu

allem Elend noch die Käsereien damals frisch eingerichtet worden, und statt des Tröpfleins blauer Milch, das man doch sonst noch zu den bloßen Erdäpfeln bekommen, sei nun Käsmilch auf den Tisch gekommen, so lauter und dünn, daß man hätte das Emmenthalerblättlein dadurch lesen können, wenn sie in einer gläsernen Melchter gestanden hätte.

„Dem Bauer habe ich es aber einmal gemacht!“ fuhr das Mannlein triumphirend fort. „Wie wieder einmal Alles bei Tische saß und die Käsmilch aufgetragen wurde, da ließ ich meinen Löffel liegen und sah immer nur recht stober in die Käsmilch hinein. Da fragte denn der Bauer: Uli, was hast, warum issest nit? O — sagte ich — das ist doch ein wunderlich Ding, da sehe ich des Hansen Sami, wie er eben mit der Sense auf dem Buckel auf's Feld hinaus geht. Da hat aber auch, helf mir Gott, Alles gelacht, daß es sie schier zersprengt hat!“

Das war nun des alten Mannleins Heldenthat. Die erzählte er jedenfalls an allen Heueten, Sichleten und Flegleten, und jedes Mal wurde sie bewundert und beklatscht, so oft man sie gehört hatte, und obwohl man wußte, daß der Witz eben schon sehr alt und schon an hundert verschiedenen Orten passirt sein sollte, so glaubte man dem alten Mannlein doch.

Als diese und andere Gespräche endlich sich selbst erschöpft hatten, bekam das jüngere Volk Lust zum Tanzen. Ein paar Mädchen flüsterten erst schüchtern, dann immer lauter dem Aennchen zu, es solle doch die Zither holen und eins aufspielen. Das Aennchen ließ sich auch nicht länger bitten und entsprach dem allgemeinen Ansinnen, indem es das Instrument herbeiholte und einen lustigen Hopser nicht ohne Anmuth spielte. Dabei kam es dem Fremden — wir wollen ihn, damit er doch auch einen Namen hat, Walther nennen — also dem jungen Walther kam es zuweilen vor, als streife ihn ein flüchtiger, freundlicher Blick der hübschen

Zitherspielerin, der aber blitzschnell sich wieder auf's Instrument niedersenke, so wie sie bemerkte, daß auch sein Auge mit feurigem Ausdrucke auf ihr hafte.

Die Tänzer leisteten derweil schier unglaubliche Dinge in ihrem Fache. Der Fußboden ächzte unter den genagelten Schuhen, das Haus erzitterte in seinen Grundfesten, und der Staub wirbelte in wahren Gewitterwolken auf.

Endlich kam es aber doch irgend einer großmüthigen Seele in den Sinn, daß Aenneli so nur halben Antheil an dem Himmelsvergnügen nehmen könne. „Kann denn keine von uns Zither spielen, damit das Aenneli auch tanzen kann?" ertönte eine Stimme.

„Ich!" — sagte der junge Reisende, der plötzlich mitten im Kreise stand, und sich mit städtischer Artigkeit gegen die überraschte Wirthstochter verbeugte.

Die Gesellschaft betrachtete das ungewohnte Costüm des Fremden mit spöttischer Aufmerksamkeit. Vor dem weiblichen Theil schien er indeß Gnade zu finden; der männliche aber war nicht so leicht zu erobern. Die Schnüre an seinem Rock, und mehr noch der Anflug eines Schnauz- und Bocksbärtchens, gaben zu vielen, nicht eben schmeichelhaften Bemerkungen Anlaß.

„Du, der Kerl hat einen Hexenbesen an's Kinn gehängt," — sagte ziemlich laut der Stallknecht zum Futterknecht. „Nein," — erwiderte dieser — „er muß ein Schneider sein und hat sein Reitrößlein dem Wasenmeister geben müssen und trägt nun dessen Bärtchen selbst" — und dergleichen mehr.

Als aber das Aenneli dem jungen Mann leise erröthend die Zither hinreichte und ihm für seine Gefälligkeit dankte, als er mit ziemlicher Geschicklichkeit und mit noch mehr Lustigkeit aufzuspielen anfing, da bekamen die plumpen Spötter Respekt.

„Du," — sagte wieder der Stallknecht zum Melcher — „der kanns!" „Ja," — sagte dieser — „wollen ihm sagen, er soll nur seinen Zinkenbart wegschaffen, dann wäre er gar kein so übler Bursche." Bevor sie aber dieß thaten, ging es wieder an den Tanz; die beiden gefährlichen Bursche griffen wieder zu ihren Mädeln, und das Halloh ging von Neuem los mit Gestampf und Gejohle.

Der unerwartete Zitherspieler spielte der Weisen so viele und lustige, daß eine ungeheure Heiterkeit sich der ganzen Gesellschaft bemächtigte. Selbst Meister Berger oben am Tische hatte sich die Zipfelkappe ganz keck seitwärts auf's Ohr gerückt, was höchstens einmal oder zweimal des Jahres zu geschehen pflegte, und immer ein Zeichen war, daß sein guter Humor wieder einmal durchgeschlagen hatte durch die gewichtige Schale seiner Seele. Als dann Walther einen Augenblick in seinem Spiele inne hielt, rief ihn der gemüthliche Sonnenwirth zum Tische, und bat ihn, einen Augenblick neben ihm Platz zu nehmen. Ja, er rückte sogar noch ein wenig bei Seite, um dem Eingeladenen Platz zu machen, was bei Meister Christen Berger eine ungeheure Conzession an die Höflichkeit zu nennen war.

Walther fand sich bald recht heimisch bei diesen braven Leuten. Er erzählte ihnen so lustige Schnurren aus seinem Studentenleben, daß Meister Berger sich dabei oft vor Lachen den dicken Bauch halten mußte, und dann politisirte er so recht ferm nach emmenthalischen Grundsätzen mit dem liberalen Wirthe, daß dieser vor Entzücken einen wirklich für ihn großartigen Entschluß faßte und höchst selbst in den Keller hinunter ging, zwei Flaschen vom besten alten Lacôte heraufholte, um sie mit dem lustigen Bruder Studio auszustechen. Die übrige Gesellschaft aber, als ihr nicht mehr zum Tanze aufgespielt wurde, fand denn doch das Politisiren nicht ganz so kurzweilig. Die Jüngern verschwanden Ein's nach dem Andern aus der Stube. Sie gingen, wie das so Sitte ist

im Emmenthal, in die Nachbarhäuser, wo auch „Sichleten“ war, um sich auch dort ein Weilchen nach ihrer Manier lustig zu machen.

So kam es, daß nun Meister Berger, das Aennchen und Walther sich beinahe allein am Tische befanden, denn die Mutter war schon zu Bette gegangen und von den ältern Gästen waren die Meisten auch schon schläfrig nach Hause getorkelt. Nur das alte Mannlein mit dem käsmilchenen Witze, das nie gerne der Erste zu Hause war, saß noch mit einigen Meinungsgenossen am untern Ende der noch immer reichlich besetzten Tafel und erzählte mit schläfriger Stimme schauderliche Geschichten von geizigen Bauern und Bäuerinnen.

Meister Berger's Lacôte war sehr gut, er selbst aber in einer eben so guten Laune. Vorsichtig streifte das Auge Walther's hie und da mit einem entzückten Blicke das reizende Gesichtchen des Wirthstöchterleins, das auf seinen und des Vaters Wunsch neben ihm Platz genommen hatte. Dann aber wandte sich der schlaue Student wieder zum Alten, rühmte den Lacôte, daß es eine Art hatte. Wirthe haben ein schwaches Herz, wenn vom Keller die Rede ist. Meister Berger schlürfte Lob und Wein in sich hinein, Beide zusammen wie Zucker, und die natürliche Folge davon war, daß er sich ein ordentliches Haarbeutelchen antrank. Meister Berger war aber dessenungeachtet ein schlauer Fuchs, der sich so was vor fremden Leuten nicht gerne merken ließ. So wie er daher nur merkte, daß seine Zunge ihm den Gehorsam zu versagen anfing, stand er noch ganz bombenfest und gravitätisch vom Tische auf und sagte: er wolle jetzt schlafen gehen, er müsse Morgen nach Langnau, und daher früh auf, wenn er Abends noch zur rechter Zeit wieder heim sein wolle.

Damit wünschte Christen Berger gute Nacht, ging zur Stube hinaus und gab damit den Mannlein unten am Tische das Zeichen, daß es nun für sie auch an der Zeit wäre, ein wenig heim zu pressiren. Die merkten denn auch ganz richtig

die Meinung, denn sie waren dressirt auf solche Winke und machten, daß sie fort kamen. Ob aber Christen Berger dann dafür draußen auf dem Heimwege noch eben so gelobt worden, wie drinnen in der Stube, das hat man nie erfahren, und ihn hat's wahrscheinlich auch nicht stark Wunder genommen.

Da saßen dann nun die beiden jungen Leutchen allein beisammen, und das war's, was der junge Mann natürlich beabsichtigt hatte. Er faßte schnell, aber nicht stürmisch, des Mädchens Hand, erzählte der sich nur wenig vor dieser Berührung Scheuenden von seinem vergangenen Leben, wie er nun seine medizinischen Studien bereits vollendet und im Sinne habe, sich irgend wo in einer schönen Gegend auf dem Lande als Arzt niederzulassen, und natürlich, er erzählte so gut und so traulich, daß das Aennchen wenigstens nicht anders konnte, als ihm das gefangene Händchen zu lassen und ihm aufmerksam zuzuhören. Nebenbei berührte er auch den Punkt, wie er gedenke, sich auf dem Lande, und zwar am liebsten hier im Emmenthal, ein irdisch' Paradies zu gründen, das er recht reizend zu malen verstand, und durch das Alles hindurch schimmerte immer die Andeutung, er hätte nicht übel Lust, seiner reizenden Gesellschafterin die Rolle der Eva in diesem Paradiese zuzutheilen.

S'ist aber bisweilen ein seltsam Ding mit den Töchtern des Emmenthals in derlei Angelegenheiten. Schüchtern war Aenneli nun gerade nicht, übermäßig stolz auch nicht, aber immer schien es dem angehenden Doktor der Medizin, als verstehe das gute Kind etwas schwer, wenn von dem alten Thema gesprochen werde, das im Grunde nur für die Jungen taugt.

Eben war er im Begriffe, etwas deutlicher zu werden, als ein leises Geräusch dicht vor dem Fenster, an welchem sie saßen, hörbar wurde. Dem jungen Manne, der sich rasch herumdrehte, war's, als sehe er draußen die Umrisse eines Gesichtes, das sich an die Scheiben preßte. Wie er aber

näher hinsah, war das schattenhafte Trugbild verschwunden. Wahrscheinlich war es nur der Schimmer des Mondes gewesen, der eben jetzt über dem Dach des gegenüber stehenden Nachbarhauses heraufstieg und zum Fenster hinein schaute, als wollt' er neugierig das Päärchen belauschen.

Das Aennchen aber stand unter irgend einem Vorwande auf und ging hinaus. Es dauerte wohl ein Viertelstündchen, bis er wieder zurückkam, und das schien dem jungen Manne eine halbe Ewigkeit.

Als Walther der wieder Eintretenden wegen dieses langen Ausbleibens Vorwürfe machte, wurde sie ein wenig roth und stammelte verlegen etwas von nöthigen Verrichtungen, setzte sich aber dann ganz unbefangen wieder an seine Seite.

Ueber diesem kehrten auch die auf Besuch in den Nachbarhäusern gewesenen jungen Leute zurück und das Gelärm und Gejohle ging einen Augenblick von Neuem an. Dieß Mal aber war Walther keineswegs mehr der lustige Bruder Studio von vorhin. Er hätte die fröhlichen Leute zum Fenster hinaus werfen mögen, und zwar aus leichtbegreiflichen Gründen. Da das aber aus vielen, eben so gewichtigen Gründen nicht thunlich war, so ergriff er den besten Theil, der noch erhältlich war, und erfaßte wieder das unter dem Tische ruhende Händchen Aennelis und flüsterte dann dem Mädchen etwas in's Ohr.

Das Aenneli zuckte einen Moment von ihm weg, wie von einem elektischen Schlage getroffen, und sein Gesichtchen war einen Angenblick wie mit Purpur übergossen.

Ein gutes Weilchen wagte das verlegene Mädchen kaum aufzuschauen. Er aber flüsterte immer weiter und mit immer bittendern Blicken, so daß es ihm wenigstens das Händchen wieder überließ, daß es ihm im ersten Schreck entzogen hatte. Und was glaubt ihr wohl, warum das Aenneli so sehr erschrocken ist und warum es so roth wurde?

Doch, Ihr müßtet aus dem Emmenthale sein, um das zu errathen. Drum will ich's Euch lieber gleich sagen. Der kecke, junge Mann hatte das schöne Wirthstöchterlein gefragt, wo ein gewisses Fensterlein sich befinde, und ob sich dieses Fensterlein unter gewissen Umständen nicht öffnen würde.

Nun, es gibt allerdings Dinge in der Welt, vor denen man, besonders wenn man ein junges, hübsches Mädchen ist, Anfangs sehr erschrickt, die aber später manchmal ihre schreckliche Außenseite ganz verlieren.

Drum ist auch das Aenneli im ersten Augenblick über die gedachte verfängliche Frage gar grüseli erschrocken. Ein paar Augenblicke später, als der hübsche junge Mann gar so gewichtige Gründe gegen dieses Grauen vorbrachte, hatte die Sache schon Vieles von ihrer ursprünglichen Furchtbarkeit verloren, und noch einige Minuten weiters, wußte der glückselige Mediziner, was er wissen wollte. Niemand schien auf die beiden jungen Leutchen Acht zu geben. Die Köpfe derer, die noch da waren, waren betäubt vom übermäßigen Genuß des Weines, und die meisten ihrer Genossen hatten sich so allgemach weggeschlichen und, wie man sagt, auf die Streue gemacht.

Da mochte denn Walther wohl an die Verse Heine's gedacht haben:

„Jetzo ist die rechte Stunde
Und das ist der rechte Ort.“

Denn er wollte nichts mehr und nichts weniger, als dem schönen Mädchen einen Kuß geben. Ich kann nicht sagen, ob das Aenneli sich just gegen ein solches tadelnswerthes Vorhaben gar sehr gesträubt haben würde. So viel ist aber gewiß, daß die beiden Köpfe im gleichen verhängnißvollen Moment auseinander fuhren, wie vom Blitz getroffen, und daß bei diesem Manöver der Kuß des unglücklichen Mediciners in die leere Luft hinaus ging, statt auf Aenneli's blühende Wange.

An dieser Fatalität war nichts Anderes Schuld, als ein plötzliches Klopfen, das dicht hinter den Glücklichen am Fenster ertönte, und wie der Mediziner mit noch gespitzten Lippen sich umwandte, da glaubte er dießmal sehr deutlich ein menschliches Antlitz, und zwar ein obendrein halb bekanntes zu bemerken, aber ebenso schnell, wie die Erscheinung von vorhin, war's auch wieder verschwunden. „Was mochte das wohl gewesen sein?“ fragte er das ganz ruhig gebliebene Mädchen schier erschrocken.

„Ach, irgend ein Neugieriger, der noch im Dorfe umherschwärmt,“ sagte sie leichthin. „Wie, aber wollt Ihr nicht auch bald zu Bette gehen?“ fragte sie dann. „Es muß gegen Mitternacht sein.“

„Wollt Ihr mir leuchten, Aenneli?“ fragte er, indem seine Augen schon selbst leuchteten.

„Warum denn nicht!“ sagte sie unbefangen, „herzlich gern!“

Der welterfahrne Mediciner stutzte schier ob dieser Unbefangenheit des Naturkindes. Indessen ergriff er munter seine Siebensachen beim Ofen, und folgte dem mit dem Lichte voranschreitenden Mädchen hinauf ins erste Stockwerk, wo sein Zimmer sich befinden sollte.

Droben angekommen, trat Aenneli voran in ein recht freundliches, wenn auch nur höchst einfach möblirtes Zimmerchen, setzte das Licht auf ein kleines Tischlein von polirtem Nußbaumholz und wollte sich mit einem freundlichen, unbefangenen „Gute Nacht“ wieder entfernen.

Walther aber faßte sie schnell bei der Hand und bat flüsternd um den „verunglückten“ Kuß.

„Hier nicht!“ sagte sie schnell, schier herrisch, und entwand ihm ihre Hand.

„Aber drüben!“ flüsterte er mit triumphirendem Blicke.

„Wir wollen sehen!“ entgegnete sie neckisch und sprang flüchtigen Fußes davon.

Walther schaute ihr mit blitzenden Augen nach. „Welch herrliches Geschöpf!“ murmelte er für sich. „Und Hahn im Korbe bist du, Freund Walther, das steht ziemlich fest! — Wenn nur der Sichletenlärm 'mal vorüber wäre. Das verdammte Gesindel ist am Ende zu Allem fähig und kneipt die ganze Nacht hindurch. Nun denn, wir müssen warten, ich werde meine Philosophie zu Hülfe nehmen, um nicht vor Ungeduld aus der Haut zu fahren.“

Mit diesen sehr klugen Worten warf der junge Mann sich auf das kleine Canape im Zimmerchen und stützte den Kopf träumend in die Hand. Es litt ihn aber nicht lange in dieser Position. Er sprang auf, riß das Fenster auf und horchte still und klopfenden Herzens in die laue mondhelle Sommernacht hinaus. Die nächtlichen Stimmen der johlenden Dörfler verhallten nach und nach. Bald war nichts mehr zu vernehmen, als das ferne Gebelle eines Hundes und das plätschernde, trauliche Geplauder des Brunnens unter dem Brückstocke.

„Also drüben im Stöcklein, dort im obern Stockwerk, hat sie ihr Kämmerchen!“ murmelte der junge Mann für sich. „Hm, 's ist hoch und das reizende Unternehmen etwas halsbrechend — aber, habe ich denn nicht turnen gelernt! Und wenn's nur am Ende gelingt, so soll's mir auf ein paar zerbrochene Rippen nicht ankommen. Ihr Lichtlein ist erloschen, Alles ist still. Nun denn, so sei's gewagt und Gott Amor stehe mir bei!“

Mit diesen Worten zog Walther vorsichtig seine Stiefeln aus, nahm das Licht in die eine, die Stiefeln in die andere Hand, und schlich auf leisen Socken, immer vorsichtig horchend, ob noch Jemand im Hause wach sein möge, den Gang entlang und die Treppe hinunter.

Unten in der Flur angekommen, stellte er vorsichtig das Licht hinter die Hausthüre, deren Schloß seinem prüfenden

Drucke nachgab, zog seine Stiefeln wieder an, blies das Licht aus und schlüpfte hinaus ins Freie.

Draußen war noch Alles still. Nur der Brunnen, der alte Schwätzer, plauderte und murmelte geheimnißvoll fort. Vorsichtigen Schrittes huschte der junge Mann an ihm vorüber. Da prallte etwas gegen ihn an, so daß er mit einem leisen Schrei zurückfuhr. Er mußte indeß gleich darauf über seinen Schreck lachen. Eine schwarze Katze war's gewesen, die sein Tritt aufgescheucht hatte und die dann schneuzend in einen Winkel fuhr. Muthig ging er auf das kleine niedliche Stöcklein los, das das Ziel aller seiner Wünsche in sich barg. Das Fensterlein war noch immer dunkel. Unten vor dem Erdgeschosse lief die landesübliche zierliche Scheiterbeige (aufgeschichtetes, klein gespaltenes Holz) hin. Sie krachten zwar ein wenig, die Scheiter, unter seiner Last, als er sich mit einem kräftigen Rucke hinaufschwang. Das war aber die kleinste Arbeit. Aenneli's Fenster war in der Ecke im obern Stocke, da wo die sogenannte Ründe sich niedersenkte. Hier bot sich seinen suchenden Händen nur ein einziger und ziemlich winziger Anhaltspunkt dar, der sogenannte Kapf, das heißt, der abgerundete Ausläufer eines der Balken, auf denen das obere Stockwerk ruhte. Nach mehreren ziemlich kuriosen und Lärm erregenden Sprüngen, die der junge Mann machen mußte, um diesen Stützpunkt zu erreichen, gelang es ihm endlich, denselben zu erfassen und, mit der andern Hand sich an das Fenstergesimse anklammernd, sich bis vor's Fenster selbst hinaufzuschwingen. Damit war nun aber freilich vor der Hand wenig gewonnen. Vor dem Fenster zwar war er, aber in einer Schwindel erregenden Position, zwischen Himmel und Erde schwebend. Und das Schlimmste war, das Fenster war zu und öffnete sich auf sein leises Rufen gar nicht. —

War denn am Ende das Wettermädchen schon eingeschlafen! Das wäre denn doch gegen alle Regeln der höhern

Romantik gewesen. Klopfen konnte er auch nicht, denn er brauchte ja seine beiden Hände höchst nothwendig, um sich nur nothdürftig so in der Schwebe zu halten. Rufen! — ja, da hätten's noch ganz andere unberufene Ohren hören können, mit deren Besitzern der Student gar zu gern erst später und in einer andern Situation Bekanntschaft gemacht hätte. Ueberhaupt haben auf dem Lande nicht nur die Wände, sondern noch gar die Hecken an den Straßen gar feine Ohren, besonders am Samstag Abend.

Die Position war mehr als kritisch. Er versuchte es nochmal und rief schier ärgerlich und ängstlich den Namen „Aenneli".

Horch! jetzt regte sich etwas. Das Fenster klirrte leise. Sein Herz klopfte wie mit Hämmern vor Freude; schon streckte eine weiche Hand sich aus, um die seinige zu fassen — doch nein! Morbleu! das war doch eine seltsame Art, den Geliebten zu sich in's stille, traute Kämmerlein zu ziehen. — Denn wahrhaftig, eine Hand, und zwar eine derbe Hand, faßte den armen Walther bei seinen langen, lockigen Kraushaaren, und bald krallte sich eine zweite, mit ebenso vieler Energie, in diesen reizenden Schmuck seines Absalonkopfes. Das Alles wäre nun noch so angegangen. Es war vielleicht spezielle Manier der Emmenthaler Schönen, ihre Herzkäfer auf solche Weise an sich zu ziehen, und da mußte man sich der Landessitte fügen. So dachte Walther philosophisch, während ein hübscher Viertheil seiner Wolle in den Fäusten seiner vermeintlichen Angebeten zurückblieb. — Das war aber noch das Wenigste. Die beiden Hände trafen durchaus keine Anstalt, den Liebenden zu sich hinein zu ziehen, im Gegentheil, sie stießen ihn mit einem kräftigen Rucke vom Fenstergesimse weg, so daß er dasselbe fahren lassen mußte, und er nun, wie in einen Schraubstock geklemmt, buchstäblich zwischen Himmel und Erde baumelte.

Eine Liebe, die in einem solchen Augenblicke noch Stand

hielte, wäre nun wirklich ein wahres Wunder. Bis über's Grab hinaus mag sie dauern, meinetwegen; aber über eine solche Situation hinaus! — unmöglich. Walther mag später manchmal gedacht haben, ob wohl Vater Göthe auch 'mal im Emmenthal „fensterle" gegangen sei, als er sein berühmtes

Freudvoll und leidvoll, gedankenvoll sein,
Hangen und bangen in schwebender Pein.
Himmelhoch jauchzen — zum Tode betrübt —
Glücklich allein ist die Seele, die liebt!

gedichtet habe.

Endlich ertönte aber droben zuerst ein leises Kichern, und dann die Worte: „Nit, nit; wehthun sollst du ihm nicht, das will ich doch nicht haben!" — Und im gleichen Moment fühlte Walther sich in die Höhe gehoben, und ganz gemüthlich und bequem ins stockdunkle Kämmerlein hineingezogen, wo er einen Augenblick schier betäubt stehen blieb, und nicht wußte, was er von der ganzen verfluchten Geschichte denken sollte.

Endlich zischte ein chemisches Zündhölzchen; heller Lichtglanz verbreitete sich bald darauf im kleinen, traulichen Kämmerlein — und was mußte der arme, gezauste Walther da sehen! Auf dem bequemen Sopha, hinter dem Tischchen, saß die Spitzbübin, das Aenneli, und neben ihr der junge, hübsche Bauernsohn, der dem Studenten so schnippisch den Weg zur Sonne gewiesen. Der Bursche hatte seinen Arm um den Nacken der blühenden Dirne geschlungen, und die Beiden hatten prächtig eine Halbe Wein vor sich, und wollten sich vor Lachen über das jammervolle Gesicht des angehenden Doktors der Menschenheilkunde schier ausschütten.

„Nimm dir ein wenig Platz bei uns, Walther," sagte nach einer Pause der verzweifelte, junge Bursche ganz freundlich, aber immer noch mit ein paar sehr verdächtigen Falten des Spottes in den Mundwinkeln. „Gelt! als wir vor

fünf oder sechs Jährchen zusammen im Welschland in der gleichen Pension gewesen sind, da war's freilich anders! Da kam Unsereins immer zu spät bei den hübschen, quecksilbernen Schönen von St. Blaise; der schöne, glatte Monsieur Walther, aus der Stadt, nahm immer Alles schön vorweg für sich, und uns andern ungehobelten Burschen blieb das leere Nachsehen. Hier drinnen, im Emmenthal, ist die Sache aber doch einmal anders, und du bist jetzt auch einmal zu spät gekommen!" Mit diesen Worten gab der kecke Bursche seinem schönen Bräutchen einen derben Kuß und schaute dabei mit einem lustigen Lächeln des Triumphes seinem geschlagenen Gegner ins Gesicht, der so ziemlich wie die Butter an der Sonne dastand.

„Ah! du bist's, Fritz!" sagte der angehende Doktor mit ziemlich saurer Miene. „Freut mich herzlich! wahrhaftig! — doch wäre es mir lieb gewesen, wenn meine Haare etwas weniger von unserem Wiederfinden zu erzählen wüßten!"

„Ach, vergib das — der Spaß war etwas derb, aber verdient hattest du doch etwas, und wir wollen jetzt die Sache quitt aufgehen lassen. Schenk' ihm eins ein, Aenneli, auf den gehabten Schreck."

Der angehende Doktor mußte nun, wohl oder übel, zum bösen Spiele gute Miene machen, und war klug genug, über seine tragikomische Situation mitzulachen, das Aenneli aber war dann doch schier noch mehr, als der Gefoppte, verlegen, und als dieser auf das Wohl der Brautleute das Glas zum Anstoßen hinhielt, ward es nochmals feuerroth.

Bald darauf auch leuchtete Fritz dem jungen Manne, der auf einmal auffallend schläfrig geworden war, wieder hinüber ins andere Haus und in sein einsames Kämmerlein, wo er bis zum hellen Morgen Zeit hatte, seinen Aerger zu verschlafen.

* * *

Als am folgenden schönen Morgen Walther in die Gaststube hinunter kam, und das Aenneli, doppelt reizend in seinem netten Sonntagsstaate, ihm das Frühstück servirte, hätte er gerne noch ein wenig gegrollt, wegen des nächtigen Abenteuers. Aber das schelmische Kind lächelte so freundlich, seine rosigen Wangen glänzten so verlockend, daß er ihm doch nicht recht im Ernste gram sein konnte. Als er dann sein Ränzel schnürte und den leichten Calabreserhut auf's lange Kraushaar drückte, da glaubte er schier etwas wie eine leise Rührung in ihrem Auge schimmern zu sehen, und als er, dadurch ermuthigt, doch zur Entschädigung für die ausgestandene Angst um einen Kuß zum Abschiede bat, da schaute sie sich erst vorsichtig um, und der Kuß der schönen Emmenthalerin brannte voll und warm auf seiner Wange.

Er wanderte hinaus in die laue, himmelblaue, sonntägliche Morgenluft, und sie hörte, wie er sang:

Mir ist es im Hause zu enge,
Mich leidet's nicht länger daheim,
Fort muß ich, hinaus ins Gedränge,
Will auch ein Bursche nun sein.

Auch ich will nun mit durch die Straßen,
Durch Felder und Wälder mit ziehn,
Die Dirn' und den Schläger erfassen,
Und länger den Becher nicht fliehn.

So zu einander gehören,
So Brüder und Freunde zu sein,
Das will ich mit Freuden beschwören,
Das ist das rechte Daheim!

Er hatte das Liedchen gesungen mit heller, frischer, fröhlicher Stimme, — dann wandte er sich und schaute noch einmal zurück. Das schöne Wirthstöchterlein stand noch immer unter der Hausthüre, und schaute ihm mit sinnendem Blicke nach.

* * *

Der Doktor schwieg. — Der Pfarrer füllte, gedankenvoll lächelnd, seinen Meerschaumkopf auf's Neue mit duftendem Varinas. Die Frauen machten dem Erzähler einige Complimente für seine kleine Geschichte, und gingen dann ins anstoßende Gemach, wo sie noch etwas Besonderes zu verhandeln hatten.

Der Amtsschreiber aber nahm einen langen Zug aus seinem Glase und sagte dann:

„Das muß ein dummer Junge gewesen sein, dieser Walther. Nicht wahr, Pfarrer, uns allen Dreien wäre seiner Zeit ein solches Malheur nicht passirt.“

Der Pfarrer warf dem Doktor einen eigenthümlichen, lächelnden Blick zu, und wiegte dann das Haupt in einer Weise, die errathen ließ, er sei mit der Meinung des Amtsschreibers keineswegs recht einverstanden. Der Letztere aber fragte weiter:

„Wer war denn eigentlich dieser Walther — war er ein früherer Comilitone von uns, und ist überhaupt etwas Wahres an der dummen Geschichte?“

Der Doktor schaute sich erst nach den Frauen um, bevor er auf diese Frage antwortete. Da diese aber nirgends zu sehen waren, so sagte er:

„Meine Herren, die Geschichte ist buchstäblich wahr, und der dumme Junge, der Walther, dem sie passirte und den ich unter einem falschen Namen hier einführte, war Niemand Anders als ich selbst. Und nächsten Sonntag muß ich obendrein hinein ins Emmenthal und dem dritten Buben Fritzens und Aennelis zu Gevatter stehen.“

In diesem Momente kam die junge Doktorin eifrig aus dem Nebenzimmer herbei. „Du, Mann,“ sagte sie, „ich will nächsten Sonntag mit dir ins Emmenthal.“

„Aber, liebe Elise, erst gestern sagtest du mir noch, du könnest die Kindstaufschmäuse nicht ausstehen, und mögest deßwegen nicht mit.“

„Habe mich anders besonnen, Männchen. Ich denke, es sei doch besser, ich sei selbst dabei, wenn es dir etwa in den Sinn kommen sollte, noch nachträglich eine weitere Entschädigung für die ausgestandene Angst bei dem Aenneli zu reklamiren!"

IV.

Das Grab der Mutter.

Aus den Jugenderinnerungen eines Lediggebliebenen.

Das Grab der Mutter.

Aus den Jugenderinnerungen eines Lediggebliebenen.

Wär'st du doch nur mein geworden,
Da ich jung und blühend war,
Da noch deiner Wangen Rosen
Goldumrahmt vom Lockenhaar.

Da dein Aug' so holdverschleiert
In das Leben noch geblickt,
Und in alle Menschenherzen
Sel'ges Ahnen hat geschickt.

Daß dein Aug' jetzt nimmer lächelt,
Daß dein Mund geworden stumm,
Jetzt, da lange, lange Jahre
Längst verloren sind und um;

Wie durchzuckt es all' mein Sinnen,
Denk ich dein, mit tiefem Weh —
Gold'ne Haare, blaue Augen,
Gold'nes Jugendglück Ade!

Ein goldener Lichtstrahl leuchtet fast jedem Menschen ins nächtige Dunkel des Lebens hinein — die Erinnerung an die märchenhaft schnell verrauschende Kinderzeit. Sage man nicht, es gebe der unglücklichen Wesen auch so viele, denen die Jugend ein Märtyrerthum, ein fortgesetztes Leiden gewesen; die, Stiefkinder des Schicksals, nie die unschuldigen, aber darum auch reinsten Freuden des Daseins genossen, deren Frühlingsquartal des Lebens ihnen nichts als trüben

Himmel, endlos dahin ziehende Wolken, fröstelnde Schauer gebracht habe. — Selbst in das Leben des ärmsten und geplagtesten Fabrikkindes hinein hat gar manches freundliche Sternlein geleuchtet, und gerade weil diese Sternlein oft so gar spärlich am wolkengetrübten Nachthimmel gestanden, oft nur eines auf einmal, haben sie die Saiten des zarten Kinderherzens nur in so helleren Akkorden erbeben gemacht. Es gibt Kinder, die jetzt erwachsene Menschen geworden, die nie in den schönsten und hellsten Kern des Erdendaseins, ins schönste Morgenleuchten Gottes, ins feuchte, liebeschimmernde Auge einer glücklichen Mutter gesehen, deren Ohr nie die entzückendste und zugleich keuscheste Musik vernommen, die Stimme Derjenigen, die ihnen in den bis ins späteste Alter hinein wiederklingenden Tönen den eigenen Namen ins Ohr hinein geschmeichelt hätte, bis sie ihn selber stammeln gelernt, weil dieses Auge vielleicht schon, Dasein gebend, sich im Tode geschlossen, diese Stimme schon in den ersten dämmernden Tagen des kleinen Erdenbewohners für immer stumm geworden war. Aber es gibt nur wenige, sehr wenige Kinder, die nicht beim Anblick der ersten Blumen des Frühlings jauchzend in die kleinen Händchen geklatscht, nie mit weit geöffneten, strahlenden Augen in den blauen Himmel hineingeschaut, nie mit stummem Entzücken des Finken ersten Schlag belauscht, nie mit stürmischem Jubel das flinke Eichhörnchen den Stamm einer Tanne hinauf laufen und vom dürren Aste dann mit den kleinen, klaren Aeuglein neugierig auf das glückliche Wesen unter ihm herniederguckten, nie die jungen Entlein mit dem gelben, feinen, haarähnlichen Gefieder im Bächlein oder dem Weiher herumplätschern gesehen.

Die Natur liebt die schönsten Wesen, denen sie das Dasein gab, die Kinder und die Blumen; aber die Kinder mehr als die Blumen, denn sie gab die Bewußtlosen, die Duftenden den Bewußten zum Spielzeuge, zum Gefährten.

Selbst im rauhen Winter weiß sie ihnen solche Blüthen hervorzuzaubern, an denen sich aber Niemand freut als das genügsame Herz des Kindes — Blumen aus Eis, von der wunderbarsten und mannigfaltigsten Gestaltung, am Fenster so recht ins Licht gestellt, damit beim ersten Augenaufschlag des kleinen, schläfrigen Lieblings sein Blick gleich darauf fallen müsse. Wohl mag's dann oft kalt, recht kalt sein im öden Mansardenstübchen der Mutter, die, nachdem sie mit frostzitternden Händen noch sorglich das dünne Deckchen über ihr Liebstes auf Erden zurecht gelegt, nun draußen in der Küche das spärliche Morgenbrod bereitet — aber, wenn der Sonnenstrahl dann, in viele farbige Lichtstreifchen getheilt, durch die krystallenen Bäumchen, Zweige, Blätter und Blüthen bricht, funkelnd und schimmernd wie Gold, Silber und Edelgestein, dann fangen doch die blauen, klaren Augensterne auch schon beim ersten Erwachen zu leuchten und zu funkeln an; das Kind vergißt den Frost, dem's doch die erste Tagesfreude verdankt, und streckt jubelnd die nackten, kleinen Aermchen den schimmernden Wunderdingen entgegen.

Wir Erwachsene studiren die Natur, die Kinder freuen sich ihrer bloß, und das weiß die liebende Mutter und zeigt sie dankbar dem klaren, frommen Kinderauge in ihrem schönsten Gewande. Wir Erwachsene murren über den fallenden Regen, der uns am Ausgehen hindert, das Kind lauscht träumend selig dem Rauschen der Tropfen in den Blättern der Bäume, dem Murmeln des Wassers in den Dachrinnen und weiß sich nicht zu fassen vor Lust, wenn's aus dem Fensterlein des fünften Stockwerks hinunter auf die Straße schaut und mit staunenden Blicken die zahllosen Bächlein und Cascaden über das Pflaster hinschießen sieht, welche der Platzregen da plötzlich wach gerufen.

Darum zieht's selbst den Blick der Stiefkinder des Geschicks wie mit unbegreiflicher Zaubergewalt zurück ins entschwundene, traumhaft schöne Land der goldenen Jugend-

zeit, wo er wehmüthig feucht und doch so selig haften bleibt auf den in immer schimmernderem und leuchtenderem Glanze auftauchenden Gestalten, die einst dieses Land bevölkerten. Wir vermögen nie über Thränen zu lächeln, die wir als Erwachsene vergossen; aber wir lächeln nicht selten über die Thränen, die als Erstlingsperlen unsere Augen benetzten, weil's eben kindische Thränen gewesen, während eine glückliche Erinnerung unsere Wimpern mit dem Nasse der Rührung befeuchtet. Was uns im spätern Leben als neu begegnet, bleibt salzig und scharf in unserer Erinnerung haften — was wir aus der goldenen Kinderzeit an Erinnerung hinübergerettet in die ernstere Zeit, ist reich durchwoben mit Glanz und Glück.

Da sitze ich nun auch wieder einmal in meinem einsamen Stübchen am knisternden Kaminfeuer, und das gleichmäßige Ticken meiner Wälderuhr weckt mir die Erinnerung an die Zeiten, wo meine alte hölzerne Gefährtin das Dahinrollen für mich weit freudigerer Stunden mit ihrem nie ruhenden Pendel maß. Sei's denn; treten wir einmal wieder die Wanderung in den Zaubergarten der Jugendzeit an, obschon der Rückweg durch trübe, öde Wildniß zurückführen wird, ins ebenso öde, einsame Dachstübchen des alternden Junggesellen.

Der Geist der Erinnerung ist ein schneller Kutscher und darum befand ich mich so bald in dem Winkel einer der Nebenstraßen der schönen Schweizerstadt, wo einst die Wohnung meiner lieben Eltern stand und gegenüber die Werkstatt des ehrenwerthen Tischlermeisters Walter war, aus welcher schon vom frühen Morgen an das Rauschen der Säge oder das Gezische des Hobels zu uns herübertönte und mich gar oft aus meinen süßen Kinderträumen weckte. Aber es war ein gar freundliches Erwachen; wußte ich doch, daß in Folge der strengen Hausordnung des etwas genauen und barschen Meisters sein zehnjähriges Töchterlein, das

blondhaarige Kätheli, mit seinem jüngern Brüderchen sich nun wohl schon auf der Straße vor der Werkstatt befinden mußten, wo sie beim spärlichen Strahle der Morgensonne, der sich zwischen den Dachgiebeln nur mit Mühe auf das Plätzchen hereinstehlen konnte, lustig und munter mit den herumfliegenden Hobelspänen und allfälligen Holzpflöckchen spielen würden, und darum hatte ich denn auch nie recht Zeit, das Frühstück zu berücksichtigen, bevor ich hinunter zu meinen liebsten Gespielen eilte. Daß mir das manches Scheltwort von der strengen Stiefmutter eintrug — meine rechte Mutter hatte ich verloren, bevor ich sie gekannt — besserte an der Sache nichts. Das Kind mit den meist sinnend ernsten, aber auch gar oft heiter lächelnden, blauen Augen, dem blonden Lockengewimmel um das schwach, wie von einem Schimmer des Morgenroths angehauchten, feinen Gesichtchen, zog mich mit unwiderstehlicher Gewalt hinab auf die morgenkühle Straße. Kätheli war für mich, den schüchternen, etwas kränklichen und vielfach übellaunigen, zum brütenden Sinnen aufgelegten Knaben, was das Licht der Morgensonne für die Blüthen ist, deren Blätter sich des Abends schauernd vor der kommenden Nacht zusammenziehen und ihre Kelche erst dem kommenden Lichte wieder öffnen mögen.

Für das Kinderauge und für das Kindergemüth gibt es so vieles Bedeutsame. Die schöne Jugendzeit ist mit tausend wechselnden Ereignissen so reich durchwoben, die dem spätern Leben so kindisch und darum bedeutungslos erscheinen, daß ich mich in keine allzubreite Schilderung dieser harmlosen Spiele, dieser tausend Neckereien, dieser kleinen Streitigkeiten und der darauf unausbleiblich erfolgenden Versöhnungen verlieren will. So was kann man bloß für sich selbst thun, still im einsamen Kämmerlein sich's selbst wiedererzählen, und dann ist man sicher, einen stets aufmerksamen Zuhörer zu haben.

Es war an einem schönen Augusttage. Ich war beim ersten Hammerschlage, der aus der Werkstätte des Meister Walther herüber an mein schlaftrunkenes Ohr gedrungen, aufgestanden und, kaum angekleidet, auf die Straße hinunter geeilt. Zu meiner Ueberraschung war Kätheli noch nicht da. Forschend und etwas verwundert schaute ich durch die offene Thüre in die Werkstätte hinein, wo der Meister sonst immer um diese Zeit sich zu befinden pflegte, bald mit strengem Blicke die Arbeit eines Gesellen musternd, bald selbst emsig an seiner Hobelbank beschäftigt. Er war nicht da. Auffallender Weise hatten auch die Gesellen in ihrem lärmenden Thun inne gehalten und lehnten theils stumm und in sich gekehrt an ihren Werkbänken, theils flüsterten sie leise und mit bestürzten Gesichtern mit einander. Auf mich gab Niemand Acht und ich war viel zu schüchterner Natur, als daß ich es gewagt hätte, mich nach dem Grunde dieses mir so auffallenden Benehmens zu erkundigen. Still und beklommen, von Ahnungen gequält, die ich mir nicht zu deuten wußte, schlich ich wieder nach Hause.

Den folgenden Tag schon erfuhr ich den Grund Dessen, was mich so in Erstaunen gesetzt und beängstigt hatte. — Meine Eltern theilten mir mit, daß die Mutter meiner kleinen Gespielen in der vergangenen Nacht gestorben sei und daß ich dann am andern Tage hinüber gehen dürfe, um die Leiche zu sehen. Ich würde die zarte, blasse Frau schon deßwegen, weil sie Kätheli's Mutter war, recht herzlich lieb gehabt haben, auch wenn sie nicht stets so mild=freundlich gegen mich gewesen wäre. Noch nie in meinem Leben hatte ich so bitterlich geweint wie an diesem Tage. Am folgenden Morgen durfte ich endlich hinüber gehen ins Trauerhaus. Oben auf der Treppe schon sprang mir, heiter wie sonst, das erst dreijährige Brüderchen Kätheli's entgegen, faßte mich bei der Hand und flüsterte:

„Du mußt leise machen, Fritz, ganz leise! Die Mutter

hat uns vorgestern wieder ein kleines Schwesterchen gebracht, ein ganz kleines, und das schläft jetzt, das darf man nicht wecken. Und die Mutter schläft auch und thut die Augen gar nicht auf. Da weinen aber die Andern immer, weil sie und das Schwesterlein schon gar so lange schlafen, und Kätheli meint, sie werde gar nie mehr wieder aufwachen!"

Das Geplauder des noch nichts ahnenden, kleinen Gefährten schnürte mir die Brust zusammen. Unwillkürlich folgte ich seiner Mahnung, leise aufzutreten, und trat mit ihm ein ins Trauerzimmer. Es war Niemand darin, als Kätheli, das bei meinem Anblick in lautes Weinen ausbrach. Der Knabe ließ sich aber dadurch nicht stören, und zog mich gewaltsam zu dem Sarge hin, in welchen man die entschlafene Mutter mit ihrem ebenfalls verschiedenen Neugebornen gelegt hatte. „Siehst du," flüsterte der Knabe weiter, „wie so schön weiß die Mutter ist, und wie ein liebes schönes Gesichtchen das kleine Schwesterchen hat. Die Mutter hat einen Blumenstrauß in der Hand, und wenn sie erwacht, wird sie ihn dem kleinen Schwesterlein geben — das wird sich freuen!"

Einen Augenblick betrachtete ich mit Gefühlen, die ich jetzt nicht mehr beschreiben kann, die noch im Tode schönen, denjenigen Kätheli's so auffallend ähnlichen, feinen Züge der Todten, dann aber wankte ich, selbst laut schluchzend, wieder zur Thüre hinaus, ohne daß ich mit Kätheli auch nur ein Wort hätte sprechen können.

Am andern Morgen darauf wurde Kätheli's Mutter zu ihrem letzten Ruheplätzchen hinaus geleitet, nach der Sitte der Stadt auf einem schwarzen Leichenwagen, gefolgt von einer schwarzen Kutsche, in welcher der Meister Walter und die nächsten Verwandten der Verstorbenen saßen. Wir Kinder durften nicht mitgehen. Kätheli hätte es auch sonst nicht gekonnt, weil es im Augenblicke, wo der Schreiner den Deckel des Sarges, der ihr das theure Antlitz der mit fast

krankhafter Zärtlichkeit geliebten Mutter für immer verhüllen mußte, von Krämpfen befallen worden war und zu Bette gebracht werden mußte.

Wochen verflossen, bevor das zarte, reizbare Kind wieder genesen war. Als ich, dem die Zeit derweilen mit unerträglicher Langsamkeit dahin geschwunden war, das Mädchen endlich wieder einmal auf der Straße antraf, waren seine Wangen noch zarter und feiner und das liebliche Gesichtchen viel schmäler geworden, und der Ausdruck ihres langen Blickes, den es, wie um Theilnahme flehend, auf mich heftete, ist mir jetzt noch deutlich im Gedächtniß. Das Brüderchen bildete mit seinem heitern, unbefangenen Wesen einen schneidenden Gegensatz zu dem, für ein zu zartes Alter selbst auffällig tiefen Leide, das aus Kätheli's Zügen sprach. „Siehst du," sagte der Knabe zu mir, „da ist das Kätheli immer so traurig, weil es nicht warten mag, bis die Mutter wieder heim kommt. Das kleine Schwesterchen konnte nur eine ganz kurze Zeit zu uns auf Besuch kommen, denn" — flüsterte er mir ins Ohr — „das Schwesterlein war eigentlich ein Engelein und mußte wieder hinauf in den Himmel, wo seine Gespielen wohnen. Da aber der Weg bis dahin so weit ist, so mochte Mütterchen es doch nicht allein gehen lassen und ist gleich mit ihm gegangen. Jetzt wird sie aber gleich wieder kommen, ich weiß es."

„Und woher weißt du das?" fragte ich halb gedankenlos. Kätheli, das bisher anscheinend theilnahmlos an den Thürpfosten gelehnt hatte, trat jetzt, aufmerksam geworden, zu uns heran.

„Ja, die Mutter ist eigentlich schon da," fuhr der Knabe heimlich flüsternd fort, als fürchte er, daß unberufene Ohren sein Geheimniß hören mochten. „Ich habe sie selbst gesehen." Kätheli, welches diese Worte gehört hatte, stand, noch bleicher geworden, aber mit leuchtendem Auge da. Es war so aufgeregt, daß man das Klopfen seines Herzens

hören konnte. „Wo, wo hast du sie gesehen, stieß es mit halberstickter Stimme hervor.

„Diese Nacht," fuhr der Knabe ernsthaft fort. „Sie kam zur Thüre herein, gerade so wie sie gewesen ist, als man sie in der Kutsche fortgeführt hat — weiß, ganz weiß, nur noch schöner, viel schöner, als sonst. Sie ging zuerst zu dir, Kätheli, und bückte sich nieder und sah dich lange an, gerade so, wie sie es manchmal sonst gethan, wenn du geschlafen hast."

„Und dann?" flüsterte Kätheli, am ganzen Leibe zitternd vor Erregung.

„Dann bückte sie sich noch tiefer nieder, und küßte dich ganz leise, leise."

„Sie küßte mich!" flüsterte das Mädchen, indem es beide Händchen vor die Brust preßte, als wollte es diese vor dem Zerspringen bewahren, währenddem es die strahlenden Augen zum Himmel aufschlug.

„Ja, das that sie," fuhr der Knabe lauter und zuversichtlicher fort. „Und dann ging sie langsam, immer noch auf dich sehend, weg; aber ihre Tritte hörte ich nicht, und und dann kam sie zu mir. Ich wollte immer aufspringen und rufen: Lieb Mütterchen, nimm mich! aber ich konnte es nicht, es hielt mich etwas im Bette fest, und als sie bei mir war, da machte sie es gerade so, wie bei dir; sie sah mich lange an, mit einem Blick, so lieb, so lieb! und dann wollte sie mich gerade auch küssen; da ließ aber das, was mich im Bette fest hielt, plötzlich los, ich fuhr auf und wollte sie mit den Armen umfassen, aber das konnte ich nicht, denn sie war nun schon weg, bei der Thüre. Ich habe es deutlich gesehen, obschon es Nacht, ganz finstere Nacht war. Mich hat's nur Wunder genommen, daß die Thüre nicht auf= und zugegangen ist, als sie hinausging, und daß sie im Gehen so gar kein Geräusch machte. Ich

glaube, ich habe mich deßwegen ein wenig gefürchtet und habe mich wieder mit der Decke zugedeckt.“

„Und weiter hast du nichts gesehen, Gottliebchen?“ fragte Käthchen, das, wie in Verzückung, der seltsamen Erzählung gelauscht hatte.

Der Knabe schien über diese Frage ein wenig erstaunt, besann sich dann ein Weilchen und fügte hinzu: „Wohl, das habe ich noch gesehen: Als die Mutter an der Thüre war, da kehrte sie sich noch einmal gegen mich um und legte den Finger an den Mund, gerade wie sie es sonst machte, wenn ich still sein sollte.“

„Da hättest du jetzt auch nichts von der Sache sagen sollen,“ bemerkte Kätheli erschreckt dem kleinen Plauderer. Der Knabe wurde ganz verdutzt.

„Ihr habt mich ja aber gefragt!“ sagte er, schier in Thränen ausbrechend. Kätheli suchte mitleidig ihn zu beruhigen. Mit dem Spielen war's aber für heute aus. Kätheli gab auf alle meine Worte keine, oder nur zerstreute Antworten und verhielt sich ernst und sinnend. Die Erzählung des Brüderchens hatte in seinem reizbaren Gemüthe einen Eindruck hinterlassen, der vielleicht auf sein späteres Leben von großem Einfluß gewesen ist.

Die Veränderung, welche mit dem innern Wesen meiner kleinen Gespielin vor sich gegangen war, hielt länger an, als bei so jugendlichem Alter in der Regel der Fall zu sein pflegt. Das Mädchen blieb monatelang still und in sich gekehrt. Das Grab der Mutter hatte es längst ausgekundschaftet, und so lange die milde Jahreszeit noch Blumen spendete, verging wohl kaum ein schöner Abend, ohne daß es mit dem kleinen Brüderchen an der Hand, hinauspilgerte auf den schönen, stillen Friedhof, der mit so vielen schönen Grabmälern besäet ist, um den Denkstein der so früh entschlafenen Mutter mit einem Kranze zu schmücken. Manchmal begleitete ich die beiden Kinder auf einem solchen Gange

rührender Pietät, von welchem das Mädchen immer mit verweinten Augen zurückkehrte.

Als diese Gänge aber nach und nach wegen der eintretenden rauhen Jahreszeit unterbleiben mußten, wurde das Gemüth des Kindes wieder heiterer. Die allgewaltige Zeit schien doch ihre Rechte auch auf dieses sinnige, jeden Eindruck mit seltener Beharrlichkeit festhaltende Wesen, geltend machen zu wollen. Auf ihren Lippen wurde schon hie und da wieder jenes bezaubernde, unbefangene Kindeslächeln sichtbar, das dem Mädchen einen so eigenthümlichen Reiz verlieh und das mir heute, nach langen, langen Jahren, noch immer vor der Seele schwebt

Der Winter mit seinen Stürmen bannte uns jetzt in die Stube, und nur um so inniger schlossen wir uns an einander an. Der freundlichen Mutter, die einst diese Räume ordnend durchschritten, wurde wohl noch hie und da, jedoch seltener erwähnt, und ohne daß diese Erwähnung, von so zarter Anhänglichkeit sie auch zeugen mochte, unserm kindlich frohen Wesen mehr besondern Eintrag gethan hätte. Meister Walter war nach dem Tode seiner Gattin, deren feinfühlendes, jede rauhe äußere Berührung schwer empfindendes Wesen zu seiner derben, praktischen, wenn auch ehrenwerthen Handwerksnatur nie so recht gepaßt hatte, noch viel mürrischer, verschlossener und unzugänglicher geworden. Er verbrachte seine meiste Zeit in der Werkstatt und überließ die Pflege seiner Kinder einer auf's Gerathewohl angestellten Haushälterin. Diese, eine derbe, rüstige, noch ziemlich junge Person, von nicht unangenehmen Aeußern, war im Anfange freundlich und gut gegen die mutterlosen Waisen, und diese liebten sie auch so sehr, als dieß bei dem treubewahrten Andenken an die geschiedene Mutter möglich war. Diese wohlgeordnete, physische Pflege der Kinder und des Haushaltes schien in den Augen des schlichten, seinen Sinn durchaus nur auf materielle Dinge richtenden Meisters, für sein und

der Kinder Wohl vollkommen genügend und er wünschte sich je länger je mehr Glück zu der richtigen Wahl, die er in der Person der Besorgerin seines Hausstandes getroffen zu haben vermeinte. Brauchte er sich nun doch nicht um die vielen kleinen Bedürfnisse der Kinder, die für einen Mann so lästig sind, zu bekümmern. Meister Walter war eine jener häufig vorkommenden Naturen, die zwar ihre Kinder in ihrer eigenthümlichen Weise recht sehr lieben, aber darum doch nicht weniger froh sind, wenn sie sich mit den lärmenden Kleinen so wenig wie möglich abgeben müssen und nicht selten deren kindlich vertrauliche Annäherung barsch von sich abweisen.

Wir konnten auf diese Weise ungehindert von Seite des Vaters unsern Spielen nachgehen. Schon mit dem Frühling sollte es indeß anders werden. Babette, die schmucke, rasche Haushälterin hatte während einiger Zeit rasche Fortschritte in Walters Gunst gemacht. Sie war nach und nach unbeschränkte Herrin des kleinen Haushaltes geworden. In kleinen, Anfangs kaum bemerkbaren Uebergängen, änderte sich mit diesem festern Platzgreifen in der Familie auch ihr Benehmen gegen die Kinder. Die junge Dienstmagd war vielleicht nicht gerade eine an sich böse Natur. Aber von sehr geringer Herkunft, frühe schon dem elterlichen Hause, wo übrigens ihre Erziehung eben auch nur eine ihrem spätern Stande vollkommen entsprechende gewesen sein mochte, entfremdet, war sie gleich an der Schwelle ihrer jungfräulichen Jahre darauf angewiesen worden, ihr Brod unter fremden Leuten zu verdienen, ihre Selbstständigkeit zum Opfer zu bringen und hatte alle Launen ihrer Herrschaften ohne Murren ertragen müssen. Nicht alle Charaktere werden durch das gleiche Loos gleich geschmiedet. Manche werden durch langes Dulden resignirt und sanft, energischere und heftigere Naturen dagegen verbittert. Diese letztern pflegen nur mit heimlichem, vielleicht ihnen nicht einmal

selbst recht bewußtem Ingrimme das leichteste, vielleicht in ihrer Stellung nicht einmal immer zu vermeidende Unrecht zu ertragen, das ihnen während der Dauer ihrer Dienstjahre angethan wird. Solche Naturen lauern nur auf die Gelegenheit, die es ihnen möglich macht, Andere es so recht wieder empfinden zu lassen, was das Schicksal nach ihrer Meinung an ihnen selbst gesündigt, und zahlen dann an Unschuldige mit einer gewissen Wollust heim, was nach ihren beschränkten Sinnen ihre frühern Dienstherrschaften und Vorgesetzten bei ihnen zu gut hätten.

Babette gehörte ein wenig zu diesen letztern Naturen. Sie hatte bisher so wenig zu bedeuten gehabt in der Welt, hatte immer nur gehorchen müssen, war selbst von Mitdienstboten, die aber im Hause, wo sie sich früher befunden, einen auf Anciennetät gegründeten, höhern Rang eingenommen, so vielfach gering angesehen, so rücksichtslos behandelt worden — und jetzt war sie mit einem Male eine so wichtige Person, so zu sagen die unbeschränkte Selbstherrscherin eines behäbigen Hauswesens geworden — das machte ihr Selbstgefühl wachsen zu erstaunlicher Höhe. 'S ist eine schöne Sache um das Selbstgefühl, wenn es der richtigen Grundlage nicht entbehrt, so recht aus dem innern Sein und Denken, aus dem wahren Werthe des Menschen heraus entspringt, und nicht bloß auf einen zufälligen Glückswechsel oder auf eine manchmal wenig verdiente übergeordnete Stellung sich gründet. Ist aber dieses Letztere der Fall, dann werden der Inhaber oder die Inhaberin fast bei allen Menschen, wenn nicht auf Widerwillen und Geringschätzung, so doch auf Widerstand gegen ihre wenig berechtigten, aber darum nur um so offener zur Schau getragenen Ansprüche stoßen.

Dieses war nun auch bei Kätheli bald gegenüber der immer anmaßungsvoller auftretenden Babette der Fall. Kätheli's feinfühlender Instinkt hatte bald, auch ohne besonders

hervortretende Thatsachen, herausgefunden, daß die Haushälterin in einer Weise sich benahm, die mehr dem Gebahren einer scharfen Stiefmutter, gegenüber den Kindern erster Ehe, denn demjenigen einer Dienstbotin, gegenüber den Kindern der Herrschaft, gleichkam. Das Kind faßte von da an, trotz seines guten Herzens, einen nicht zu überwältigenden Widerwillen gegen seine Pflegerin.

Seine dunkle Ahnung sollte sich auch bald verwirklichen. Kaum hatte der erwachende Lenz den Kindern die ersten Schlüsselblümchen und Veilchen zu einem Kranz für das seit den ersten milden Tagen schon wieder fleißig besuchte Grab der Mutter hervorsprießem lassen, so wurde den Kindern von Seite Babetten's, die diese Besuche immer nur mit sehr deutlich ausgesprochenen Widerwillen gestattet hatte, verdeutet, daß sie, die bisherige Dienstmagd, nun ihre Mutter sein würde, und daß Kätheli und Gottliebchen sie fortan mit diesem Namen anzureden hätten.

Was half's, daß Kätheli's junges Herz sich bei dieser Mittheilung in der dunkeln Ahnung künftigen Weh's zusammenzog, wie die Mimose, bei rauher Berührung. Die Sache ließ sich nicht mehr ändern. Meister Walter war eben kein Charakterkenner. Er sah, daß seine Haushälterin neben ihrer, nach gewöhnlichen Begriffen hübschen Figur, noch die Eigenschaften tüchtigen Fleißes und handlicher Rührigkeit besaß, Eigenschaften, die nach seinem Sinne völlig hinreichten, das Ideal einer Frau auszumachen. Und hatte er nicht in seiner engen Anschauungsweise wenigstens theilweise Recht? Seine erste Gattin, die er mehr aus conventionellen Rücksichten, denn aus wahrer Neigung und wegen gegenseitiger Uebereinstimmung des Charakters gewählt hatte — die Eltern des Paares waren einander gegenseitig verwandt gewesen — war ihm immer viel zu zart, viel zu zerbrechlich für einen Handwerksmann vorgekommen. In Babette hatte er jetzt eine anscheinend vollkommen verwandte Natur ge=

funden und in seiner raschen und kurzen Weise wurde die Sache denn auch bald abgethan. Wenige Wochen später war Babette die wirkliche Gebieterin des Hauses und Kätheli's zweite Mutter.

Gleich nachdem die junge Frau diesen Ehrenposten im Hause errungen, ließ sie mehr und mehr die Maske fallen, die sie bisher rücksichtlich der Behandlung der Kinder aus berechnender Klugheit noch vorgehängt und nur zuweilen ein wenig gelüftet hatte. Nicht daß sie den Kindern just an körperlichen Dingen etwa viel hätte abgehen lassen. Sie wollte schon aus einem gewissen bäurischen Stolze nicht, daß die Kinder etwa mägerer werden möchten, als sie es unter „der ersten Frau" gewesen, wie sie in ihrer derben Weise sich auszudrücken pflegte. Aber Kätheli's feiner Sinn fühlte bald heraus, daß diese Sorge eben nicht aus wahrer Zuneigung zu den beiden Verwaisten entsprang. Kinder haben in dieser Beziehung einen nie trügenden Instinkt. Und auch Babette, obschon von gröberer Organisation, täuschte sich keineswegs darüber, daß der Name „Mutter" ihr von den Kindern nur mit Widerstreben gegeben wurde. Das hätte sie nun freilich veranlassen sollen, die keimende Abneigung durch wahre mütterliche Zuneigung zu den kleinen, unschuldigen Wesen zu überwinden. Babette war aber nicht eine jener Naturen, die das, was ihnen verweigert wird, und auf das sie doch nach ihrer Meinung volle Berechtigung haben, auf diese milde Weise zu erlangen suchen. Sie wollte mit Gewalt ertrotzen, was sich im Leben am seltensten ertrotzen läßt und immer nur ein Geschenk des freien Willens sein kann — die Liebe.

Das Erste, was sie zur Erreichung dieses Zweckes that, war, daß sie den Kindern verbot, das Grab der seligen Mutter so oft zu besuchen und dasselbe mit Blumen zu schmücken. Ohne zu den Kindern selbst irgend welche Zuneigung zu fühlen, war sie doch eifersüchtig auf die Liebe

derselben zu der Dahingeschiedenen, welche letztere ihr wie eine Art Räuberin vorkam, die ihr noch aus dem Grabe heraus ihr „gutes Recht" streitig machen wolle.

Kätheli gehorchte und duldete still. Es war eine der sanften Naturen, die nur höchst selten in offene Empörung gegen das Unabänderliche ausbrechen; aber die Kluft zwischen seinem Herzen und der Stiefmutter wurde deßwegen doch täglich größer, und als nach Jahresfrist diese dem Vater noch ein Söhnlein schenkte, da wurde es bald noch schlimmer. Der kleine Ankömmling schien seiner Mutter heftiges und stürmisches Wesen geerbt zu haben; kaum einige Wochen alt, tyrannisirte er in seiner Weise das ganze Haus, das er mit seinem unbändigen Geschrei erfüllte.

Gleichwohl würden die beiden Geschwister erster Ehe das kleine Brüderchen recht herzlich lieb gehabt haben, hätten sie nicht gar zu wohl gefühlt, daß sie seit der Ankunft des Schooßkindes gar nichts mehr gälten. Keinen lauten Schritt durften sie im Hause mehr thun, wenn dasselbe schlief. Gefiel's dem jungen Burschen — und es gefiel ihm gar oft — einmal im Schlafe plötzlich aufzuschreien, so mußten sie ihn geweckt haben. So war kein recht behagliches Dasein im elterlichen Hause mehr für die beiden verschüchtert umherschleichenden Geschwister. Selbst Gottliebchen, der sonst so heitere unbefangene Knabe, sah gedrückt und ängstlich aus, wenn ich ihm begegnete, und schien es mit einer gewissen instinktartigen Scheu zu vermeiden, etwas von seinem Daheim zu sprechen.

Es war eines schwülen Augustabends, bei schon einbrechender Dämmerung, daß die beiden Geschwister Hand in Hand und stille in der gemeinsamen Wohnstube der Familie saßen. Der Vater war ausgegangen, und die Stiefmutter hatte sich ebenfalls entfernt, um auf ein Viertelstündchen mit der Nachbarin zu plaudern. Die Kinder erzählten sich, leise flüsternd, um das am andern Ende des Zimmers

in seinem Bette schlummernde Brüderchen nicht zu wecken, von der verstorbenen Mutter:

„Ich wollte, sie käme bald wieder, dann würde die andere Mutter uns nicht mehr schlagen und hinausjagen dürfen!“ flüsterte mit trotzig aufgeworfener Lippe der Knabe, der in mancher Beziehung mehr von der Natur des Vaters als von der sanften Mutter geerbt hatte.

Kätheli drückte dem Trotzigen ängstlich die kleine, schmale Hand auf den Mund. „Sei still, Gottfriedchen!“ flüsterte es ängstlich, „sonst erwacht das Brüderlein und dann — —“

„Werden wir wieder geschlagen, weiß wohl,“ ergänzte der Knabe grollend. Wenn nur die Mutter — du weißt wohl, welche — nicht so lange — —“

„Die Mutter kommt nicht zurück,“ sagte Kätheli mit wehmüthiger Stimme; „sie ist jetzt ein schöner Engel im Himmel droben, und wenn wir recht gut und artig sind, so kommen wir dann einst zu ihr.“

In diesem Augenblicke fing das Kind in der Wiege an heftig aufzuschreien. Erschrocken sprang das Mädchen hinzu, fing an emsig zu schaukeln und suchte den kleinen Schreier durch ein Liedchen, das es ihm mit vor Schreck erstickter Stimme vorsang, zu beruhigen. Vergeblich — sei's, daß dem kleinen Burschen wirklich etwas fehlte, sei's, daß er sonst ein Vergnügen daran fand, das Haus in Allarm zu setzen, sein Geschrei wurde wahrhaft betäubend. Kätheli, jeden Augenblick die Rückkunft der Mutter befürchtend und an allen Gliedern zitternd, wußte in seiner Angst nichts Anderes zu thun, als das sich vor Zorn förmlich in Krämpfen windende Kind mit zitternden Händen aus seinem Bettchen zu nehmen, und es summend in der Stube herum zu tragen. Auch dieses Mittel fruchtete nichts; der Knabe schrie immer fürchterlicher. In diesem Augenblicke stürmten Tritte die Treppe hinauf, die Thüre wurde heftig aufgerissen und mit

vor Zorn und Schreck entstelltem, glühend rothem Gesichte stürmte die Mutter herein.

„Was hast du dem Kinde wieder einmal zu Leide gethan?“ schrie die heftige Frau, indem sie dem vor Angst fast in die Kniee sinkenden Mädchen das immer heftiger Schreiende aus den Händen riß.

„Nichts, gar nichts!“ betheuerte Kätheli, an allen Gliedern zitternd. Mochte nun die erzürnte Frau durch die Angst des Stiefkindes in ihrem ungerechten Verdachte bestärkt werden, oder hatte ihre Heftigkeit sie sonst der Besinnung beraubt, sie schlug mit roher Hand dem Stieftöchterchen so heftig in's Gesicht, daß dieses beinahe rücklings zu Boden fiel, und das Blut ihm aus dem zuckenden Munde strömte.

Gottliebchen hatte sich beim Hereinstürmen der Stiefmutter hinter das Kanapee verkrochen und dort angstvoll den Verlauf der Dinge abgewartet. Wie er aber die Mißhandlung seines unschuldigen Schwesterchens sah, stieß er einen fürchterlichen Schrei aus, und stürzte auf dasselbe zu, indem er es mit seinen Armen umschlang, als wollte er es gegen fernere Gewaltthätigkeiten in Schutz nehmen. Er schien jetzt alle Furcht für sich verloren zu haben und blickte der vor Zorn schäumenden Stiefmutter schier drohend in's Gesicht. Dieser Anblick weckte auf's Neue den Grimm der zornigen Frau; sie warf das eigene Kind heftig in sein Bettchen zurück, stürzte sich wieder auf die beiden Geschwister und stieß sie unter weitern rohen Mißhandlungen und Scheltworten zur Thüre hinaus, auf die Flur.

Schier besinnungslos fanden sich die kleinen aus der Stube ihrer eigenen Mutter Verstoßenen auf der Straße, wo Kätheli sich schluchzend das blutüberströmte Gesichtchen abwischte, während der Knabe sich zitternd am Kleid des Schwesterchens festklammerte.

„Aber wo wollen wir nun hin?“ sagte klagend das Mädchen, mehr zu sich als zu dem zitternden Gottliebchen.

„Zur Mutter!" schluchzte dieser, sich immer heftiger an die Schwester anklammernd. „Zur Mutter! Aber nicht zu der da droben in der Stube — zu der auf dem Kirchhofe."

Es war bereits dunkel geworden, als die beiden Kinder vor dem schwarzen, eisernen Gitterthore des großen Friedhofes anlangten und stille und unangefochten durch das kleine Seitenpförtchen schlüpften, das den Eingang zu dem breiten, wohlgepflegten Kieswege bildet, der den prächtigen, von Denkmälern an die Dahingegangenen wimmelnden Gottesacker in zwei gleiche Hälften scheidet. Der eben aufgegangene Mond ließ seine silbernen Strahlen phantastisch um die Kronen der Bäume spielen, und die weißen Marmorsäulen und Blöcke der Grabmäler schauten, wie mit Geisteraugen, zwischen den Gebüschen hervor, mit denen die Liebe trauernder Hinterlassener die Gräber ihrer Verstorbenen geschmückt, als die beiden Geschwister mit scheuen Tritten durch die Allee hinschritten. Dort nahe an der hohen Einfriedungsmauer befand sich das Grab der Mutter. Eine mächtige Platane wölbte ihre breite Krone hier über die Gräber, als wollte sie mit ihren weitausgebreiteten Aesten die Ruhestätten der hier Schlummernden vor Störung schützen. Furchtlos, wenn auch ein wenig vom Schauer des einsamen heiligen Ortes erfaßt, näherten sich die Kinder dem Denksteine der Mutter, über welchem noch der halbverwelkte Kranz hing, mit dem sie bei ihrem letzten Hiersein ihn geschmückt. Fast wehte kein Lüftchen — nur leise, leise schien es droben in den Zweigen des breitästigen Baumes zu flüstern.

Kätheli zog den kleinen Bruder an dem einfachen Grabstein zu sich nieder und hieß ihn beten, während es selbst sich in seinem kindlichen Sinne in inbrünstigem Flehen an die selige Mutter mit der Bitte wandte, ihre beiden Kinder ja doch recht bald abzuholen in ihre ewige Heimat. Auch Gottliebchen faltete die kleinen Hände und preßte sie heftig zusammen. „O Mütterlein, komm doch und nimm uns mit!"

rief er endlich laut, so daß Kätheli schier ab seiner Stimme erschrack, die in dieser Grabeseinsamkeit fast schaurig erklang. In diesem Augenblicke fuhr ein leiser Windstoß in die Krone des Baumes über ihnen, rauschend und flüsternd bewegten sich die langausgestreckten Aeste und Zweige, um die das fahle Mondlicht, das um die hin und her nickenden Blätter spielte, seltsame Gestalten und Bilder wob. Mit einem Male schrie das Mädchen leise auf und deutete mit zitternder Hand und gesenktem Kopfe nach oben.

„Die Mutter, die Mutter!“ flüsterte der Knabe hastig. „Siehst du, Kätheli, wie sie ein langes, weißes Gewand hat, wie sie auf uns niederschaut. Jetzt ist sie schon höher als der Baum — o Mütterlein, Mütterlein, gehe nicht fort.“

Kätheli war mit verhülltem Antlitz zur Erde gesunken. Merkwürdigerweise hätte es nach seinen spätern Aussagen die Gestalt noch vor dem Bruder erblickt und zwar so nahe, daß es den Saum ihres langen weißen Kleides mit der Hand hätte erreichen können.

„Jetzt ist Mütterchen fort, nur dort, ganz oben sehe ich es noch — — —“. In diesem Augenblicke erschallte das Geräusch schwerer Tritte hinter den Kindern, und eine Hand faßte rauh die aufgeregten, auf nichts achtenden Geschwister an. Es war Meister Walter, der ob dem langen Ausbleiben der Kinder doch besorgt und ahnend, welchen Weg sie genommen haben mochten, gekommen war, um sie heimzuholen.

Die Kinder haben es nie gewagt, ihm zu sagen, was sie gesehen.

* * *

Die Zeit schwebt schnell über Freud und Leid dahin. Für die Jugend zwar ist ihr Flug ein langsamerer, als für das reifere Alter, denn der feinern, frischern Organisation

des jugendlichen Gedächtnisses prägt sich das Einzelne, Unbedeutendere bleibender ein, als dem bloß auf das Bedeutende und mehr in's Geschick Eingreifende gerichteten Sinne des Erwachsenen. Die Jugend erinnert sich viel besser daran, wie aus einzelnen Momenten, Stunden und Tagen sich Wochen und Jahre aneinander gereiht, wie aus lichten und dunkeln Perlen die flimmernde blinkende Schnur. Die Stunden eilen der Jugend schnell vorbei, aber nicht schnell genug für die Ungeduld, die von kommenden, noch viel schönern Lenztagen träumt. Dem reifern Alter schleichen die Tage in oft unerträglich langsamem Schneckengange dahin, farblos und einförmig, aber doch beklagt es sich fortwährend über die flüchtige Zeit und kann es jedes Mal kaum begreifen, daß am Rosenkranze der Jahre schon wieder ein Kügelchen hinuntergerollt sein soll. Das Alter träumt eben von keinen kommenden Lenztagen mehr.

Kätheli hatte seit dem Tode seiner Mutter der Rosen nur sehr wenige an seinem Pfade gefunden. Die herben, um nicht zu sagen bösen Eigenschaften seiner Stiefmutter waren von Monat zu Monat, von Jahr zu Jahr, immer mehr auf die Oberfläche getreten und da war's wohl kein Wunder, daß das in seinem zartfühlenden Wesen durch die rohe Anschauungs- und Ausdrucksweise derjenigen, die das Geschick ihm zur zweiten Mutter bestimmt, täglich verletzte Kind, mit nicht geringer Sehnsucht den Moment herbeiwünschte, wo der Austritt aus der Schule ihm etwas mehr Selbstständigkeit bringen würde. Bei dieser Sehnsucht schlich die Zeit zwar langsam dahin, aber die Zeit ist eine eben so pünktliche Zahlerin, als sie eine genaue Gläubigerin ist. Sie bringt den ersehnten Moment eben so sicher, wie sie den Tribut einfordert, den alle Sterblichen ihr einst zollen müssen.

So war denn auch trotz all' den Leiden einer verkümmerten Jugend Kätheli zu einer, wenn auch etwas schmächtigen, so

doch schönen, Jungfrau, mit nur sehr zart angehauchten Wangen, emporgeblüht. Ihr Antlitz glich mehr einer weißen, denn einer rothen Rose, aber unter der sinnigen Stirne hervor, träumerisch überschattet von langen seidenen Wimpern, schaute mit der ganzen glänzenden Schönheit des von der Morgensonne bestrahlten tiefen Bergsee's, ihr blaues Auge hervor. Die wirklich auffallende und doch so bescheidene Schönheit des kaum sechszehnjährigen, armen Handwerkerkindes war buchstäblich zum Gegenstand des Stadtgesprächs geworden und der begehrenden Blicke richteten sich gar Viele auf die schüchtern daher schwebende Gestalt, ohne daß das Mädchen die Bedeutung dieser Blicke nur gekannt hätte. Ich kam zur selbigen Zeit nur noch sehr selten mit der ehemaligen Jugendgespielin zusammen, und geschah es, daß wir uns zufällig einmal begegneten, so fühlte ich mich so seltsam beklommen und befangen, und das Blut stieg mir so heiß in's Gesicht, daß ich manchmal vor der Begegnung erschrack, die ich doch vielleicht seit Tagen auf's heißeste herbeigesehnt, während aus Kätheli's unbefangenem, freundlichem Lächeln nichts als die herzlichste Freude hervorleuchtete, den Jugendfreund wieder einmal flüchtig grüßen zu können. Woher mochte es wohl kommen, daß dieses unbefangene Lächeln der schönen Jugendgespielin mich nicht so recht freuen wollte und daß ich manchmal im Geheimen wünschte, sie möchte lieber, mit einem Anflug von Röthe auf der marmorweißen Stirne, das lächelnde Gesichtchen von mir abwenden?

Kätheli hätte sich gerne zur Lehrerin heranbilden mögen und obschon auf das Anstiften der immer mehr und mehr die ausschließliche Herrschaft über die Familie sich aneignenden Stiefmutter nur in die gewöhnliche, damals sehr mittelmäßige, Primarschule geschickt, hatte sie doch dort so vielen Fleiß und hervorragendes Talent bekundet, daß dieser Wunsch als ein sehr berechtigter erscheinen mußte; die Stiefmutter, durch einen dunkeln, bei rohen und unwissenden Personen

ihrer Art nicht selten zu treffenden, Instinkt geleitet, war indeß schon von Demjenigen, was Kätheli bereits mehr als sie wußte, so wenig erbaut, daß sie allen ihren Einfluß auf das befangene Gemüth des alternden Meister Walter aufbot, um dem Streben des wegen seiner geistigen Ueberlegenheit von ihr bitter beneideten Mädchens entgegenzuarbeiten. Die Macht eines bösen Weibes über einen schwachen, beschränkten Mann ist groß. Kätheli mußte auf seinen Jahre lang gehegten Lieblingswunsch verzichten und sich dazu bequemen, bei einer wegen allzugroßer Sanftheit nichts weniger denn berühmten Meisterin, von Babettens vertrautester Bekanntschaft, den Beruf einer Damenschneiderin zu erlernen. Die Jungfrau fügte sich ohne Murren; nur im stillen Kämmerlein und ungesehen flossen ihre Thränen über die vereitelte Lieblingshoffnung. So sehr ihre neue Stellung ihr widerstreben mochte, so ertrug sie doch die Konsequenzen derselben, die anstrengende, für ihre zarte Konstitution höchst nachtheilige Arbeit, die oft unverdienten, beißenden Zurechtweisungen einer launenhaften, durch ihren Beruf mit zerrütteten Nerven begabten Meisterin mit einer Geduld, welche selbst diese gallige Person zuweilen entwaffnete.

Tiefer vielleicht, als diese mit den Lehrjahren mehr oder weniger stets unzertrennlichen Unbilden, mochte das in seinem Herzensgrunde trotz aller Bescheidenheit stolze Mädchen, ihre äußere Stellung in der Welt kränken. Es ist der Fluch gewisser weiblicher Berufsarten, daß man von der Moral derjenigen, die zu ihrer Ausübung verdammt sind, nur eine sehr geringe Meinung hegt. Diese Anschauungsweise mag hie und da nicht ohne Berechtigung sein. Junge Mädchen, welche durch ein unfreundliches Geschick dazu bestimmt sind, schon in so zartem Alter selbst für ihre Existenz sorgen zu müssen, haben in ihrer Mehrheit selten das Glück einer tüchtigen Erziehung in Haus und Schule genossen, und stehen, wenn ihnen die Natur das gefährliche Geschenk äußerer

Schönheit gegeben, meist schutzlos und eine leichte Beute der lauernden Verführung da. Wer sechs Wochentage hindurch sich die Finger wund gearbeitet, der hat darum nicht auf die Freuden dieses Lebens, die freilich dann nur des Sonntags erblühen, verzichtet. Und in was können die Genüsse eines armen, hübschen Kindes, dessen Sinn für edlere Vergnügungen weder durch häusliches Beispiel noch durch sonstige Erziehung geweckt worden, bestehen, als etwa das zur Schau tragen eines nur mit schweren Anstrengungen zu beschaffenden neuen Kleides, und im Besuchen öffentlicher Vergnügungsorte, wo das gefirnißte Laster, wie der Habicht in der Luft auf die scheue Taube, auf seine Beute lauert.

Und die Stadt, in der unsere Geschichte spielt, mit einer zum Theil müßigen, jeder Thätigkeit entfremdeten Bevölkerung, ist reich an solchen lauernden Falken, die in der Auswahl ihres Opfers nicht eben geneigt sind, an Unterschiede zu glauben. Eine Schneiderin, eine Modistin, und tugendhaft! Wer wird auch an solche Fabeln glauben? Schön sollen sie sein und „facile", das sind die Eigenschaften, die diesen guten Geschöpfchen zukommen!

Was half's im Grunde unserm Kätheli, daß es an den sonntäglichen Vergnügungen seiner Berufsgenossinnen keinen Theil nahm und trotz den finstern Blicken der Stiefmutter, welche die dem Vater trotz aller Verleumdungskünste immer noch liebe Tochter nur sehr ungern im Hause sah, dennoch ihre freien Stunden meist im elterlichen Hause und bei freilich selbstgewählter Lektüre zubrachte. Was half's der reizend schönen siebzehnjährigen Arbeiterin, daß sie rein war, wie die Blüthe, die zufällig ein böser Wind auf das faulige Wasser eines Sumpfes geworfen! Ihre weniger reinen Gespielinnen sorgten schon aus Neid dafür, daß ihr Ruf kein besserer bleibe als der ihrige selbst. Es ist eine scharf hervortretende Eigenschaft des Menschen, daß er unablässig bemüht ist, denjenigen, der nach Geburt und Rang nicht

über ihm steht, auch in der Achtung der Menschen nich höher steigen zu lassen und ihn fleißig zu sich herabzuziehen in den Schlamm, in den man sich selbst weich und behaglich gebettet. Und zu solchem Herabziehen bietet eine Stellung, wie sie Kätheli geworden, der Griffe und Handhaben nur zu viele!

Kätheli's Patronin kümmerte sich sehr wenig darum, für wen sie ihre Kleider verfertigte; ihr lag bloß die Bezah= am Herzen. Eben so wenig nahm sie es genau, zu wem sie ihre Lehrtöchter oft einzeln auf die „Stör" (in den Tag=lohn) schickte. So wurde das Mädchen auch einmal zu einer Dame geschickt, die durch ihr elegantes Auftreten und ihre, wenn auch nicht mehr ganz frische, so doch immer noch auf=fällige Schönheit in der Stadt ziemliches Aufsehen erregte. Die Dame bewohnte eine Etage des Hauses für sich allein. Sie empfing die junge Arbeiterin mit einer Freundlichkeit, die dem an vornehmes auf sich Herabsehen gewöhnten, un=erfahrenen Kinde wohl that, obschon sie sein Befremden erregte, wies ihm ein hübsch möblirtes Zimmer gegen die Straße und die nöthige Arbeit an und entfernte sich bald darauf zu einem Spaziergange.

Käthchen arbeitete eine Weile mit gewohnter Emsigkeit, fast ohne aufzusehen. Das Alleinsein in fremdem Hause erregte ihm keine Bangigkeit; es war an so was schon ge=wöhnt. Eine halbe Stunde später hörte es leise und vor=sichtige Tritte draußen auf dem Corridor. Es wurde eben so leise an die Thüre geklopft und auf das arglose „Herein" des jungen Mädchens trat ein elegant gekleideter, junger Mann in's Zimmer, dessen Sprache und freies, keckes Wesen augenblicklich den Franzosen verriethen. Einen Augenblick prallte er mit einem Ausrufe des Befremdens zurück, als er das Mädchen, mit den arglos auf ihn gehefteten, blauen Augen und dem kindlich reinen Ausdrucke in dem feinen Gesichte erblickte, und war offenbar im Begriffe, sich mit

einem verlegenen: „Pardon, Mademoiselle, je me suis trompé de la maison“ zurückzuziehen. Diese Absicht, wenn sie überhaupt je vorgewaltet, schien aber nur einen Augenblick zu dauern. Ohne weitere Umstände nahm der fremde Eindringling auf einem Stuhle, dicht an der Seite des scheu zurückweichenden, ob den lüsternen Blicken des Fremden erschrockenen Mädchens Platz, bemüht, eines jener faden, witzig sein sollenden Gespräche anzuknüpfen, welche reine Gemüther stets anwidern. Kätheli, obschon den wirklichen Zweck des Besuches kaum ahnend, antwortete mit einer so strengen, durch natürlichen Takt ihm eingegebenen Zurückhaltung, daß der gewandte Franzose ganz irre an dem Kinde wurde. Er hielt für bloße Ziererei und einfältige Blödigkeit, was bei dem, mit außerordentlich vielem natürlichem Verstande begabten Mädchen wohlberechnetes Benehmen war und das seinige wurde bald der Art, daß Kätheli, jetzt plötzlich dunkel ahnend, welche Sorte von Menschen es vor sich habe, mit vor Entrüstung und Abscheu flammender Stirne aufsprang und dem Frechen die Thüre wies. Verblüfft, einen Fluch murmelnd, entfernte er sich. Noch errieth Kätheli's argloses Gemüth keineswegs, daß diese Begegnung mehr als ein häßlicher Zufall sei, bei dem die sonstige Bewohnerin des Zimmers mitbetheiligt sein könnte. Als aber im Laufe des Tages solche und ähnliche Scenen sich wiederholten, als endlich sogar ein junger Kaufmann, dessen Persönlichkeit und mehr als zweifelhafter sittlicher Ruf dem Mädchen bekannt waren, zu ihm in's Zimmer trat, es einen Augenblick mit der Verlegenheit der Beschämung in Blick und Miene anschaute und offenbar verwundert und überrascht, es hier zu finden, sich wieder entfernte, da wurde es selbst dem arglosen Gemüthe der Jungfrau klar, daß sie sich in der Behausung eines jener unglücklichen Geschöpfe befinde, deren Anblick ihr bisher, halb unbewußt, stets ein mit einem Gefühle des Mitleids untermischtes Grauen eingeflößt hatte. Bittere

Thränen der Entrüstung und Beschämung vergießend, packte das schöne Mädchen ihr Arbeitszeug zusammen und entfernte sich, ohne die Rückkunft der Inhaberin des Logis abzuwarten.

Mit mächtigem Befremden betrachtete Frau Scharf, die Patronin Kätheli's, durch die Gläser ihrer Brille das hastig eintretende Mädchen, das ihr, vor Zorn und Scham weinend, in geflügelten Worten und mit brennenden Wangen das Vorgefallene mittheilte. „Und was geht denn dich das Alles an?" fragte sie endlich, nachdem sie die Erzählung anscheinend ruhig angehört. „Kannst du nicht gleichwohl ein braves Mädchen bleiben? Wir haben uns um nichts, als um unsere Arbeit zu bekümmern und die Jungfer N. zahlt gut, sehr gut, sogar besser als Manche, die Wunder meint, wie vornehm sie sei. Gleich nimm deine Sachen wieder zusammen und gehe wieder an deine Arbeit. Und daß mir solche Sachen nicht mehr vorkommen," setzte sie mit einem Blicke auf das neben ihr liegende Ellenmaß drohend hinzu.

Kätheli stand einen Augenblick wie versteinert. Der unverdorbene Sinn des Mädchens faßte die Worte kaum, die zu ihm gesprochen wurden, oder wenigstens konnte es die Gemeinheit der Gesinnung nicht begreifen, die sich hier so unverhohlen und mit der Miene der vollständigsten Berechtigung zur Schau zu tragen wagte. Als aber Frau Scharf, über das Zögern des Mädchens erzürnt, aufstand und ihm mit drohender Miene zuherrschte: „Willst du jetzt machen, daß du sogleich fortkömmst!" Da zuckte es einen Augenblick wie in einer convulsivischen Bewegung zusammen und schaute mit starren Blicken das zornige Weib an. Dann schnellte sein schlanker Körper empor, die sanften blauen Augen funkelten vor Erregung. „Ja, ich will und werde gehen, aber nicht an jenen Ort zurück; nie, in meinem Leben nicht wieder!" Mit diesen Worten wendete das in seinem Gefühle so tief verletzte Mädchen dem vor Verwunderung schier zur Bildsäule gewordenen Weibe den Rücken,

und ehe sich die habgierige Kleidermacherin noch von ihrem gerechten Erstaunen erholte, war der leise Tritt des Mädchens schon draußen auf dem Gange verhallt.

Kätheli war mit fliegender Hast heim in's väterliche Haus gegangen. Der Vater war eben in seiner Werkstatt und in einer ziemlich lauten Erörterung mit einem seiner Gesellen begriffen, der irgend eine Arbeit nicht nach dem Wunsche des genauen Meisters verrichtet haben mochte. Mit ärgerlicher Miene wandte er sich von dem Gescholtenen ab, und zu seinem Kinde, als dieses, um ihm seine Gegenwart bemerkbar zu machen, leise seine Schulter berührte. „Was gibt's, Kätheli?“ fragte er unwirsch; „warum bist du nicht an der Arbeit um diese Zeit?“ und ohne des Mädchens Antwort abzuwarten, wandte er sich wieder zum Gesellen:

„Und das will ich Euch nur sagen, Erfurter, das Fournier an dieser Schieblade ist so schlecht aufgeleimt, daß es schon in den ersten vierzehn Tagen abfallen muß. Hätt's ein Lehrbube gethan, so würde er seine Tracht Ohrfeigen bekommen haben. Das sag' ich Euch, Erfurter. Einer, der schon so weit in der Welt herumgekommen ist, sollte sich schämen, ja schämen sollte er sich! Aber so ist's heute in der Welt. Am Sonntag verwixen, was man die Woche über mit schlechter Arbeit dem Meister abgestohlen hat, und am Montag blau machen und schlechte Witze über ihn reißen. Was meint Ihr, Erfurter, was werden einmal eure Kinder sagen, wenn Ihr — was übrigens schwer je der Fall sein wird — es auch zum Meister gebracht habt, und die Leute mit solchem Pfuschwerk anschmiert?“

„Vater,“ redete Kätheli den ein wenig von der Anstrengung seiner Rede verschnaufenden Mann an, „Vater, ich habe Euch etwas zu sagen, wollt Ihr nicht ein wenig hinaufkommen?“

Meister Walter, wieder von seinem Gedankengange abgelenkt, wurde durch diese Störung nur immer ärgerlicher.

Es war just sonst seine Gewohnheit nicht, sich gar viel mit Schelten abzugeben. Er liebte es nicht, viele Worte zu machen. Bei seinem gerechten, ehrenfesten Wesen stand er bei seinen Arbeitern in großer Achtung; sein strafender oder beifallzollender Blick, ein bedenkliches Kopfschütteln genügten in der Regel, um das junge, aus allen Himmelsgegenden zusammengeschneite Volk in Ordnung und Respekt zu erhalten. Hatte er aber einmal einen tüchtigen Aerger gefaßt, besonders bei einem Anlasse, wo seine Handwerksehre auf dem Spiele stand, da war er eben auch wie viele andere Leute, die in einer ihrer Lieblingsideen, man möchte sagen, in dem Kerne ihres ganzen Wesens verletzt worden sind, und konnte schier nicht aufhören, das Geschehene so lange zu beleuchten, bis dessen letzte verdrießliche Consequenzen an's Tageslicht hervorgezogen waren, und das letzte Anhaltspünktchen zu einem gehörigen Aerger als ein faustgroßer, schwarzer Fleck dastand.

Der junge Mann, an den die Strafrede des Meisters sich richtete, hatte dieselbe, wenn auch mit achtungsvoller Aufmerksamkeit, so doch anscheinend mit ziemlichem Gleichmuth angehört, bis zu dem Momente, wo das schöne Meisterstöchterlein eingetreten war. Wie er aber in das aufgeregte, eine heftige Gemüthsbewegung verrathende Gesicht Kätheli's blickte, ging eine auffallende Veränderung mit ihm vor. Zuerst wurde sein frisches, blühendes Gesicht blaß, wie die Hobelspäne, welche er, wie um seine Verlegenheit zu verbergen, gedankenlos mit der Hand von der glatten Fläche der Hobelbank wischte, und dann schoß ihm das Blut plötzlich wieder wie ein Feuerstrom in die Wangen und in die freie, offene Stirne hinauf. Mit seiner Gelassenheit und Fassung war's rein aus; die Hand, mit welcher er noch während der ganzen Scene sein Werkzeug hielt, zitterte sichtlich und die erniedrigenden Worte des Meisters schienen ihm wie Dolchstiche in's Herz zu gehen. Als der Meister aber, wieder zu Athem gekommen, in seiner Strafrede fortfahren wollte, schnellte

die schlanke und doch kräftige Gestalt des jungen Arbeiters empor; seine Stimme bebte zwar noch ein wenig vor Aufregung, aber er erwiderte dennoch in sehr entschlossenem, wenn auch bescheidenem Tone:

„Ihr habt Recht, Meister, und es ist an mir, mich zu entschuldigen. Das Fournier ist wirklich nicht eben gut aufgeleimt; daß es aber an einer einzigen Stelle etwas lose geworden, daran ist doch auch die gar zu feuchte Witterung der letzten Tage schuld. Daß ich aber meinen Lohn Euch nicht abstehle, ihn am Sonntag auch nicht verprasse, und daß ich, während ich das Glück habe, bei euch in Arbeit zu stehen, noch nie blauen Montag gemacht habe, das werdet Ihr mir doch auch bezeugen müssen."

Meister Walter schaute einigermaßen erstaunt in das geröthete Antlitz des jungen Gesellen. Er war es sonst nicht eben gewöhnt, sich widersprechen zu hören in seiner Werkstätte und noch weniger solchen Widerspruch geduldig hinzunehmen. Gewiß, es steckte ein reicher Kern von Ehrenhaftigkeit und unermüdlichem Thätigkeitsfleiß in den Handwerksmeistern der guten alten Zeit, deren schlichtes einfaches Wesen leider in unserer Epoche des Luxus immer mehr zu verschwinden droht, aber Autokraten waren sie bei Alledem in einer Weise, die sich mit den heutigen Begriffen von allgemeinen Menschenrechten eben nur sehr schwer in Einklang bringen lassen würde. Auch unser Meister wollte daher tüchtig auffahren über diese ihm kaum noch je vorgekommene Keckheit, die sonst in jedem andern Falle die sofortige Entlassung aus dem Dienste zur Folge gehabt haben würde. War es nun aber, daß das feste und doch bescheidene Wesen des Jünglings, der so ohne eine Spur von Trotz, aber doch so hoch aufgerichtet vor ihm dastand, ihm imponirte, war's, daß er das Wahre, welches in den Worten des sonst allerdings sehr fleißigen und eingezogenen Arbeiters lag, im Herzen als richtig anerkennen mußte — er verschluckte die schon auf

einer Zunge schwebenden, harten Worte und ging, von Käthchen gefolgt, stumm voran die Treppe hinauf, nach seiner Wohnstube.

Der junge Mann schaute, unbewegt wie eine Bildsäule stehen bleibend, den Verschwindenden nach. Käthcli hatte ihn während der ganzen, seinem Ehrgefühl durch ihre Gegenwart doppelt peinlich gewordenen Scene kaum angeblickt, sondern still zum Fenster hinausgeschaut. Jetzt aber war's ihm vorgekommen, als ob die leichte Gestalt sich beim Umbiegen gegen die Treppe kaum merklich zurückgewandt und ihr Blick ihn flüchtig gestreift habe. Seine aufgeregten Züge glätteten sich jetzt und in seinen blauen, klaren Augen glänzte ein Schimmer, der weit mehr als die Befriedigung, fernern Vorwürfen entgangen zu sein, ausdrückte.

„Brav gemacht, Erfurter! straf mich Gott; dem alten Brummer hast jetzt 'mal die Meinung g'sagt!" tönte jetzt eine Stimme hinter dem immer noch träumend Dastehenden, und eine schwielige Hand schlug ihn so derb auf die Schulter, daß er vor Schmerz zusammenzuckte. Sich umwendend, erblickte er seinen Mitgesellen, den Hanauer, einen Burschen, dessen Kreuz- und Querzüge durch aller Herren Länder, wie die Striche und Punkte einer Landkarte, auf dem verwitterten Gesichte, aus welchem das eigentliche Alter bei Dezennien sich nicht annähernd hätte bestimmen lassen, verzeichnet waren. Der Hanauer war einer jener ewigen Strohmer, die seit der Ausfertigung ihres Lehrbriefes kaum je einen ganzen Anzug auf dem Leibe gehabt, sich nie länger als sechs Wochen bei einem und demselben Meister aufgehalten und überall bei den Mitgesellen das Lob eines guten, flotten Kameraden, bei dem Meister und der Frau Meisterin aber dasjenige eines ewigen Blaumachers und Händelstifters hinterlassen haben. Von dieser letztern Eigenschaft zeugten auch ein paar tüchtige Schmarren, die dem Burschen quer über die tiefgefurchte, wetterbraune Stirne hinliefen, und unwillkürlich

an die bekannte Stelle in einem poesiereichen Gesellenliede erinnern:

Am Sonntag, am Sonntag,
Geht Jeder mit der Seinen,
Und wenn es einmal Prügel gibt,
So gibt's mit Schemelbeinen.

Mit solch einem Schemelbein schien auch wirklich des Hanauers Nase einmal eine sehr unliebsame Bekanntschaft gemacht zu haben, denn sie erschien auf eine sehr gewaltsame Weise quer in der Mitte durch eine tiefe Narbe von einander getrennt, wie ein Gebirgsrücken, der in vorsündfluthlicher Zeit durch eine Erdrevolution auseinander gerissen worden. Dadurch, daß die hohe Wölbung eingedrückt worden, hatte sich die Nüsterngegend auf eine merkwürdige Art aufgebauscht, und dem Gesichte des guten Mannes schier das Ansehen einer englischen Dogge gegeben, bloß daß die Haare auf Stirn und Augengegend durch den mehr charaktergemäßen Schmuck einer Unzahl bläulichrother Pünktchen ersetzt waren. Der Mann glänzte ganz vor Vergnügen, als er mit seinen grauen, gutmüthig schlauen Augen dem ihn anstarrenden jungen Mitgesellen in's verwunderte Antlitz guckte. „Hätt' das nicht hinter dir gesucht, Bürschchen! Zwick mich der Vizlipuzli, wie bist du auch zu dem vielen Haar auf den Zähnen gekommen. Hast ja den Alten abfahren lassen, wie einen Schulbuben. Hab's auch stets so gehalten. Da war ich einmal in Spanien — hatte aber vorher in Konstantinopel geschafft, wo mich die Meisterstochter mit Teufelsgewalt zum Manne hat haben wollen — aber prosit die Mahlzeit, der Hanauer hatte keine Lust, ein Türke zu werden, und hat sein Felleisen auf den Buckel genommen und die dicke Türkin hat's Nachsehen gehabt. — —"

„Bitte, laß mich in Ruhe, mit deiner Türkin, Hanauer," unterbrach der junge Mann abwehrend den weitgereisten Kameraden. Der Meister hat ganz recht gehabt, denn die

Arbeit war nun einmal nicht sorgfältig genug; bloß soll er mir das Blaumachen nicht vorwerfen!"

Mit diesen Worten ergriff der Erfurter sein Werkzeug, fing so eifrig damit zu hämmern an, daß der verblüffte Hanauer sein eigen Wort nicht mehr hören konnte, und murrend wieder an seinen Platz zurückkehrte.

Friedrich, so hieß der Erfurter, war erst seit einigen Wochen bei Walter in Arbeit getreten. Das jugendliche, blühende Antlitz des sehr anständig gekleideten Jünglings, dessen ganzes Auftreten bewies, daß er ordentlicher Leute Kind sein müsse, hatten den Meister sogleich bestimmt, ihn bei sich aufzunehmen, und bis vor wenigen Tagen hatte er auch gar keinen Anlaß gefunden, seine Wahl zu bereuen. Friedrich war bei allem jugendlich heitern Muthe der fleißigste Arbeiter und trotz seiner noch geringen Erfahrung doch schon von auffallender Tüchtigkeit. Daß er sich so viel wie möglich von den lärmenden Vergnügungen seiner Kameraden zurückzog, seine Freistunden daheim meist lesend oder zeichnend zubrachte, hätte ihm Anfangs schier das Mißtrauen seiner Mitgesellen zugezogen, und besonders war's der alte Hanauer, der an einer solchen duckmäuserischen Lebensweise sehr viel auszusetzen hatte. Indessen gewann doch das stets freundliche, gefällige Wesen des schmucken Mitgesellen bald die Zuneigung Aller; sie ließen ihn seinen Weg gehen, und bedauerten nur, daß er in Bezug auf wahres Leben so beschränkte Ansichten haben müsse. Man muß ihn machen lassen, hatte der Hanauer, das Orakel der Gesellschaft in solchen Dingen, gesagt. Ein guter Kerl ist er doch, dafür hab' ich die bündigsten Beweise, denn er hat mir noch nie einen Pump abschlagen können, wenn ich auf dem Trocknen saß, und das ist ja jedenfalls in der Woche immer 5 Tage der Fall. Weiß auch wohl, wer er ist, denn ich kenne auf e'n paar tausend Meilen in die Runde jeden Meister so gut wie meine Hosentasche, die gerade jetzt ein fatales Loch hat.

Der Meister Ehrensperger ist bekannt in Erfurt, und ich habe dort bei zwei Meistern volle sechs Wochen lang gearbeitet. Besitzt Haus und Hof, der Mann, arbeitet mit mehr als dreißig Gesellen und mit seinem Stück Reputation hätten wir Alle zusammen genug. Der Friedrich aber ist sein einziger Sohn und der Apfel scheint nicht weit vom Stamme gefallen zu sein, denn er besitzt gerade auch den einzigen Fehler, den der Alte an sich hat, daß er nämlich so verdammt solid ist. Schaffen kann er übrigens, der Bursche, und Respekt muß man vor ihm haben, das ist nun einmal wahr, obschon er selbst davon, wie von den goldenen Füchsen seines Vaters, nie viel Wesens macht und nicht im Mindesten hochmüthig ist. Zwar hat man gesagt, er hätte gern sein Studiren fortgesetzt und wäre ein Gelehrter geworden, aber, prosit die Mahlzeit! der alte Ehrensperger hat g'sagt: Du lehrst des Vaters Handwerk, Handwerk hat einen goldnen Boden, und damit Punktum." Was der Hanauer über Friedrich gesagt, hatte zufällig einmal seine Richtigkeit. Auch andere Gesellen, welche in Erfurt sich längere oder kürzere Zeit aufgehalten, bestätigten diese Aussage. Dagegen aber war's mit dem guten Arbeiten seit einigen Tagen nicht mehr gar so weit her gewesen. Der junge Mann, obschon er seinen stillen Wandel stets fortgesetzt, war oft sichtlich zerstreut, hie und da in träumendes Hinbrüten versunken, und zuweilen war's ihm begegnet, daß er ein Stück Holz ganz am unrechten Orte durchgesägt hatte, was ihm von seinen Mitgesellen manchen gutmüthig derben Spott, vom Meister aber bis dahin noch selten mehr, als ein bedenkliches Kopfschütteln zugezogen hatte.

Meister Walter ging mit seinem Töchterlein in's gemeinsame Wohnzimmer, in welchem sich auch die Stiefmutter befand, welche die Eintretenden mit stechend forschenden Blicken maß.

„Willst du mir jetzt sagen, was dich so zur Unzeit hie-

her führt?" fragte der von der vorhergegangenen Scene her noch übelgelaunte Mann das ihn befangen anschauende Mädchen. Dieses schilderte, mit glühender Röthe auf dem feinen Gesichtchen, das Geschehene. Daß nach Alledem sein Benehmen noch mißbilligt werden konnte, kam ihm natürlich nicht in den Sinn. Der Meister schien auch selbst einen Augenblick im Zweifel mit sich selbst zu sein. Kopfschüttelnd hatte er die Erzählung angehört, und kopfschüttelnd, ohne ein Wort zu sagen, ging er jetzt in der Stube auf und nieder. Wer den Mann kannte, hätte es ihm auf den ersten Blick angesehen, daß er an einem gewaltigen innern Zorn arbeite, der freilich zunächst sich gegen die Frau Scharf richtete. Babette, die derweil mit lauernder Miene das Benehmen ihres Mannes beobachtet hatte, wußte aber diesem Zorne geschickt eine andere Wendung zu geben.

„Das wäre denn doch auch der Mühe werth," sagte sie, „wegen einer solchen Bagatelle aus der Lehre zu laufen; das wird mir ein schönes Gerede abgeben, und wer weiß, was man sonst noch alles sagen wird. Geh' du wieder an die Arbeit, das ist weit besser, als wenn es heißen wird, du seiest davon gelaufen oder gar weggejagt worden."

Babette hatte sehr richtig den Eindruck berechnet, den diese Worte auf den handwerksstolzen Meister hervorbringen mußten. In seinen Augen gab es keine größere Sünde und keine größere Schande, als eben das Weglaufen aus der Lehrzeit. Rasch umschlagend in seiner Meinung, kehrte sich jetzt sein ganzer Zorn gegen das erschrockene Kind.

„Willst du jetzt gleich wieder an die Arbeit gehen!" herrschte er dem Mädchen zu. Kätheli stand wie eine Bildsäule starr vor Verwunderung und Entsetzen da. Das in seinen Gefühlen so tief verletzte Kind vermochte es kaum zu fassen, selbst daheim, beim immer noch geliebten Vater, anscheinend auf die gleiche Gemeinheit der Gesinnung zu stoßen, die es vor einer Stunde noch bei der Lehrmeisterin erfahren.

„Ja,“ fuhr wieder Babette dazwischen, „und Frau Scharf ist doch eine so brave und wohlangesehene Frau, die sich sogar ein hübsches Vermögen durch ihren Fleiß erworben hat. Wer's bei der nicht aushalten kann, aus dem wird im Leben nichts mehr.“

Meister Walters Zorn wuchs durch den Umstand, daß Kätheli unbeweglich vor ihm stehen blieb, statt seinem Befehle wie gewohnt, augenblicklich Folge zu leisten, zu einer förmlichen Wuth an. Mit rauher Faust packte er das vor Schmerz aufschreiende Mädchen am Arme. „Muß ich dich am Ende selbst hinführen?“ donnerte er.

Kätheli machte sich mit einem Rucke los und trat ein paar Schritte zurück, ohne sich jedoch gegen die Thüre zu wenden. Sein Gesicht war geisterblaß geworden. „Macht, was Ihr wollt mit mir, Vater,“ sagte es mit bebender Stimme, „aber dorthin, wo ich heute war, gehe ich nie mehr. Gott weiß, wie schwer es mir fällt, Euch ungehorsam zu sein, aber da kann und will ich Euch nicht gehorchen.“

Jetzt war auch der letzte Rest von der Geduld des jähzornigen Mannes zu Ende. Schäumend vor Zorn packte er das zitternde, demüthig flehend ihn anschauende Mädchen bei den Schultern, drehte es mit dem Gesicht gegen die Thüre und stieß es aus dem Zimmer. „Geh', wohin du willst, ungerathene Dirne,“ schrie er ihm zu. „Mir aber komme nie mehr über die Schwelle, bis Frau Scharf wieder mit deiner Aufführung zufrieden ist.“

Wie Kätheli nach dieser rohen Scene auf die Straße hinuntergekommen, dessen konnte es sich später nie mehr klar erinnern. Es stand drunten eine Weile auf dem Pflaster wie eine Träumende und schaute mit leeren Blicken um sich. „Verstoßen aus dem Vaterhause, verstoßen!“ stöhnte es endlich in wildem, verzweiflungsvollem Schmerz. „Und wegen was? Nein, ich kann und will nicht thun, was man von mir verlangt, das hätte meine selige Mutter nie geduldet.

Dieser Gedanke schien plötzlich seine ganze Energie wieder wach zu rufen; weinend, aber festen Trittes, entfernte es sich von dem Hause. Es bemerkte es nicht einmal, daß unter der Thüre der junge Erfurter mit vor Schreck bleichem Gesichte ihm nachschaute, bis sein leichtes Sommergewand an der Straßenecke seinen Blicken entschwand. Hastig fuhr sich der junge Mann mit dem Rücken der Hand über die Augen und ging stumm und verstört wieder an seine Arbeit.

Kätheli war fast den ganzen Tag umhergeirrt, ohne zu einem Entschlusse über seine zukünftige Handlungsweise gelangen zu können. Erst gegen Abend ging es hinaus zum Grabe der Mutter, wo es lange betend und weinend verweilte. Als es sich aus seiner knieenden Stellung erhob, war sein bleiches Gesicht wieder heiterer geworden, und das soeben noch so düstere Auge strahlte wieder in ruhigem, schier begeistertem Glanze. Mit raschen, elastischen Schritten eilte die leichte Gestalt bei der hereinbrechenden Dämmerung wieder dem nahen Stadtthore zu. Sie hatte sich kaum entfernt, als hinter den Gebüschen, welche den Grabstein überschatteten, ein leises Geräusch entstand. Die Zweige wurden vorsichtig auseinander gebogen und ein jugendlich hübsches Männerantlitz kam zum Vorschein, das mit Blicken, in welchen Mitleid und hoffende Liebe in wunderlichem Gemische sich malten, der Davoneilenden nachsah. Vorsichtig wartete der junge Mann, bis Käthchen so weit entfernt war, um es nicht zu bemerken, daß es belauscht worden sei; und dann eilte er, immer in schüchterner Entfernung bleibend, dem jungen Mädchen nach.

Kätheli durcheilte rasch einige der belebtesten Straßen der Stadt und bog dann in der Nähe des großen Münsters in eine Seitengasse ein. Vor einem kleinen, aber freundlich aussehenden Hause, in dessen erster Etage schon helles Licht durch die Fenster schimmerte, machte die Eilende Halt und versuchte die Thüre zu öffnen. Auffallenderweise war indeß

dieselbe in dieser verhältnißmäßig frühen Abendstunde schon verschlossen; das Mädchen erschrack sichtlich über diesen unerwarteten Umstand, zögerte eine Weile und ließ dann mit etwas unsicherer Hand den schweren, eisernen Klopfer erdröhnen. Deutlich war der schlanken Gestalt, die sich zusammenschauernd dichter in das leichte Umschlagetuch hüllte, das innere Bangen anzuschauen, mit welchem sie dem Erfolge ihres Thuns entgegensah. Es dauerte ziemlich lange, bis man drinnen im Hause dem Rufe um Oeffnung der Thüre einige Beachtung zu schenken schien. Die so entstandene Pause hatte der junge Mann, der vom Kirchhofe her dem Mädchen wie sein Schatten nachgefolgt war, auch benützt, um unbemerkt näher zu kommen. Indessen hatte er sich auf die andere Seite der Straße gewendet, wo die der Stadt so eigenthümlichen Bogengänge oder Lauben es ihm leichter möglich machten, einen unbeachteten Belauscher der Scene abzugeben. An einen der massiven, wuchtigen Steinpfeiler gelehnt, auf denen hier die höhern Theile der Häuserfronten ruhen, beobachtete er mit fieberhafter Aufmerksamkeit jede Bewegung des Mädchens. Mehrere Male schien er im Begriffe, seinen Standpunkt zu verlassen und sich der Harrenden zu nähern, hatte aber jedesmal kaum einen Fuß zum entscheidenden Schritte vorgesetzt, als er denselben auch sogleich wieder unschlüssig zurückzog, um sich wieder noch sorgfältiger hinter dem Pfeiler zu verstecken.

Lärmende Schritte und Stimmen, das Nahen einer nachtschwärmenden Gesellschaft verrathend, erdröhnten jetzt am obern Ende der Laube. Der Lauschende gewahrte deutlich beim Scheine der nahen Laterne, deren Schimmer die Gestalt Kätheli's mit zitternden Lichtstreifen überschüttete, wie das Mädchen zusammenschrack, einen ängstlichen Blick nach den regungslos bleibenden Fenstern hinaufwarf und sich anschickte, den Klopfer noch einmal zum lautern Rufe zu heben. Jetzt sprang der junge Mann rasch über die Straße

hinüber, und stand plötzlich tiefaufathmend vor dem einen leisen Schrei des Schreckens ausstoßenden Mädchen, das den neuen Ankömmling einen Augenblick lautlos anstarrte. Die demüthige, bescheidene Haltung des jungen Mannes, der, die Mütze in der Hand, in der schlichten, aber sehr anständigen Kleidung eines Handwerkers, vor ihr stand, schien Kätheli indeß allmälig zu beruhigen.

„Ihr seid es, Friedrich," sagte tief aufathmend, aber in gar nicht unfreundlichem Tone zu dem demüthig Dastehenden, in welchem es jetzt erst eben den Erfurter, den jungen Gesellen seines Vaters, erkannt hatte. „Was wollt Ihr von mir?"

„Ach, Jungfrau Käthchen," stotterte er mit nicht zu bezwingender Verlegenheit in Ton und Haltung, „ich sah Euch so allein durch die Straße gehen und — verzeiht — ich — — —"

„Ihr hattet Angst um mich, Friedrich," ergänzte das Mädchen mit ruhiger Freundlichkeit.

„Weil Ihr doch so gut seid, es selber zu sagen, so wird es wohl sein," fuhr der junge Mann durch den freundlichen Empfang ermuthigt, in einer etwas sicherern Weise fort. „Es wird spät; der Lärm auf der Straße verräth, daß wieder viel nächtlicher Muthwille getrieben wird; wäre es nicht wohl besser, wenn Ihr dem ausweichen und Euch nach Hause — —" Hier stockte der junge Mann und glühende Röthe übergoß sein einnehmendes Gesicht. Er fühlte dunkel, daß er im Begriffe gewesen, über seine Stellung hinauszugehen und gegenüber der schönen Meisterstochter mit den besten Absichten von der Welt eine Unschicklichkeit zu begehen.

Kätheli mußte unwillkürlich über die Befangenheit des Jünglings lächeln, obschon ebenfalls ein leises Erröthen flüchtig über seine Wangen hinglitt. „Ich muß Euch wohl noch einmal den Satz vollenden helfen, Friedrich," sagte es immer im gleichen ruhigen freundlichen Tone. „Ihr wolltet

sagen, daß es anständiger wäre, wenn ich nach Hause ginge, statt noch so spät und ohne Begleitung hier auf der Straße zu sein."

„Ach, zürnet mir nicht, Jungfrau Käthchen," bat er mit flehender Stimme; „so gerade wollte ich es nicht sagen, wenn es schon in der Hauptsache auf ein und dasselbe herauskommen dürfte. Ich wollte mich nur anbieten als Begleiter, wenn Ihr mich nicht für zu gering ansehet, und Ihr wieder nach Hause zurückkehren wolltet."

„Warum sollte ich Euch denn für zu gering ansehen, Friedrich?" entgegnete Kätheli, sichtlich bewegt von des wackern Burschen anständigem Wesen. „Aber es kann nicht sein, weil ich nicht nach Hause zurückkehren, sondern wo möglich hier bleiben will, wo eine alte Verwandte wohnt, die mich gewiß gerne für einige Zeit bei sich aufnehmen wird."

Bei diesen Worten hörte man deutlicher die schon ganz nahen Tritte und ausgelassenen Scherze der jungen Leute, welche schon früher von dem Gesellen bemerkt worden waren. Es war eine Gruppe junger Kaufleute und Studierender, die in der ausgelassendsten Weinlaune ihre Runde durch die Stadt hielten und nach guten Gelegenheiten zu irgend einem Schabernak ausgingen.

Der Geselle wollte Kätheli fast mit Gewalt fortziehen und faßte des Mädchens Hand krampfhaft; dieses schüttelte sie jedoch hastig weg und hob zum zweiten Male den Klopfer, dessen dröhnende Schläge jetzt dumpf drinnen im Hause wiederhallten.

In diesem Augenblicke war die lärmende Bande bei dem Standorte des jungen Paares angekommen. Fast schien es, als würden die ausgelassenen Bursche vorbeigehen, ohne Kätheli mit dem Gesellen zu bemerken, welch letzterer jetzt, wo die Sache nicht mehr zu ändern war, sich mit trotziger Entschlossenheit vor Diejenige hinstellte, die er unter allen

Umständen mit seiner letzten Kraft gegen allfällige Beleidigungen zu schützen entschlossen war.

„Aha, da ist doch endlich etwas für uns; ein verliebtes Pärchen im düstern Lampenschein!“ ertönte eine kräftige Stimme in jubelndem Tone, und den wachestehenden Gesellen mit einem derben Rucke seines kräftigen Armes auf die Seite schiebend, trat ein hochgewachsener Bruder Studio, mit feuerrother Mütze auf dem Kopfe und gewaltigem Schnurr- und Knebelbarte von schier gleicher Farbe, vor das Mädchen hin, indem er mit verletzender Vertraulichkeit in das Gesicht der Entsetzten zu schauen suchte. Mit ähnlichen und andern Aeußerungen drangen auch die Uebrigen herbei. „Was, du gibst einem Seladon aus der Schuhmacherwerkstatt, einem Herrn von Pech, oder einem Junker vom Hobel Rendez-vous vor deiner Hausthüre, wenn die Nacht mit schwarzem Schleier schon längst auf die Erde gesunken, süßes Kammerkätzchen!“ fuhr der Feuerrothe fort. „Du bestiehlst deine knauserige Madame um deine Abendstunden, wie du zwar recht hast, aber du verschleuderst diese Errungenschaft an einen Knoten! Holla, holdes Kind, das muß anders werden! Und was — gar die Schüchterne, Zimperliche willst du spielen? das schickt sich schlecht, wenn man ob solch süßer Beschäftigung ertappt wird. Reich' mir die Hand mein Leben, komm auf mein Schloß zu mir!“ setzte er singend hinzu und versuchte es, das vor Scham und Schreck halbtodte Mädchen zu erfassen und ihr tief auf die Brust herabgebeugtes Köpfchen emporzuheben.

„Mädele, ruck, ruck, ruck an meine rechte Seite,
I hab di gar zu gern, i mag di leiden!“

sang mit komisch schmelzender Stimme ein junger Commis und drängte sich auf der andern Seite herbei, um Kätheli's Hand an sich zu ziehen.

Jetzt ward es doch dem jungen Erfurter, den das mehr als kecke Auftreten der jungen Leute bisher etwas verblüfft

hatte und dem, wie den meisten deutschen Handwerkern, eine gewisse respektvolle Scheu vor den gebildeten Ständen noch anhing, zu arg. Er gab dem Studenten einen Stoß vor die Brust, daß er zurücktaumelte, und warf den jungen Kaufmann gleichzeitig so unsanft auf die Seite, daß er bald mit dem Straßenpflaster nähere Bekanntschaft gemacht hätte. „Schämt Euch, Ihr Herren," rief er empört, „eine brave Jungfrau so zu behandeln!"

„Was — ein Wanderbürschchen aus Deutschland, aus dem edeln römischen Reich? spöttelte der rothe Student. Gott grüß dich, Bruder Straubinger, freut mich, daß ich dir sehe. — Nimm dich aber in Acht, Bruder Straubinger, 's ist hier zu Land ganz wie in Leipzig und mit den Aquademici ist's hier nicht besser als dort zu leben. Du kennst doch das alte Lied, mein romantischer Wanderbursch, he?"

„Ich kenne das Lied, aber ich weiß auch, was ehrlich und brav, und was elend und miserabel ist!" entgegnete, jetzt wirklich von Zorn übermannt, Friedrich. „Und das erkläre ich Euch, ich habe kein Recht an das Mädchen, das eine ehrbare Meisterstocher ist, aber beleidigen lasse ich es von Euch nicht und sollte es auch ein paar Köpfe kosten!"

„Teufel! wie ritterlich, Freund Straubinger! Hast du dießmal Schwert und Lanze oder den Knieriem bei dir? Gieb Raum, Freund, daß wir die Ehrbarkeit deiner Dulcinea doch auch bei Licht besehen und uns überzeugen können, daß sie unter deinen groben Händen nicht zu Schaden gekommen ist."

Mit diesen Worten drang der durch den empfangenen Puff nichts weniger als erschrockene Student wieder vorwärts und seine Genossen drängten nach. Friedrich, der das Mädchen, das er im Stillen wie seinen Gott verehrte, auf solch unwürdige Weise bedroht sah, stürzte sich wie ein Tiger dem kräftigen Gegner entgegen. Bevor dieser zu einem Schlage mit seinem gewaltigen Zigenhainer ausholen konnte,

hatte ihn der gewandte Arbeiter mit seinen sehnigen Armen um den Leib gepackt und es begann zwischen den Beiden ein Ringen auf Leben und Tod. Kätheli's Kniee begannen unter ihm zu wanken — zum Glücke ging in diesem Augenblicke endlich die Hausthüre auf und mit der letzten Anstrengung eilte das Mädchen wie ein gescheuchtes Reh in den Hausgang hinein, stieß die verwundert dastehende Verwandte, welche mit dem Lichte in der Hand hinter der Thüre stand, zurück und schob tief aufathmend den Riegel vor.

„Was hast du auch, und was soll der Lärm bedeuten?" fragte die alte Großtante Kätheli's, das noch an allen Gliedern zitternde Mädchen verwundert anstarrend, indem sie das Licht hoch empor hielt und mit der andern Hand die alten Augen vor dem zu grellen Lichtglanze zu schützen suchte.

„Kommt doch mit mir herauf, Tante," entgegnete Kätheli hastig, indem es angstvoll gegen die Thüre hinhorchte, vor welcher fortwährend der Lärm wüsten Geschrei's und Kampfes erscholl. „Ich werde Euch droben Alles erzählen."

Mit diesen Worten eilte das Mädchen mit geflügelten Tritten die Treppe hinauf, zum Zimmer ihrer Beschützerin, die mit verwunderten Ausrufen und das Licht mit der vorgehaltenen Hand gegen die Zugluft zu schützen suchend, langsam nachkam. Droben im Zimmer der Verwandten angekommen, eilte Kätheli hastig an's Fenster und schaute mit angstvoller Geberde hinab auf die Straße. Ein dumpf dröhnender Ton, wie von einem schwer niederfallenden Körper, drang im selben Augenblicke an ihr entsetztes Ohr. Diesem Schalle folgte ein wilder Schrei und ein eben so schwerer Fall. Jetzt erst vermochten Kätheli's Augen die Dunkelheit ein wenig zu durchdringen. Mit hastigen Schritten sah es mehrere dunkle Gestalten in verschiedenen Richtungen davon eilen und dann in der Dunkelheit der Laubengänge verschwinden. Zwei dunkle Massen lagen draußen vor dem Hause auf dem Pflaster. Die eine davon fing an sich lang=

sam zu bewegen und richtete sich schwer und mühsam in die Höhe. War's Friedrich, war sein Gegner der andere dunkle Punkt, der regungslos an seiner Stelle blieb? Kätheli's Pulse stockten schier, als diese Frage durch seinen Sinn fuhr.

Alles das war so schnell geschehen, daß die Tante erst in die Stube trat, als das Erzählte schon vorüber war.

Auf das dringende Fragen der Tante erklärte ihr Kätheli vorläufig bloß in hastigen Worten das soeben Geschehene uud fragte rathlos, was nun wohl zu thun sei.

„Hinunter gehen und nachsehen,“ erklärte nach kurzem Besinnen die resolute, alte Frau.

Kätheli schrack zusammen.

„Ich glaube gerne, daß du dich fürchtest,“ sagte die Tante, „mir aber werden die Studenten gewiß nichts zu Leide thun; zudem sind sie ja fort, wie du bemerkt zu haben glaubst. Komm also nur mit, du kannst mir das Licht halten.“ Mit diesen Worten schritt die Alte voran, und Kätheli folgte ihr, wenn auch noch immer zitternd, so doch entschlossen, sich über das Schicksal ihres muthigen Beschützers Gewißheit zu verschaffen.

Als sie mit dem Lichte auf die Straße trat, bot sich den beiden Frauen ein unerwarteter Anblick dar. Ein Mann lag, allem Anschein nach leblos, auf dem Boden, und neben ihm kniete, das Haupt des Verwundeten auf seinen Schooß gehoben, der Student mit der feuerrothen Mütze, bemüht mit seinem Sacktuche die schwere Stirnwunde des Ohnmächtigen zu verbinden, aus welcher das Blut in Strömen über das todtenbleiche Gesicht hinabströmte. Als er der Lichtschimmer sah und die Nahenden bemerkte, legte er jedoch hastig das Haupt des Verwundeten wieder auf das Pflaster und entfernte sich in eiligem Laufe.

Als die Tante langsam und vorsichtig herantrat und den vollen Lichtschimmer auf die Gestalt des Regungslosen fallen ließ, warf sich Käthchen mit einem wilden Schrei neben ihn

auf den Boden. Die Tante aber zog das Mädchen sanft zurück und befahl ihm, das Licht zu halten. Dann zog sie ihr Riechfläschchen hervor, das sie zu solchen und ähnlichen Zwecken stets bei sich zu tragen pflegte, benetzte mit der darin enthaltenen Flüssigkeit Stirne und Schläfen des Ohnmächtigen, und nach wenigen Augenblicken schon schlug dieser, aus seiner Betäubung erwachend, die Augen auf. War auch seine erste Bewegung ein von einem schweren Seufzer begleitetes Hinauffahren mit der Hand nach der wunden Stelle, so leuchteten dennoch im gleichen Augenblicke seine Augen in mattem Freudenglanze auf, als er das vom grellen Lampenscheine hell beleuchtete Gesicht Kätheli's über sich hingeneigt erblickte.

Wir wollen uns nicht lange bei dieser Scene aufhalten. Es gelang nach einigen Versuchen dem armen Friedrich, sich mit Hülfe der beiden Frauen emporzurichten und die Treppe hinauf in ein von der Tante gewöhnlich vermiethetes, für den Augenblick aber, wie Kätheli wohl gewußt hatte, eben leer stehendes Zimmerchen bringen zu lassen. Hier mußte das Mädchen ihn der Pflege der alten Tante überlassen und den Rest der Nacht, als der Verwundete endlich in einen anscheinend ruhigen Schlaf gefallen war, bei der alten Frau zubringen, der es nun die unglücklichen Erlebnisse des ganzen Tages und seinen Entschluß, bei ihr, der einzigen Verwandten, eine bleibende Zuflucht zu suchen, mittheilte. Die gutherzige Alte billigte das Benehmen ihres hübschen Lieblings durch und durch und versicherte Käthchen, daß es so lange dableiben könne, als es ihm beliebe, oder bis es ihr, der Tante, gelänge, dem rappelköpfischen Vater den Kopf zurecht zu setzen.

Die Wunde des jungen Erfurters war nicht eben sehr gefährlich. Schon am folgenden Tage war er in so weit hergestellt, daß er sich wieder in das Haus seines Meisters begeben und bald wieder seine Arbeit fortsetzen konnte. Des

Meisters Fragen und Vorwürfen setzte er dießmal ein sonst am ihm nicht gewöhnliches, trotzig verschlossenes Schweigen entgegen und die Meisterin ließ er, bei allem äußerlich anständigen Benehmen, eine nur schlecht verhehlte Abneigung merken. Frau Babette empfand das ziemlich übel. Sie war noch immer eine junge, hübsche Frau, und wenn man ihr auch in Bezug auf ihre Pflichterfüllung gegen den alternden Ehegatten just eben keine Vorwürfe machen konnte, so war sie doch immerhin Weib genug, um diesen Widerwillen des hübschen Gesellen mit großem Mißfallen aufzunehmen. Frauen sind außerordentlich scharfsichtig in Dingen, bei welchen ihre Eitelkeit mit in's Spiel kommt. Babette sann über das Benehmen des Erfurters in der letzeen Zeit nach, stellte mit einer Combinationsgabe, die einem Diplomaten Ehre gemacht hätte, alle Blicke, Aeußerungen u. s. w. zusammen und kam zu dem Resultate, daß niemand Anders, als Käthchen, schuld an dem Benehmen des jungen Mannes sein könne. Das drängte ihr unbewachtes Herz in eine Stimmung hinein, die bei Meister Walter ganz kuriose Gedanken erregt haben würde, wenn er sie so recht gründlich hätte durchschauen können. Babette war eifersüchtig; eifersüchtig nicht etwa, als ob sie selbst eine besondere Zuneigung zu dem viel jüngern Gesellen empfunden hätte, sondern weil sie die stumme Liebe des schönen Burschen der gehaßten Stieftochter mißgönnte. Das genügte ihr, um alle Schritte der jungen Leute mit Argusaugen zu überwachen. Sie verdoppelte, trotz des abweisenden Benehmens des Erfurters, ihre Freundlichkeit gegen diesen, zeigte sich auf einmal ganz außerordentlich besorgt um alle seine Angelegenheiten und interessirte sich ganz besonders um seine heimischen Familienverhältnisse.

Das arglos ehrliche deutsche Gemüth machte kein Hehl aus solchen Dingen und beantwortete, trotz der Abneigung, die er gegen die Meisterin fortwährend hegte, deren Fragen mit gewohnter Offenheit, wobei sich wohl mitunter auch ein

allerdings berechtigter Stolz auf des Vaters geachteten Namen, und die behäbigen Zustände des elterlichen Hauses mit einmischen mochte.

Was Babette mit dieser Handlungsweise eigentlich bezweckte, war ihr in jenem Zeitpunkte wohl kaum selbst klar; sie sammelte, wie mancher angehende Gelehrte, Kenntnisse, ohne sich's gerade bewußt zu sein, in welcher Weise sie dieselben einst praktisch nutzbar machen wolle. Die Folge wird lehren, daß sie dieselben später nur zu gut in ihrer Weise zu verwerthen wußte.

Käthelí's Großtante war kurze Zeit nach dem Eintritte der erstern in ihr Haus, zu Meister Walter gekommen, und hatte diesem, wie sie sich auszudrücken pflegte, den Kopf zurecht setzen wollen. Das wäre ihr vielleicht auch gelungen, wenn Babette nicht wieder dazwischen getreten wäre.

„Mit der ist nicht aufzukommen, die schlüge den Gottseibeiuns selbst in die Flucht!“ sagte die alte, wackere Frau ganz erhitzt, als sie wieder nach Hause kam und das Bündel mit Kleidern, das sie mitgebracht hatte, auf den Tisch warf. „Habe den Beiden zwar die Meinung gesagt, nach Noten; aber was half's? ich mußte doch am Ende den Kürzern ziehen, weil meine Lunge gegen diejenige deiner Stiefmutter nicht mehr vorhält. Deine Kleider aber habe ich heraus reklamirt. Die Stiefmutter wollte zwar auch noch da Einwendungen machen und behaupten, es würde sich schicken, daß du solche selber abholest. Da hat aber doch dein verblendeter Vater auch einmal wieder einen Anflug von Courage gekriegt und gesagt: „Wozu das? damit das Gezänke und Gehudel noch einmal losgehe! Ich will einmal Ruhe haben im Hause; du gibst der Base die Kleider und damit Punktum!“ Hat zwar ein schiefes Maul dazu gezogen, die Stiefmutter, und ist aus der Stube geschossen, wie eine schneuzende Katze — aber nachgegeben hat sie doch, weil sie

gemerkt haben mochte, daß all mein Pulver beim Vater doch vielleicht nicht so ganz nutzlos verschossen sein dürfte."

Kätheli hatte dieser eifrigen Rede mit ziemlich trüber Miene zugehört. Das Gefühl des Verstoßenseins aus dem Vaterhause war mit Macht wieder eingezogen in's jugendliche Herz, und aufgestiegen dann in's blaue sanfte Auge, aus dem es, zu einer großen Thränenperle verkörpert, sich an's Tageslicht rang.

„Weine nicht, mein Herzkäferchen," tröstete die gutherzige Alte, als sie ihres Lieblings feuchte Wimper bemerkte, und stand auf, ihren Arm um den schlanken Hals der Schluchzenden zu schlingen. „Bei mir bist du ja ganz gut aufgehoben, und so lange ich lebe, soll es dir an nichts mangeln. Im Grunde bin ich alte Frau jetzt recht froh über die Bosheit deiner Stiefmutter und über deines Vaters Starrköpfigkeit; ohne dieselbe müßte ich meine alten Tage hier auch gar zu einsam zubringen, denn mit fremden Leuten mag ich nicht hausen. So aber magst du auf deinem Berufe arbeiten. Gelernt hast du doch etwas bei der bösen Frau Scharf, und mein kleines Hinterstübchen paßt ja ganz vortrefflich für dich!"

Kätheli ließ sich trösten. Der alten Base herzliche Freundlichkeit konnte nicht verfehlen, einen wohlthuenden Eindruck auf das empfängliche Gemüth des jungen Mädchens zu machen, über welches das Gefühl des Alleinseins so eben in so überwältigender Weise gekommen war. Wenige Tage nach dieser Scene erschien im Tagblatte der Stadt folgende Annonce:

„Jungfrau Katharina Walter, Damenschneiderin, empfiehlt sich einem geehrten Publikum u. s. w."

Käthchen hatte also muthig die ihm durch die Base vorgezeichnete Bahn beschritten. Ihm auf den Einzelnheiten derselben zu folgen, kann nicht unsere Aufgabe sein. Kätheli war fleißig, bescheiden, geschickt und sanft. Das war sehr

gut und verhalf ihr bald zu einer sehr anständigen Kundsame — Kätheli war aber neben diesen Eigenschaften auch, wie wir bereits wissen, sehr schön, und das war in mancher Beziehung eher schlimm als gut, obschon der hübsche Friedrich sich mit dieser etwas pedantischen Meinung schwerlich einverstanden erklärt haben dürfte.

Wer aber am wenigsten mit Kätheli's Auftreten und seinen Erfolgen zufrieden war, das war vor Allem aus Frau Scharf, seine ehemalige Lehrmeisterin. Schon den kleinlich denkenden Mann erfüllt die Konkurrenz mit Erbitterung, das in seinen Interessen bedrohte, niedrig denkende Weib aber wird zur Furie, die sich an die Fersen der Konkurrentin heftet. Frau Babette hatte in der rachedürstenden Schneiderin mit ihrem für das Böse feinem Instinkte, gleich eine bequeme Bundesgenossin geahnt, und dieselbe nach dem Austritt Kätheli's mehrmals besucht. Sie hatte dort ganz diejenigen Dispositionen gefunden, welche sie für ihre noch nicht ganz entwickelten Plane zu benützen gedachte. Bei einem ihrer Besuche war ihr ein Lehrmädchen von Käthchens Alter aufgefallen, das eine oberflächliche Aehnlichkeit mit dem letztern besaß. Größe, Gang und Haltung waren ungefähr dieselben. Freilich aber fehlte dem hübschen, frischen Gesichtchen der sanfte, gewinnende Zug, welcher ihr Stieftöchterchen so wunderbar auszeichnete und ihm Aller Herzen zuwendete. Babette betrachtete das Mächen lange mit sinnender Aufmerksamkeit, erkundigte sich beim Fortgehen bei Frau Scharf angelegentlich nach dessen Charakter und Wesen, betheuerte der erbosten Schneiderin wieder, wie sehr sie das empörende schlechte Benehmen Kätheli's, wie sie sich auszudrücken pflegte, verabscheue, und ging nach Hause.

Es war just Sonntag, und die Nachmittagstunde schon ziemlich vorgerückt. Der Meister war zum Meisterbot und die Gesellen zu ihrem Sonntagsvergnügen Ausgezogen. Deßwegen fiel es der lauernden Babette auf, daß gleichwohl der

Laden der Schreinerwerkstätte nicht verschlossen war, vielmehr halb offen stand, so daß der Raum hinlänglich erhellt war, um darin zur Noth arbeiten zu können. Dieser Umstand machte die Neugierde des mißtrauischen Weibes rege. Ihre Weise war es indeß nicht, auf geradem und ehrlichem Wege irgend einem Dinge auf die Spur zu kommen. Absichtlich schlich sie dicht an den Häusermauern hin, um von der Werkstatt aus nicht gesehen zu werden, und schlüpfte, so leise wie möglich, in den Gang des Hauses hinein, neben welchem, auf der ihrem Standpunkte entgegengesetzten Seite, das große Werkstattfenster sich befand. Zuerst horchte sie vorsichtig an der vom Gange aus in die Werkstatt führenden Thüre. Kein Geräusch vernehmend, schlich sie dann den dunkeln Gang entlang, der, die ganze Länge des Hauses durchschneidend, hinten in ein kleines Höflein auslief, das von dem Nachbarhause der jenseitigen Gasse begrenzt war. Auch auf dieses Höflein hinaus schaute ein Fenster der geräumigen Werkstatt. Ein Fensterladen befand sich, weil überflüssig, hier nicht, da das Höflein gleichzeitig mit dem Hause von vornen abgeschlossen wurde. Babette konnte also von hier aus ganz leicht die ziemlich helle Werkstatt überschauen, was sie auch sofort, so leise und vorsichtig wie möglich, bewerkstelligte.

So wichtige Dinge, wie Babette sich vielleicht eingebildet hatte, entdeckte sie nun freilich nicht; immerhin aber war der Anblick, der sich ihrem spähenden Blick darbot, für sie ein interessanter genug. An der Hobelbank des Meisters, die dicht neben dem gegenüberstehenden Fenster hinlief, stand, halb von der Lauscherin abgewendet, der junge Erfurter, und polirte mit so großem Eifer an einem zierlich gearbeiteten Nähkistchen herum, daß er ob seinem Geschäfte offenbar seiner selbst und der ganzen Welt vergessen zu haben schien. Die Augen der jungen Meisterin verschlangen schier den Burschen, der jetzt sich stramm aufrichtete, die ihm ob der angestrengten Arbeit über die feuchte Stirne vorgefallenen, gelben Locken

zurückstrich und dann seine kunstreiche Arbeit mit zufriedenem Lächeln zu näherer Betrachtung emporhob. Jetzt sprach er leise einige Worte zu sich selber, deren Schall Babette, so angestrengt sie auch horchte, nicht recht zu unterscheiden vermochte. Dennoch aber glaubte sie dieselben deuten zu können; aber die Deutung, die sie ihnen gab, war eine Selbstfolter für sie und schnürte ihr das Herz zusammen.

„Sie wird Freude daran haben, oder so was, hat er gesagt!“ murmelte die junge, erregte Frau in sich hinein, indem ihre Augen fortwährend mit seltsam funkelndem Glanze auf der schlanken Gestalt des schönen Gesellen hafteten. „O ich kenne die Sie, die er meint, aber das Kästchen soll er doch umsonst gemacht haben.“

Der Geselle wendet sich jetzt, das Kästchen auf die Hobelbank legend, wie nach etwas suchend, herum. Babette mußte fürchten, gesehen zu werden, und schlüpfte daher vom Fenster weg und die Treppe hinauf. Als sie ihre Stube betrat, fiel kein Blick ihrer wie im Fieber glühenden Augen auf ihr Kind, das ruhig und seit einer Stunde sich selbst überlassen in seinem Bettchen schlief, sondern sie eilte hastig an's Fenster, um von da aus den Ausgang aus dem Hause zu überwachen.

Es zeigte sich lange nichts, das die Aufmerksamkeit des aufgeregten Weibes zu fesseln vermocht hätte. Sie bemerkte es kaum, daß nach einer Weile ihr Stiefsohn Gottlieb, der jetzt so ein halbgewachsener Bube geworden war, wie gewöhnlich etwas gelangweilt und trübsinnig die Gasse hinuntergeschlendert kam und langsam dem Hause zulenkte. Erst als sie bald darauf die Thüre zur Werkstatt knarren hörte, und Gottlieb, obschon sie ihn hatte in den Gang hineingehen sehen, nicht die Treppe herauf kam, spannten sich ihre Fibern wieder an. Es war ein peinlicher Moment für sie. Hinuntergehen mochte sie nicht wieder, um dem Gesellen nicht ihre Neugierde zu verrathen und doch drängte es sie, zu

vernehmen, was drunten wohl vorgehen möge. Endlich knarrte die Thüre wieder, und bald darauf trat Gottlieb wieder auf die Straße. Der Knabe trug einen sorgfältig in ein sauberes Taschentuch gewickelten Gegenstand unter dem Arme und entfernte sich mit freudiger Miene in der gleichen Richtung, von welcher er früher hergekommen war.

Jetzt glaubte Babette genug zu wissen. Wenig fehlte, das leidenschaftliche Weib wäre dem Kinde nachgestürzt und hätte dasselbe unter Mißhandlungen zur Rückkehr gezwungen. Aber der Erfurter, der schöne Geselle, was hätte er dazu gesagt? Wie kam es doch, daß dieser Gedanke ihr siedendes Blut sogleich dämpfte, sie, die sonst gewohnt war, immer gleich rasch und rücksichtslos zu thun, was ihre leidenschaftliche Stimmung ihr eingab, jetzt zurückhielt, das zu thun, was Zorn und noch ein anderes dunkles Gefühl sie zu thun drängten?

Sie blieb anscheinend ruhig am Fenster stehen und preßte ihre glühheiße Stirne gegen die kalten Scheiben. Ein Glück, ein großes Glück aber war's für den kleinen Gottlieb, daß der Vater diesmal wegen einer kleinen Unpäßlichkeit früher als sonst die Gesellschaft seiner Zunft verließ und nach Hause kam, so daß Babette durch häusliche Geschäfte in Anspruch genommen war, als der Knabe mit schüchterner Miene in's Haus zurück schlich. Am folgenden Morgen aber mußte Gottliebchen doch der gestrengen Stiefmutter beichten, wohin er das Kästchen des Gesellen getragen und ob es angenommen worden sei oder nicht. Das Resultat dieser Beichte, obschon von der Stiefmutter erwartet, schien diese in eine Stimmung zu versetzen, bei welcher es dem armen, jungen Burschen nicht ohne Grund unheimlich zu Muthe wurde. Indessen kam er doch für dies Mal mit der bloßen Angst und mit der Androhung einer schweren Züchtigung davon, für den Fall nämlich, daß er Schwester Käthchen noch irgend etwas zutragen würde. Gottliebchen, froh so leichten Kaufes zu

entschlüpfen, versprach natürlich, was man von ihm verlangte, ob er's aber zu halten gesonnen war, dürfen wir billig bezweifeln. So gerieth auch schon dieses reine Kindergemüth in Zwiespalt mit sich selber, denn das Unrecht kann nur das Unrecht gebären.

* * *

Des Lebens seligste Empfindung, die Liebe, ist die geschickteste aller Parteigängerinnen. Hier kommt sie langsam, auf verdeckten Pfaden herbeigeschlichen, um das menschliche Herz zu überraschen, dort stürmt sie kühn hervor und überrumpelt mit keckem Handstreich die schlechtbewachte Position, hier versteckt sich der süße Feind harmlos in ein bescheidenes, aber darum nur um so duftenderes Sträußchen frischgepflückter Veilchen, dort kommt er mit dem klingenden Spiel von Serenaden, mit dem Raketenfeuer glühender, schwarzer Augen vor die Festung geritten, die sich oft so gerne auf Gnade und Ungnade dem schon während des Kampfes zum Freunde gewordenen Feinde ergibt.

Wie's kam, daß Käthchen und der junge Friedrich sich lieb gewannen, wie dieses süße Gefühl in den beiden naturfrischen Herzen knospete und dann zur Rose mit berauschendem Dufte sich entfaltete, das zu beschreiben würde eben mehr Raum in Anspruch nehmen, als dem Dichter in diesen Blättern zur Verfügung steht. Wer schon geliebt, der flechte sich die schönsten Blumen aus seinen Erinnerungen zum Kranze zusammen und dann ist eine Schilderung der Gefühle unserer beiden jungen Freunde überflüssig, und wem die Liebe noch unbekannt, den soll man über diese Empfindung nicht belehren. Wenn der prächtige Alpenschmetterling sich in Aether und Sonnenscheinglanz wiegt, ohne daß wir ihn erhaschen können, dann leuchten seine bunten Farben in märchenhaftem Zauberglanze vor unsern Augen, faßt ihn aber die rauhe Hand zu näherer Betrachtung, so verschwindet mit dem feinen

Staube seiner Flügel auch der Farbenschmelz, der aus der Ferne uns entzückt.

Kätheli hatte das Geschenk Friedrich's, das Werk seiner kunstreichen und fleißigen Hand, zwar zögernd und mit unbewußtem Erröthen aus der Hand des so freundlich gewählten Boten angenommen. Zwar hatte das feinfühlende Kind bang gezögert, als es die Hand nach dem niedlichen Kästchen ausgestreckt; hatte es doch geahnt, daß in den noch unerschlossenen Räumen der fein gearbeiteten Gehältchen die Kette sich berge, die gar so oft verhängnißvoll um zwei junge Wesen sich schlingt. Da aber hatte die gutmüthige Tante mit fast kindischer Freude nach dem kleinen Kunstwerke gegriffen, sich in lauten Lobpreisungen über dasselbe und den freundlichen Geber ergossen, der während seines kurzen Aufenthaltes in ihrem Hause durch sein angenehmes Wesen die ganze Zuneigung der alten Frau sich erworben, und so war an ein Zurückweisen des Geschenkes nicht mehr zu denken gewesen.

Das niedliche Kästchen prangte seither auf dem Arbeitstischchen der jungen, fleißigen Arbeiterin, und wenn die feine, weiße Hand von stundenlanger Arbeit ermüdete, dann griff sie wohl zuweilen nach dem fein polirten Dinge und beschaute träumerisch ihr eigenes Bild in der spiegelglatten Fläche der kleinen Seitenwände. Seltsamerweise aber war's dann, als schaue nicht ihr eigenes Antlitz ihr aus dem dunkeln Grunde entgegen, sondern ein anderes freundliches Gesicht, mit sanften, blauen, bittenden Augen, von blonden Haaren umschattet, aber mit männlichen, entschlossenen Zügen.

Und nicht lange ging es, so hatte Friedrich das Ziel seiner heißesten Wünsche erreicht, und durfte seine Sonntag-Nachmittage bei Käthchen und der alten freundlichen Base zubringen, die nichts von jener neidischen Griesgrämigkeit kannte, welche jungen Herzen selbst das unschuldigste Glück nicht gönnen mag, weil der Platz dafür im eigenen Herzen

schon längst zusammengeschrumpft ist. Sie hatte den jungen Handwerker in vertraulicher Unterredung, bevor sie die Erlaubniß zu seinen regelmäßigen Besuchen gegeben, mit freundlichem Ernste über seine Absichten befragt und von dem offenen Burschen so befriedigende Aufschlüsse erhalten, daß sie von nun an keinem Mißtrauen mehr Raum geben mochte, und da Friedrichs Betragen während mehreren Wochen sich stets gleich, d. h. streng anständig, ja sogar schüchtern blieb, so machte sich endlich die alte Frau gar kein Bedenken mehr, die jungen Leutchen hie und da auf ein Stündchen allein zu lassen und selbst die Zeit zu einem kurzen Sonntagsbesuche bei einer Freundin zu benützen. Einen solchen Moment hatte denn auch Friedrich benützt, sich, wenn auch mit großer Anstrengung gefaßt, dem hocherröthenden Mädchen in schlichten, ob auch etwas unzusammenhängenden Worten seine heiße Liebe gestanden und gefragt, ob es seine Gefährtin durch's Leben werden wolle. Und Käthchen hatte darauf nichts antworten können, sondern bloß stillweinend das erglühende Köpfchen an des braven Burschen breite, hochklopfende Brust gelegt. War's dem verstoßenen Mädchen doch erst jetzt, als habe es die verlorne Heimath wieder gefunden.

Während diesem Momente, in welchem zwei für einander geschaffene Wesen den schönsten Moment des Erdendaseins gefeiert, war die Großtante auf ihrem Ausgange auch in die Gasse gerathen, in welcher Kätheli's elterliches Haus stand. Frau Babette stand oben am Fenster und schaute mit finsterer, unheimlicher Miene auf die ziemlich menschenleere Gasse hinunter. Eine leichte Unpäßlichkeit ihres Kindes hatte sie für heute an's Zimmer gefesselt, indeß die städtische Bevölkerung den schönen Sonntagsnachmittag meist zu Ausflügen auf's Land benützt hatte. Als sie die alte Base erblickte, wurde der Ausdruck des gerötheten Antlitzes der jungen Frau noch finsterer und drohender. Etwas, das fast wie eine Verwünschung klang, glitt über ihre Lippen, die sich

sofort wieder zusammenpreßten. Dieses Mienenspiel dauerte aber nur einen Augenblick und machte plötzlich, wie die alte Frau von der Gasse herauf einen Blick nach dem Fenster warf, dem freundlichsten Lächeln Platz. Hastig verschwand Babette von ihrem Standpunkte, um bald drunten an der Hausthüre zu erscheinen, die Base, die mit ziemlich trockenem Gruße vorübergehen wollte, mit schmeichelnder Freundlichkeit anzureden und sie einzuladen, ein wenig hinauf zu ihrem kranken Kinde zu kommen.

Babette hatte die alte Frau mit schlauer Berechnung bei ihrer schwachen Seite zu fassen gewußt. Nach dem, was geschehen, hätte die Base gewiß durch nichts bewogen werden können, weiter einen Fuß in das Haus des Meister Walter zu setzen, wenn nicht gerade durch die Krankheit von Käthchens Stiefbrüderlein. Wie die meisten alten Frauen, hatte die Base bei ihrer angebornen gutherzigen Mitleidigkeit die Leidenschaft, bei allen Krankheitsfällen mit einer außerordentlichen Menge von guten Rathschlägen und Universalmitteln bei der Hand zu sein, die, wenn alle gewissenhaft besorgt und angewendet, den armen Leidenden in den meisten Fällen wohl sicherlich oft nur in zu rascher und gründlicher Weise von seinem Uebel befreit haben würden. Die Protestationen der Base, daß sie keine Zeit habe, noch da und dorthin gehen müsse u. s. w. erstarben ihr denn auch sofort auf der Zunge, als sie von der Unpäßlichkeit des Buben hörte und mit einer Eilfertigkeit, die ihre alten Füßen alle Ehre machte, eilte sie mit der anscheinend besorgten Mutter die Treppe hinauf in's Zimmer, wo der kleine Leidende mit fiebergeröthetem Gesichte in seinem Bettchen lag.

Die Base betrachtete mit kritischer Miene den jungen Patienten und rieth zu einem halben Dutzend Kräuter- und Sympathiemitteln, die zumal angewendet werden sollten; dabei spielte schweißtreibender Hollunderthee eine Hauptrolle, obschon der kleine Kranke vor Hitze glühte, wie ein Ofen.

Auch konnte sie nicht umhin, der Mutter auf's Dringendste zu empfehlen, das Kind recht warm zuzudecken, und ja jeden frischen Luftzug möglichst von ihm fernzuhalten. Hitze mit Hitze zu vertreiben, war der Großtante wichtigster heilkünstlerischer Grundsatz. Auch würde der arme Leidende gewiß innert vierundzwanzig Stunden ein halbes Dutzend Theriakbüchsen haben ausleeren müssen, wenn Babette vor der medizinischen Autorität der guten alten Frau den richtigen Respekt gehabt hätte.

Die junge Frau hörte alle die gemachten Vorschläge anscheinend mit großem Interesse und mit beifällig ernstem Kopfnicken an, obschon sie dabei vor Ungeduld schier hätte aus der Haut fahren mögen. Endlich aber gelang es ihr doch, die Base zum Sitzen zu bringen. Das Gespräch aber auf einen andern Gegenstand zu lenken, als auf den so eben behandelnden, das war keine kleine Sache. Die alte Frau fing nun an eine wahre Sündfluth von Krankheitsgeschichten zu erzählen, bei denen ihre Heilkunst den günstigen Ausgang bedingt oder aber das Nichtbefolgen ihrer guten Räthe den fatalen Moment herbeigeführt haben sollte. Auch durch diese Tortur mußte Babette hindurch, wollte sie anders das angestrebte Ziel erreichen. Ein Glück für die ungeduldige Frau war's, daß das alternde Gedächtniß der Base diese denn doch hie und da im Stiche zu lassen anfing und in Folge dessen das Brünnlein ihrer Rede endlich auf einen Moment zu stocken begann. Mit leicht begreiflicher Hast stürzte Babette bei der ersten so eintretenden Pause sich auf die Gelegenheit, sich anscheinend mit der größten Theilnahme nach dem Befinden ihrer Stieftochter zu erkundigen.

Diese Base hatte ob ihrem heilkünstlerischen Eifer eigentlich buchstäblich sich selbst und den Ort vergessen, wo sie sich wirklich befand. Einmal glücklich auf den andern Gegenstand hinübergelenkt, ergoß sich nun ihre Rede in eben so abondanter Weise in Lobeserhebungen über das gute Kätheli

und über dessen Fleiß und sittliches Betragen. Sie bemerkte in ihrem Eifer gar nicht, daß Babette sich bei ihren Worten hie und da krampfhaft in die Lippen biß und vor Zorn bald bleich, bald roth wurde. Freilich fand es diese auch hie und da gerathen, ihr Antlitz ein wenig von der eifrigen Erzählerin abzuwenden. Nichtsdestoweniger aber vermochte es die neidische junge Frau über sich, anscheinend theilnehmend die Frage an die Base zu richten:

„Und wie geht's denn mit den Kunden, Base? Da wird's leider noch nicht sehr glänzend stehen; Kätheli hat noch nicht ausgelernt und da fürchte ich — — —"

„Gar nichts zu fürchten, Frau Walter, gar nichts!" entgegnete, der Fragerin in's Wort fallend, triumphirend die Alte. „Gar nichts zu fürchten; zu thun mehr als genug, kann gar nicht einmal alle Arbeit annehmen, die kommt. Da ist z. B. einzig die Frau v. L., die hat gesagt, sie habe fast für den ganzen Sommer Arbeit genug für das Mädchen, und auf den Winter, da wird's erst recht losgehen. Das Lustigste aber ist, daß Frau v. L. früher die beste Kundin der Frau Scharf gewesen ist. Die wird wohl schier vor Neid aus ihren eigenen Nähten fahren. Aber was hilfts! Kätheli ist früher für die Frau Scharf bei Frau v. L. auf die „Stör" (Taglohn) gegangen, und hat sich die Zufriedenheit dieser braven Frau so sehr zu erwerben gewußt, daß sie jetzt sofort zu uns gekommen ist, wie sie vernommen hat, daß Kätheli sich auf eigene Rechnung etablirt habe."

„Nun, das ist ja ganz prächtig, ganz schön," erwiderte Babette in zerstreutem Tone auf diesen Redefluß. Aus ihren schwarzen Augen zuckte es wie ein Strahl der Freude. Sie hatte offenbar erfahren, was sie gerne wollte. Eine Frage zuckte zwar noch auf ihren üppigen Lippen, aber sie wollte den Weg darüber hinaus lange nicht recht finden. Stockend sagte sie endlich, indem sie sich mit eifriger Anstrengung

zwang, möglichst viele Gleichgültigkeit in den Ton ihrer Stimme zu legen:

„Kommt wohl auch unser Friedrich zuweilen zu Euch? Der stille Bursche ist sonst des Sonntags immer daheim und bei seinen Büchern sitzen geblieben. Jetzt ist er stets der Erste der fortgeht."

Die Base warf bei dieser Frage den Kopf in die Höhe und schaute scharf in das Gesicht der Fragerin, was dieser bewies, daß ihr Mißtrauen erwacht sei oder wenigstens zu erwachen im Begriffe stehe. Die forschenden Augen der alten Frau begegneten aber einem so gutmüthig fragenden, ruhigen Blick, daß ihr Argwohn, der ohnehin noch keine recht feste Gestalt angenommen haben mochte, augenblicklich wieder schwand.

„Der Friedrich ist ein ganz prächtiger Bursche," entgegnete sie lobpreisend, „das muß ihm der Neid lassen. Er ist gar nicht, wie das andere liederliche, junge Volk von heutzutage. Der mag doch auch noch mit einer alten Frau, wie ich bin, ein vernünftiges Wörtlein reden und wenn er am Sonntag Nachmittags zu uns kommt, so sollte man meinen, er käme rein bloß meinetwegen, so artig und freundlich ist er gegen mich."

Ein kaum merkliches, aber sehr bedeutsames Lächeln glitt bei diesen Worten über die zusammengepreßten Lippen der jungen Meistersfrau. Ein aufmerksamer Beobachter hätte wahrscheinlich in diesem zuckenden Lächeln den Ausdruck eines bedeutenden Zweifels an der Richtigkeit der gutmüthigen Voraussetzung der Erzählerin gelesen. Babette sagte indeß nichts und ließ die Alte weiter plaudern, bis sie es richtig herausgebracht hatte, wie weit es mit der gegenseitigen Zuneigung der jungen Leute gediehen, und daß diese wirklich schon an's Heirathen dächten.

„Ja, ja," fuhr die Alte fort, „der Friedrich, der hat solide Absichten. Schon in den nächsten Wochen will er,

wenn er 'mal Käthchens Jawort hat, an seinen Vater nach Erfurt schreiben und sich dessen Einwilligung holen. Dann geht Käthchen entweder mit ihm hinaus nach Erfurt oder aber, der junge Erfurter kauft sich ein Bürgerrecht in der Schweiz und etablirt sich hier in der Stadt. Dem kann's nicht fehlen. Gelernt hat er etwas Tüchtiges und arbeitsam ist er, wie eine Ameise."

„Ja," warf aber Babette ein, „da hat man denn doch die Rechnung ohne den Wirth gemacht. Mich däucht, mein Mann sollte, als Kätheli's Vater, doch auch etwas dazu sagen können."

„Der Vetter Walter?" entgegnete die alte Frau, halb verwundert, halb verdutzt. „Was wollte denn der dazu sagen wollen? Ich denke, wenn man sein Kind aus dem Hause schickt und es zwingt, bei fremden Leuten sein Brod zu suchen, so hat man auch das Recht verloren, ihm zu befehlen, was es thun oder lassen soll."

Babette fand es für jetzt nicht passend, sich mit der Base in juristische Erörterungen einzulassen. „Nun, nun," sagte sie, „ich meinte nur so. Es mag übrigens so sein, wie Ihr sagt, Base, und wenn's dem Friedrich mit der Sache ernst ist, so will ich bei meinem Manne gerne ein gutes Wort dazu thun."

Die Base schaute wieder mit einem eigenthümlichen Gesichtsausdruck auf. „Das wolltet Ihr wirklich thun, Frau Walter?" fragte sie mit scharfer Betonung. „Nun, das freut mich von Euch, denn, aufrichtig gesagt, 's hat mir bisher geschienen, als wäret Ihr just nicht eben geneigt, dem armen Kätheli gar Vieles zu Gefallen zu thun. Laßt's nur gut sein," setzte sie abwehrend hinzu, als Babette sich rechtfertigen wollte. „Ich habe mich ohnehin jetzt schon zu lange verplaudert und muß wieder ein wenig nach meinen jungen Leutchen sehen."

Mit diesen Worten stand die Base auf, sah noch einmal nach dem jetzt ruhig schlummernden Knaben in der Wiege, wiederholte ihre guten Räthe in Bezug auf dessen Behandlung und ging, ohne weiter viele Worte zu machen, von dannen.

Kaum hatte die Thüre sich hinter dem Besuche geschlossen, als mit dem ganzen Wesen Babettens eine auffallende Veränderung vorging. Ihre Züge waren erschreckend bleich geworden und ihre Muskeln zuckten bis zur krampfhaften Verzerrung. Hastig, mit der Unruhe eines wilden Thieres, das vergebens an den Eisenstäben seines Käfigs rüttelt, schritt sie ein paar Male in der Stube auf und nieder. „O ich hab's, ich hab's!" sagte sie halb grimmig, halb jubelnd zu sich selbst. Dann trat sie zu dem Kinde in der Wiege und betrachtete es mit zornigen Blicken. „Da muß ich jetzt warten und warten, bis der Alte nach Hause kommt," setzte sie grollend hinzu, „denn ich kann's doch nicht allein lassen, und nochmals zu der Scharf hingehen. Dazu ist's Zeit, daß ich an's Abendessen denke. Nun, morgen ist auch noch ein Tag."

Mit diesen grimmig in sich hinein gemurmelten Worten riß die aufgeregte Frau eine weiße Schürze aus dem wohlgefüllten Linnenschranke, band sie sich vor und eilte in die Küche.

Die beiden jungen Leutchen bei der alten Base hatten derweil nichts geahnt von dem Ungewitter, das sich im Kopfe des leidenschaftlichen Weibes gegen ihre Liebe ausbrütete. Noch saßen sie da, still, selig, Auge in Auge blickend, Hand in Hand, als die Base mit ihrem freundlichen Lächeln bei ihnen eintrat und treuherzig fragte, ob man ob ihrer langen Abwesenheit nicht etwa ungeduldig geworden sei.

* * *

Das Menschenherz ist so klein, so zerbrechlich, daß man es kaum fassen kann, welchen unendlich großen Raum

es, wenn noch unentweiht, für die seligsten Gefühle darbietet, welche Summe von Erdenglück es in seinen geheimsten Fächern zu bergen vermag. Und gerade das Herz eines jungen, kräftigen Arbeiters ist in dieser Beziehung eines der wohl eingerichtetsten. Glaube man ja nicht, daß bei dem schlichten Sinne, dem untergeordneten Bildungszustande des jungen Handwerksburschen, seiner Liebe etwa der poetische Hauch abgehe. Im Gegentheil, in unserer hastigen, mit Dampf dahin eilenden Zeit ist der Handwerksbursche wohl der letzte Repräsentant der Romantik. Mit seinem Felleisen auf dem Rücken, dem knotigen Wanderstab in der Hand, verläßt er das Städtchen, in welchem er seit Jahr und Tag heimisch geworden, wo so manchen guten Kameraden er lieb gewonnen, und schaut noch einmal hinauf zum Fensterlein in der obern Etage des Meisterhauses, wo, hinter dem blühenden Geranienstocke halb verborgen, das blondhaarige Meisterstöchterlein hervorlauscht und mit der schmalen, weißen Hand, die er so oft verstohlen gedrückt, sich über das trüb gewordene, blaue Auge fährt. Ein unhörbar gelispelter Gruß, ein Winken mit dem weißen Tüchlein, die rosigen Finger brechen die schönste Blüthe von dem Geranienstrauche und die Blume flattert leise rauschend nieder, zu des scheidenden Burschen Füßen. Träumend bückt er sich, das letzte Zeichen der Gunst des schönen Kindes aufzuheben und es, mit feuchtglänzendem Dankesblicke hinauf zum Fensterlein, auf den mit Wachsleinwand überzogenen Hut zu stecken.

„Ade, mein Kind, auf Wiedersehen!“

singt er leise. Und 's ist ihm in diesem Augenblicke auch ernst mit dem Wiedersehen; ja, das Herz würde ihm schier brechen, ob dem Gedanken, daß dieses Wiedersehen weiter nichts als ein poetischer Traum sein könnte. Indessen, geschieden muß es halt nun schon sein, so denkt er mit stummer Resignation und wandert weiter, von den Blicken der blauen Augen begleitet, bis ihnen die nächste Straßenecke

die Aussicht versperrt. Das wäre überstanden! Aber gerade bei der Straßenecke, da steht die Schenke, wo man so manchen frohen lustigen Tag mit den Kameraden verlebt, sich gegenseitig in so manchem harten Strauße treu und männlich zur Seite gestanden. „Da kommt er, da kommt er!" tönt's jubelnd aus der weitgeöffneten Thüre. „Grüß Gott, Brüderchen!" und ein halbes Dutzend Hände greifen nach den seinigen und nach seinem Reisehemde, um ihn mit freundlicher Gewalt hineinzuziehen in den jubelnden Kreis. Das sind die Kameraden, die nach unvermeidlich genommenem Abschiedstrunke ihm noch das Geleit geben wollen bis ins nächste Dörfchen. Und nun wird ein Stündchen gezecht, gejubelt und gesungen, als gehöre dem Handwerksburschen die ganze Welt. 'S ist aber auch so, sie gehört ihm auch, die Welt, dem lustigen Wandergesellen, und vor Allem aus die großen Heerstraßen darin, so oft sie ihm auch von den Gensdarmen streitig gemacht werden mögen. Nur einer von all' den lustigen Burschen mischt seine Stimme nicht mit ein in den Gesangesjubel, sondern sitzt still und wehmüthig-ernst abseits, oben an der Tischecke, und bald sitzt der Abreisende neben ihm, denn das ist sein Spezialfreund, der Leibkamerad, mit dem er ein Herz und eine Seele gewesen das ganze Jahr hinüber. Da flüstern nun die Beiden ein Weilchen gar ernst zusammen, und fahren sich zuweilen mit den Rücken der schwieligen Hände über die Augen. Endlich aber werden die Andern, die in ihrem Jubel von dem Allem nichts gesehen, aufmerksam — die geheimnißvoll Plaudernden stehen auf, ihre Hände umklammern sich so fest, als müßten sie brechen unter dem gewaltigen Drucke. — „Vergiß mir's nicht, Bruder, grüße sie mir noch viel Tausendmal und sag' ihr, daß ich ihr schreiben werde." Und der Dableibende schlägt wieder fest ein in die losgelassene Hand. Damit ist's aber fertig, jetzt darf kein trübes Gesicht mehr gesehen werden. Es wird ausgetrunken. Ein Kamerad hängt

das Felleisen des Scheidenden sich über die Schulter — hinaus auf die Straße — die Arme von zehn bis fünfzehn guten Burschen verschlingen sich und in breitem Frontmarsche geht's zum Thore hinaus:

Jetzt ziehen wir zum Thor hinaus, Ade!
Schön's Schatzerl schaut zum Fenster 'raus, Ade!

So klingt's wehmüthig und doch froh aus den hellen frischen Kehlen, und 's liegt mehr Gefühl und ächte Poesie darin als in dem stammverwandten „Bemooster Bursche zieh' ich aus" des Studenten.

Und so ziehen sie singend weiter die Landstraße dahin; der Scheidende hat keine Zeit, trüben Gedanken nachzuhängen, denn der Jubel der Kameraden würde solch' lästige Gesellen augenblicklich verscheuchen. Halt aber jetzt — streckt nicht dort der liebe Gott einen Arm hervor in Form eines Schenkschildes? Wie rasch ist doch der stündige Marsch bis zu diesem unwiderruflich letzten Scheidepunkte zurückgelegt worden! Nun, nur herein in den kühlen Raum, zum letzten gemeinschaftlich zu leerenden Glase. Die Kehlen sind trocken geworden vom angestrengten Singen und vom Maienstaube auf der Landstraße. Auf dein Wohl, Bruder Straßburger oder Berliner! grüß uns 's schöne Schweizerland.

Wohlauf noch getrunken den funkelnden Wein,
Ade nun, ihr Lieben, geschieden muß sein!

Und geschieden muß es sein endlich, sonst kommt der scheidende Handwerksbursche nimmer weit, heute; denn die Sonne steht schon gar hoch am Himmel und die Hitze wird sich fühlbar machen. Ade, Bruderherz, behüte dich Gott und schenke er dir gute Meister und weichherzige Meisterinnen. Noch ein paar Händedrücke und draußen ist der Scheidende, mutterseelallein, und nur die Klänge der Lieder seiner Kameraden, die jetzt den blauen Montag zu seinen Ehren in der Schenke fortfeiern, geben ihm ein wehmüthiges Geleite.

Jetzt erst wird's ihm auch weich um's Herz. Wie klingen diese schwindenden Töne so wunderbar, fast wie ein Grablied für die Stunden, die er im Kreise liebender Freunde im heimeligen Städtchen verlebt! Er schaut in den blauen, sonnigen Maienhimmel hinauf, als wollte er da Trost holen. Da wird's aber noch schlimmer; die Farbe des Himmels gleicht so genau derjenigen gewisser Augen, die ihm heute so wehmüthig nachgeschaut, als er gegangen — er muß die seinigen abwenden von dieser blauen Pracht, denn es prickelt gar sonderbar darin, und er kann den Glanz nicht mehr recht vertragen.

Da aber fängt plötzlich in der Schlehdornhecke, die die Landstraße umsäumt, die Grasmücke gar munter zu schlagen an. Das ist jetzt ein Lied voll Lebensmuth und Lebenslust. Bei diesen Tönen müssen alle kopfhängerischen Grillen weichen. Des Wandervogels Lied ist ächtes Wanderburschenlied. Nur auf das Kommende, auf das zu Hoffende ist jetzt der Sinn des jungen Herzens gerichtet.

Sagt mir nun nicht mehr, des Handwerkers Liebe ermangle der poetischen Tiefe. Wundert Euch nun auch nicht mehr, daß oft die ältesten, längst im Leben des Spießbürgerthums verknöcherten Meister beim Glase Wein so wunderbar aufthauen, so weich werden. Aus dem goldigen Naß taucht ihnen, wie ein freundlich wehmüthiger Genius, empor die Erinnerung an die nebelferne Zeit, wo sie noch Wanderburschen waren. Mit dem Wanderburschen geht das letzte Stück Poesie zu Grabe, das wir in unsere materielle Zeit hinübergerettet. Bald wird auch ihn das brausende Dampfroß verschlingen. Demüthig zusammengedrückt, unbeachtet oder gar gemieden, wird er mit seinem Felleisen im Waggon dritter Klasse kauern; die Landstraße aber wird verödet sein, leer, staubig und langweilig wird sie sich endlos vor uns ausdehnen, denn sie wird nicht mehr belebt sein von des Wanderburschen wehmüthig-freudigem Lied.

Mit unserm Friedrich war's nun freilich nicht ganz so gewesen. Er hatte nach vollendeter Lehrzeit im Vaterhause gleich nach dem Wanderstab gegriffen, um ohne Aufenthalt in die Schweiz hineinzupilgern, und hatte zuerst bei Meister Walter Arbeit gefunden. An sein Gesellenleben knüpften sich daher noch keine derartigen Erinnerungen; er hatte Kätheli sein ehrliches Herz ganz frisch und ohne derlei von den Frauen nicht immer gern gesehene Einsaßen mitgebracht. Die erste Liebe ist nicht immer die glücklichste, aber doch sicher die tiefste, und tief und treu waren auch die Gefühle, welche der junge Mann für das Mädchen seiner Wahl hegte.

Es mochten nun etwa zwei oder drei Wochen den jungen Leuten in stillem Glücke vergangen sein. Friedrich hatte bereits an seinen Vater geschrieben und um dessen Einwilligung zu seiner Verbindung mit Kätheli angehalten. Eine Antwort war zwar noch nicht erfolgt, wurde aber stündlich erwartet.

Kätheli saß eines Morgens an seiner Arbeit. Das Gesicht des jungen Mädchens war in der letzten Zeit viel schöner und blühender geworden; das blaue Auge strahlte in einem wunderbaren Glanze und jedes Mal glitt ein leises, stilles Lächeln des Glücks über seine rosigen Lippen, wenn es, einen Augenblick von der angestrengten Arbeit aufschauend, einen flüchtigen Blick auf das niedliche Geschenk Friedrichs warf, mittelst welchem es dieser zuerst gewagt, ihm seine Zuneigung erkennen zu geben.

Da klopfte es leise, aber hastig an die Thüre. Auf das unbefangene „Herein!" Kätheli's schlüpfte die Kammerzofe der Frau von L. in das reinliche, wohlgeordnete Zimmerchen. Die junge, lebhafte Soubrette aus der französisch redenden Schweiz machte heute, entgegen ihrer sonstigen Gewohnheit, ein gar ernsthaftes, feierliches Gesicht.

„Was wünschen Sie, Mademoiselle Lisette?" fragte Kätheli, mit freundlichem Lächeln die Zofe begrüßend.

„O, ich wünsche weiter gar nichts, aber Madame wünscht, daß Mademoiselle Katharina sogleich zu ihr kommen möchte.“

„Sogleich?“ fragte Kätheli verwundert. „Ich bin eben sehr pressirt, Mademoiselle Lisette; das Kleid da muß bis Mittag fertig sein. Wäre es nicht früh genug, wenn ich Nachmittags käme?“

„Machen Sie es, wie Sie wollen, Mademoiselle; aber ich muß es Ihnen sagen, Madame wird sehr böse sein, wenn Sie nicht kommen. Adieu!“

Mit diesen Worten war die Zofe schon wieder verschwunden. Kätheli stand etwas erschrocken von seiner Arbeit auf. Das Benehmen der sonst so freundlichen Dienerin der Frau v. L. war ihm so seltsam und außergewöhnlich vorgekommen, daß es darob unruhig wurde. Kopfschüttelnd legte es seine Arbeit bei Seite, setzte sein Hütchen auf, warf ein Umschlagtuch um die Schultern und eilte leichten Schrittes zu seiner vornehmen Gönnerin.

„Ah! Sie kommen schon!“ sagte die Zofe mit geringschätziger Miene, als das Mädchen sie bat, der Gebieterin seine Ankunft zu melden, und ohne auf die befremdeten Blicke der Angekommenen zu achten, verschwand sie im Nebenzimmer, von wo sie bald mit der Einladung zurückkehrte, einzutreten.

Mit klopfendem Herzen schritt Kätheli über die mit Decken belegten Dielen des Vorzimmers in's Gemach der Herrin des Hauses. Diese saß ruhig auf einer Ottomane und legte beim Eintritt des jungen Mädchens langsam ein Buch bei Seite, in dem sie soeben gelesen zu haben schien. Statt aber, wie sie das sonst gewohnt war, aufzustehen und mit freundlichem Gruße den Besuch willkommen zu heißen, erwiderte sie dieses Mal bloß mit einem leisen, ernsten Kopfnicken die Verbeugung Kätheli's, dessen Befangenheit durch diesen ungewohnten, kalten Empfang noch gesteigert wurde.

„Sie haben befohlen, Frau v. L.,“ stammelte endlich das Mädchen, als die Dame beharrlich schwieg und bloß ihre grauen Augen forschend, schier durchbohrend auf das blühende Gesicht geheftet hielt.

Erst jetzt stand Frau v. L. langsam auf und trat dem zagenden Kinde um einen Schritt näher.

„Mamsell Walter,“ begann sie mit ernster Stimme, „haben Sie kürzlich, d. h. vor etwa drei Wochen, irgend etwas in dem Laden der Töchtern C.... für meine Rechnung geholt?“

Kätheli trat befremdet einen Schritt zurück. Die Augen der Dame schienen mit großer Spannung fortwährend auf ihr zu ruhen und den Eindruck beobachten zu wollen, den die plötzliche Frage auf die Arbeiterin hervorbringen werde. Kätheli's Erschrecken dauerte jedoch nur eine kurze Zeit. Dann entgegnete es ruhig, wenn auch mit leisem Zittern der Stimme: „Nein, Frau v. L., außer Dem, was Sie mir befohlen haben, gewiß nichts.“

Die Dame schüttelte leise das trotz ihrer vierzig Jahre immer noch schöne Haupt. Frau v. L. war eine imponirende, aristokratische Erscheinung, deren vollendet schöner Wuchs denjenigen der demüthig vor ihr stehenden Arbeiterin weit überragte. Sie richtete sich zu ihrer ganzen Höhe empor und zerknitterte mit allen Zeichen innerer Aufregung ein Blättchen Papier in der schmalen, elfenbeinweißen Hand. „Das ist seltsam!“ sagte sie nach einer peinlichen Pause des Besinnens. „Also gar nichts haben Sie holen lassen, als den Stoff zu dem grünen Kleide von französischem Merino?“

„Gewiß sonst nichts, Madame; Sie hatten mir ja sonst auch nichts aufgetragen!“ entgegnete Kätheli ängstlich.

Noch einmal streifte der durchbohrende Blick der stolzen Dame die demüthige Gestalt des jungen Mädchens. Dann faltete sie das Papier, das sie in der Hand hielt, mit einem Zeichen der Ungeduld auseinander und hielt es ihm vor

das Gesicht. „Schauen Sie doch einmal in dieser Rechnung nach, Kind, heißt es hier nicht deutlich, daß ganz von dem nämlichen Stoffe acht Tage später noch zu einer Mantille für meine Rechnung geholt worden sei und zwar durch Jungfrau Walter, meine Schneiderin?" Die Stimme der Frau v. L. hatte bei dieser Frage einen so seltsam hellen, trockenen Klang angenommen, als töne etwas wie zerbrochenes Glas.

Dem armen Kätheli begann's vor den Augen zu schwinden; es starrte wie zernichtet auf die verhängnißvollen, schlecht gekritzelten Zeilen der Modenhändlerin, die nun einmal unzweifelhaft dastanden, wie es sich nach zwei- und dreimaligem Lesen überzeugen mußte.

„Und was sagen Sie dazu, Jungfrau Walter?" fragte scharf die Dame, indem sie das unglückliche Papierchen wieder zusammenfaltete.

Kätheli rang mühsam nach Fassung. Die Wucht der Anklage schmetterte das schüchterne Kind zu Boden. „Ich kann mir nicht erklären, wie das zusammenhängt," stieß es endlich mühsam hervor; „daß ich aber nichts als das mir Befohlene auf Ihren Namen geholt, das kann ich betheuern."

Frau v. L. beobachtete fortwährend scharf die Gesichtszüge der Sprechenden. Kätheli's banges Wesen schien ihr offenbar wie ein Geständniß der Schuld vorzukommen. Sie war indeß keineswegs eine böse Frau. Ihr lag nicht eben daran, die junge, hübsche Arbeiterin, die ihr momentan ein flüchtiges Interesse eingeflößt, unglücklich zu machen. Sie änderte also den Ton und legte die Hand auf die unter ihrer Berührung zusammenzuckende Schulter des jungen Mädchens. „Gesteh' lieber den Fehler gleich ein, Kind; es ist das Beste für dich," sagte sie mit dem Accente freundlicher Ermahnung. „Dann will ich dir für dieses Mal verzeihen und die jetzt ausgestandene Angst und Beschämung mag dir zur Warnung dienen."

Diese im Grunde gutgemeinten Worte hatten indeß eine durchaus andere Wirkung, als die Dame erwartet haben mochte. Kätheli schnellte sich unter ihrer Hand weg, als fühle es sich von einer Natter gestochen. Die bisher demüthige, in sich selbst zusammengesunkene Gestalt richtete sich fast stolz empor und das blaue Auge flammte vor Entrüstung. „Also auch Sie, Madame, halten mich für schuldig! Sie glauben mich eines Diebstahls fähig?“ rief es, indem vor Zorn große Thränen seinen Wimpern entströmten. „Dann habe ich freilich hier nichts mehr zu thun.“

Mit diesen Worten wollte das auf's Aeußerste gebrachte Mädchen sich entfernen. Frau v. L. ergriff die Davoneilende aber fest am Arme. Dieser boshafte Trotz, wie sie das Benehmen Kätheli's innerlich benannte, hatte vollends alle Gefühle des Wohlwollens in der stolzen, an Widerspruch von Seite der untergeordneten Stände nicht gewöhnten Frau zerstört. „Nur nicht so eilig, mein stolzes Fräulein!“ sagte sie scharf. „Gehn Sie jetzt augenblicklich in das Magazin der Töchtern C.... und erwarten Sie mich dort. Ich werde in einer Viertelstunde ebenfalls dort sein und es wird sich dann zeigen, wie weit her es mit Ihrer Unschuld ist!“

„Gut, Madame, ich werde Sie dort erwarten,“ entgegnete trocken und gereizt Kätheli, das von seinem Vater eben einen nicht geringen Antheil von Stolz auf seine unbezweifelte Ehrlichkeit geerbt hatte.

In der heftigsten Erregung, mit flammendem Gesichte stürzte Kätheli an der draußen lauschenden Lisette vorüber, um sich nach dem bezeichneten Modewaarenmagazin zu begeben. Auf die höfliche Frage, was ihm gefällig sei, entgegnete es schier trotzig, Frau v. L. habe es hieher beschieden und es wolle warten, bis die Dame komme. Den ihm dargebotenen Stuhl lehnte es schier unartig ab, ohne auf die erstaunten Blicke der Damen des Comptoirs zu achten. Die sonst so sanfte Jungfrau glich sich kaum mehr in diesem

Momente. Die Lippen trotzig emporgeworfen, erwartete sie die Ankunft Derjenigen, welche es gewagt, ihr eine Schlechtigkeit zuzutrauen.

Frau v. L. ließ nicht lange auf sich warten. Ohne durch das mindeste Zeichen ihre Bekanntschaft mit der sie kalt, fast stolz anblickenden Arbeiterin zu verrathen, rauschte sie in ihrem schweren Seidenkleide an ihr vorüber und verlangte mit der Inhaberin des Magazins allein zu sprechen. Mit unterwürfiger Höflichkeit wurde sie eingeladen, in das Seitenkabinet einzutreten, in das ihr die Modenhändlerin folgte und die Thüre sorgfältig hinter sich schloß. Die Unterhaltung der beiden Damen hatte nur wenige Minuten gedauert, als eine der Ladengehülfinnen ebenfalls in das Seitenkabinet gerufen wurde, aus dem sie nach kurzer Frist wieder in das Magazin zurückkehrte und fortwährend forschende Blicke auf das finster dastehende Käthchen warf. Die junge Arbeiterin hielt diese Blicke mit ruhiger, fast verächtlicher Kälte aus. Ein Bekannter von ihr hätte das schöne Mädchen in diesem Augenblick kaum wieder erkannt; Aufregung und Zorn hatten seine sonst so freundlichen Züge fast bis zur Unkenntlichkeit entstellt.

Bald darauf traten die beiden Frauen ebenfalls wieder in das Magazin.

„Wenn Sie auf mich gewartet haben, Jungfer Walter, so können Sie jetzt gehen, ich bedarf Ihrer nicht mehr," sagte Frau v. L. in gesucht nachläßigem Tone, indem sie mit leisem Kopfnicken sich von der Modenhändlerin verabschiedete.

Kätheli folgte ihr wie betäubt nach. Es fiel dem in seinem Stolze so schrecklich verletzten Mädchen gar nicht ein, gleich an Ort und Stelle auf Aufklärung der Sache zu bringen. Der Kopf schwindelte ihm ob dem Geschehenen.

„Das wird eine schöne Geschichte absetzen für das hübsche Dämchen," sagte die Ladenjungfer zu der andern Gehülfin. „Die hat Einem auch nicht recht ansehen mögen auf der

Straße und Wunder g'meint, wer sie sei, weil die jungen Herren alle den Narren an ihrem Lärvchen gefressen hatten." Die gute Comptoirdame war nämlich schon ein wenig über die Jahre der ersten Jugend hinaus und zudem von der Natur nicht mit besonderer Vorliebe ausgestattet worden. Sie mochte also der hochmüthigen Schneidermamsell, wie sie sich ausdrückte, eine tüchtige Demüthigung vom ganzem Herzen gönnen.

Die Gehülfin nickte bloß zustimmend mit dem Kopfe und machte ein sehr ernsthaftes und kluges Gesicht dazu.

Mit verworrenen Sinnen eilte indeß Kätheli die Stadt hinunter. Ohne daß es recht wußte, was es that, und wohin es ging, gerieth es bis an den Eingang einer öffentlichen Allee. Die reizende Promenade mit ihrer herrlichen Aussicht auf die Gletscherkolosse des Berner Oberlandes vermochte indeß nicht, das Gemüth des gekränkten Mädchens heiterer zu stimmen. Nach einigen hastigen Gängen durch die schattigen Baumalleen eilte die Jungfrau mit fieberglühender Stirne heim, zu der alten Base.

Wie Kätheli in aufgeregter Hast die Treppe hinan, nach dem Zimmer ihrer Verwandten eilte, vernahm es schon auf dem Gange draußen einen lebhaften Wortwechsel, hie und da unterbrochen von lautem Weinen der guten alten Frau. In's Zimmer getreten, fiel der erste Blick des zum Tode erschreckenden Mädchens auf einen Landjäger, der bei seinem Eintritte mit dem Ausrufe: „Da kommt sie ja!" auf das unglückliche Kind zuschritt und trotz des schreienden Protestirens der Tante erklärte, daß die Jungfer ihm sofort auf die Polizei folgen müsse.

Was weiter vorging, vernahm und sah Kätheli nicht mehr. Mit einem wilden Schrei des Entsetzens stürzte es zu den Füßen der alten, weinenden Frau hin.

* * *

Am Tage nach der Katastrophe, die für die Ehre und das Lebensglück Kätheli's von so verhängnißvollem Einflusse sein sollte, treffen wir den Meister Walter in heftigem Zwiegespräche mit seiner Frau. Der Meister hat soeben erst von der alten Base das Unglück vernommen, das sein Kind betroffen und die treue Pflegemutter Kätheli's hatte dabei dem erschrockenen Manne mit so rücksichtsloser Strenge ihre Meinung gesagt, daß sie den sonst so heftigen und eigensinnigen Mann buchstäblich in die Flucht geschlagen hatte. Zuerst hatte der Alte, ganz eingeschüchtert, den Vorschlag gemacht, die Base solle doch selbst zu Babette kommen und ihr das Geschehene mittheilen. So weit war es schon mit dem sonst so autokratisch gesinnten Manne gekommen, daß er sich fürchtete, seiner Frau etwas Verdrießliches mitzutheilen, das die Kinder erster Ehe betraf. Die resolute Base hatte es aber rundweg abgelehnt, mit der Frau Walter in dieser Angelegenheit zu verkehren. „Das ist Eure Sache, Meister Walter", hatte sie geantwortet. „Was Eure Frau zu der Geschichte sagen wird, kümmert mich keinen Pfifferling. Kätheli ist unschuldig, dafür will ich meine Hand in's Feuer legen; aber das Unglück und die Schande sind nun einmal da, würden aber nicht gekommen sein, wenn Ihr und Eure Frau Euch gegen das Kind benommen hättet, wie Ihr gesollt. Ihr hattet doch sonst Haare auf den Zähnen, Vetter, aber jetzt solltet Ihr bald den Weiberrock anziehen und darum stehen die Sachen, wie sie stehen. Für dieses Mal aber würde ich an Eurer Stelle doch zur Seltenheit wieder einmal ein Mann sein, Stock und Hut nehmen, auf die Polizei gehen, und den Herren da oben sagen, was Ordnung und Recht sei. Thut Ihr das nicht, zeigt Ihr nicht einmal, daß Ihr auch wißt, wo die Katze im Heu liegt, wenn Ihr ihren Schwanz seht, so kann Euer Kind wochenlang in der Gefangenschaft sitzen, und die Sache wird ein Scandal für die ganze Stadt, wenn nicht am Ende noch das Kätheli vor lauter Verzweiflung sich

ein Leid anthut.“ Mit diesen Worten hatte die lebhafte alte Frau unwillig die Thüre hinter sich zugeschlagen und war davon geeilt.

Die letzten Worte der Verwandten waren dem bisher von dem Geschehenen ganz übernommenen Tischlermeister wie ein feurig Schwert durch die Seele gefahren. In wilder Hast hatte er den Hobel weggeworfen, das Schurzfell abgerissen und war die Treppe hinauf in die gemeinsame Wohnstube gestürmt, wo Babette, die anscheinend in vollkommener Gemüthsruhe mit einer weiblichen Arbeit beschäftigt, am Fenster saß, mit verwunderten Blicken zu dem polternd eintretenden Manne aufschaute.

„Was gibt's denn! was hast du denn?“ fragte sie mit gutgespieltem Erstaunen den alternden Mann, der, wie halb von Sinnen, in der Stube hin und her rannte, alle Schränke aufriß, sich endlich seinen mindern Sonntagsrock und den Hut zurecht legte und dabei unverständliche, hastig hervorgestoßene Worte vor sich hin murmelte.

Meister Walter schien auf diese Fragen anfangs gar nicht zu merken und fuhr fort mit seinen hastigen Gängen durch's Zimmer, während er einen vergeblichen Versuch machte, ohne Beihülfe seiner Frau in den Rock zu schlüpfen, der viel zu eng war, um über die Aermelweste angezogen zu werden, die er in seiner heftigen Gemüthsbewegung abzulegen vergessen. Wie Babette aber ihre Worte ungeduldig wiederholte, pflanzte er sich endlich mit einer Art von verzweifelter Entschlossenheit vor sie hin und sagte mit erstickter Stimme:

„Was es gibt, Frau? O das Schönste, was uns begegnen konnte! Kätheli ist gestern Abend als Diebin von den Landjägern geholt und auf die Polizei geführt worden!“

Babette fuhr in die Höhe, wie von einem galvanischen Schlage getroffen und stieß einen Schrei aus, der das höchste Entsetzen verrathen sollte. „Von den Landjägern geholt, als Diebin!“ rief sie, indem sie jedes einzelne Wort

zu einer dreifachen Länge ausdehnte. „Dein Kind, unser Kind!“

Meister Walter stand vor ihr da, wie ein Baum, an dem eben die Axt arbeitet und dessen Wurzeln, schon größtentheils durchschnitten, nicht mehr im Stande sind, dem Schwanken der Krone und des Stammes Widerstand zu leisten. Zuerst bleich wie ein Tuch, war all sein Blut ihm zurückgefluthet in den Kopf, die Wangen und Stirne waren bläulichroth geworden und die Augen schienen mit Blut unterlaufen. Sein Athem war keuchend geworden und er mußte sich an der Tischecke halten, um nicht seitwärts zu taumeln.

„Und was willst du jetzt thun?“ fragte Babette mit jammernder Stimme.

Meister Walter besann sich eine Weile, während welcher er seine Frau mit leerem Ausdrucke anstarrte. Endlich raffte er sich mit einer raschen Bewegung empor. „Ich will auf die Polizei gehen und sehen, was an der Sache ist,“ sagte er entschlossen. „Kätheli kann nicht schuldig sein, kann keine Schlechtigkeit begangen haben, denn es ist ja unser Kind!“

Babette machte eine leise Bewegung des Schreckens. „Bist du dessen auch so sicher, Mann?“ fragte sie ängstlich. „Bedenke doch, wie übel und unfolgsam sich das Mädchen in der letzten Zeit gegen dich betragen hat. Ein Kind, das seinen Vater nicht mehr ehrt —“

„Was?“ fuhr der Schreiner auf und die Ader an seiner Stirne schwoll — „du glaubst am Ende gar, ich habe eine Diebin erzogen! Das ganze Unheil wäre vielleicht ohne dich gar nicht —“

„Wie du Dich gleich ereifern kannst,“ fuhr Babette ihm einlenkend in die Rede. „Ich sagte ja nicht, daß Kätheli wirklich schuldig sei; ich sagte ja bloß, du wissest ja noch gar nicht, um was es sich eigentlich handle. Da könntest du am Ende schön anlaufen bei den Herren auf der Polizei, und leicht ungeschickte Dinge sagen, die dir nachher schweren

Verdruß zuziehen könnten. „O," setzte sie seufzend hinzu, „hätte doch das böse, unglückliche Kind seinen Eltern gehorcht und wäre bei der braven Frau Scharf geblieben. Aber da suchte es einen Vorwand, um von dem Orte der Zucht und der Ordnung wegzukommen, damit es zu der alten Großtante gehen und bei der schwachköpfigen Frau ruhig und ungestört sein Wesen mit dem liederlichen Burschen, dem Friedrich, treiben könne."

Meister Walter horchte hoch auf. Ihm war von dem Verhältnisse Kätheli's zu dem jungen Gesellen kein Wörtchen bekannt, und die schlaue Babette hatte es absichtlich vermieden, ihm etwas davon mitzutheilen, bevor eine solche Mittheilung ihren geheimen Zwecken entsprach. „Was sagst du da von dem Friedrich?" fuhr der Meister mit Strenge die Frau an. „Ich will doch nicht hoffen, daß hinter meinem Rücken da dumme Geschichten angesponnen worden seien!"

„Hinter deinem Rücken, Mann, keine Geschichten sich anspinnen!" fuhr Babette mit scheinbarem Erstaunen dem polternden Alten in die Rede. „Was konnten wir Beide denn von der Sache wissen, seit das unfolgsame Mädchen auf und davon gelaufen ist. Ich wette darauf, der Friedrich hat das einfältige Ding zu einem gefährlichen Streiche verleitet und du würdest am Ende noch schön anrennen, wenn du mit Raisonniren und Aufbegehren das Mädchen bei der Polizei aus einer bösen Geschichte ziehen wolltest. Vielleicht würde es gar noch heißen, du stecktest mit ihm unter einer Decke; der Apfel sei nicht weit vom Stamme gefallen, und eine solche Schande möchte ich nicht überleben!" Die letzten Worte hatte das schlaue Weib schon mit ganz weinerlicher Stimme gesprochen und jetzt fing sie sogar, mit der Schürze vor die Augen fahrend, erbärmlich zu schluchzen an.

Den Jammer seiner Frau konnte der getäuschte alte Mann nun einmal nicht ertragen. Er wischte sich mit der Hand die großen Schweißtropfen weg, die auf seiner heißen

Stirne perlten, stellte langsam den Stock wieder in die Ecke und ging zu der immer noch schluchzenden Babette. „Na, heule doch nur nicht so!“ sagte er begütigend. „Wenn du nicht willst, daß ich auf die Polizei gehe, so kann ich's bleiben lassen. Die Käthe ist auf alle Fälle ein undankbares Ding und verdient im Grunde gar nicht mehr, daß ich mich um sie kümmere. Ist sie unschuldig an Dem, was man ihr vorwirft, so wird sie schon wieder loskommen; ist sie schuldig — nun, so mag sie auch die Folgen tragen, ich wasche meine Hände in Unschuld. Zur Diebin habe ich das Mädel nicht erzogen!“ Mit diesen Worten hing er den Sonntagsrock wieder in den Schrank und eilte, wie um seinen peinigenden Gedanken zu entgehen, in seine Werkstatt hinunter.

„Wo ist der Friedrich?“ fragte er scharf, nachdem er einen finstern Blick auf den leeren Platz geworfen, den der junge Erfurter sonst einzunehmen pflegte.

„Der ist schon den ganzen Morgen fort,“ entgegnete vortretend der Hanauer.

Meister Walter gab mit weiter nichts denn mit einem finstern Kopfschütteln seine Unzufriedenheit zu erkennen und fing dann emsig an, an einer Kassette zu arbeiten. Man sah es ihm nur zu gut an, daß sein Geist anderswo beschäftigt war, denn bald sank ihm sein Werkzeug aus der Hand und er blieb lange, anscheinend gedankenlos vor sich hinstarrend, an seiner Hobelbank stehen. Vielleicht mochte er sich doch im Stillen den Vorwurf machen, daß er den Vorsatz, sich seines unglücklichen Kindes anzunehmen, bloß der feigen Furcht vor seiner Frau geopfert. Zuweilen schaute er dann wieder nach dem leeren Platze Friedrichs hin und sein leises Kopfschütteln deutete an, daß er sich in Gedanken auch mit dem abwesenden Gesellen beschäftige. Meister Walter war wenigstens in Bezug auf die Gesellenwelt ein ganz passabler Menschenkenner, und daß der stille, eingezogene Friedrich

das arme Käthchen gar zu einem Diebstahle verleitet haben sollte, wie Babette anzudeuten gewagt, das wollte denn doch nicht in seinen alten Kopf hinein. Endlich wurde er in seinen düstern Gedanken durch einen Boten gestört, der ihm den Auftrag überbrachte, sich unverzüglich nach einem eine gute Stunde von der Stadt entfernten herrschaftlichen Gute zu begeben, dessen Eigenthümer, ein reicher Patrizier, mit dem Meister wegen Uebertragung verschiedener größerer Arbeiten zu sprechen wünsche. Diesem Wunsche eines alten und vornehmen Kunden mußte natürlich sofort nachgekommen werden. Meister Walter warf daher nochmals sein Schurzfell bei Seite und sich selbst in hellen Sonntagsstaat und wanderte mit düster gesenktem Haupte zu einem der Stadtthore hinaus; vielleicht war ihm die Gelegenheit nur willkommen, draußen im Freien unbeachtet seinen Gedanken nachhängen zu können. Das nicht zu verschiebende Geschäft gab ihm zudem eine Beruhigung gegen den Hauptvorwurf, daß er sein Kind auf unverantwortliche Weise seinem Schicksale überlasse.

Bei dem Mittagessen waren nun sowohl der Meister als der Geselle Friedrich abwesend. Die Meisterin stellte absichtlich ein recht betrübtes Gesicht zur Schau. Das Essen ging daher sehr still vorüber, wie das auch ohnehin fast immer bei Handwerkern der Fall zu sein pflegt, wenn die Meistersleute am gleichen Tische mit den Arbeitern zu sitzen pflegen. Das Essen pflegt da mit der größten Hast betrieben zu werden, um nachher die Mittagsstunde etwas länger genießen zu können; daher es auch die meisten Gesellen zu einer großen Vollkommenheit gebracht haben, ihre Suppe siedendheiß, ohne weitern Nachtheil verschlucken zu können. Heute wurde diese Kunst in einem so gefährlichen Maße geübt, daß es selbst von Seite des Hanauers, von welchem seine Kameraden zu behaupten pflegten, sein Schlund sei so unempfindlich, wie ein aus Backstein erbauter Kamin, nicht

ohne einige Grimassen ablief. Als die Gesellen sich entfernen wollten, gab Babette dem Hanauer einen Wink, noch etwas zu verweilen, ein Befehl, welchem der alte Landläufer mit sichtlichem Erstaunen Folge leistete.

Babette räumte still und geräuschlos den Tisch ab, ging dann über einen Schrank und holte eine Flasche hervor, aus welcher sie ein tüchtig Glas voll einschenkte und vor das narbenvolle Gesicht des Hanauers hinstellte. Die Augen des alten Burschen fingen bei diesem Anblicke an zu leuchten, wie chemische Streichhölzchen im Dunkeln. Es war Kümmel, realer Kümmel, sein Lieblingsgetränk, das in goldenem Glanze aus dem hellen Glase ihm entgegenstrahlte. Erst nahm er mit scheuem Blicke das Glas mit so vorsichtiger Hand auf, als fürchte er, dasselbe möchte unter seinen harten schwieligen Fingern zerbrechen, nahm nur einen ganz kleinen Schluck und stellte das Trinkgeschirr mit derselben Vorsicht so leise wie möglich wieder auf den Tisch, jedoch ohne dasselbe ganz von der engen Umschlingung seiner Hand loszulassen. Dabei konnte er es aber nicht vermeiden, einen gar bedeutungsvoll bedauernden Blick nach der Flasche zu werfen, aus welcher das köstliche Tröpflein gekommen und die leider von der etwas kargen Meisterin sofort wieder in ihr dunkles Gefängniß zurückgeschoben wurde. Wie aus Aerger über dieses ihm höchst unpassend vorkommende Thun führte der Geselle das Glas wieder rasch an seinen bärtigen Mund und leerte es auf einen einzigen Zug wenigstens bis zur Hälfte. Dann setzte er sich mit erwartungsvoller Miene rückwärts auf seinem Stuhle zurecht, um den Eröffnungen der Meisterin zu harren.

Babette setzte sich ganz zutraulich und mit einem freundlichen Lächeln auf dem Gesichte zum Hanauer.

„Hanauer, wollt Ihr mir einen Gefallen thun?“ fragte sie mit einschmeichelnder Stimme.

„Tausend für einen,“ versicherte der Hanauer und leerte

sofort wie zur Bekräftigung dieser Betheurung sein Glas bis auf den Grund.

„Ihr könnt doch schreiben, Hanauer?" forschte sie weiter.

„Und ob!" entgegnete der Gefragte, indem er sich mit Selbstgefühl in die Brust warf, danach aber sofort einen kleinmüthigen Blick in das vor ihm stehende Glas warf, aus dem weiter auch gar nichts als ein Strahl der schräg einfallenden Mittagssonne ihm entgegenleuchtete.

„Wollt Ihr mir einen Brief schreiben in einer Angelegenheit, wo ich es nicht gut selbst thun kann?"

„Mit dem größten Vergnügen!"

„Nun, Ihr kennt doch die traurige Geschichte mit dem Kätheli?"

Der Hanauer kratzte sich verlegen hinter den Ohren und führte ganz confus das leere Glas nutzloser Weise zum Munde. „Hm, ja!" sagte er zögernd, „habe so etwas gehört. Möchte aber meine alte Seele daran setzen, daß die Jungfer unschuldig ist!"

„Das muß ich leider besser wissen, Hanauer!" entgegnete Babette mit trauriger Miene.

Der Hanauer fuhr vor Erstaunen mit einem Satze von seinem Sitze auf.

„Bleibt nur ruhig sitzen," sagte halb bittend und halb befehlend die Meistersfrau, indem sie nach dem Schranke ging, die Flasche wieder hervorholte und zur großen Satisfaktion des durstigen Gesellen das leere Glas wieder voll schenkte, was dieser mit lautem Danke lohnte.

Ich habe leider meine guten Gründe, Hanauer, zu glauben, daß unser Kind Dessen schuldig ist, wessen man es anklagt."

Der Hanauer fand sich nicht veranlaßt, auf diese vertrauliche Eröffnung etwas zu erwidern. Er glaubte zwar kein Wort von dem, was man ihm sagte, aber er wollte nicht durch Widerspruch die für ihn so günstige Stimmung

der Meisterin verderben. Sein blaurötheliches Gesicht nahm daher bloß den Ausdruck gespannten Erstaunens an.

„Ihr könnt leicht denken, Hanauer," fuhr die Meisterin in ihrem heuchlerischen Tone fort, „wie sehr mir, trotz dem Allem, das Unglück des Mädchens zu Herzen geht; aber eben so sehr erregt es meine Angst, daß der brave Friedrich von einer so blinden Leidenschaft für das Kätheli beherrscht ist. Was soll da kommen als doppeltes Unglück. Das ungerathene Mädchen wird, seiner Jugend und Unerfahrenheit wegen, mit einer leichten Strafe davon kommen und bald wieder frei werden. Der schwache Bursche wird felsenfest an seine Unschuld glauben und ärger verliebt sein, als vorher. Früher oder später wird aber doch der brave Vater Friedrichs von dem unseligen Vorfalle Kenntniß erhalten und dann nie und nimmer seine Einwilligung zur Heirath mit einer Person geben, die im Verdachte steht, eine Diebin gewesen zu sein. Da kann Kätheli nur in größeres Elend gerathen, als es jetzt schon ist. Am liebsten wäre es nun mir und dem Meister, wenn der alte Ehrensperger durch eine ihm bekannte Person von dem Sachverhalte in Kenntniß gesetzt würde, damit er unter irgend einem Vorwande seinen Sohn nach Hause rufe, bevor Kätheli wieder freigelassen wird."

Der Hanauer nahm statt aller Antwort wieder einen bedächtigen Zug aus seinem Glase. Die schlaue Babette, welche forschend das Auge auf ihn heftete, mochte in seinem ernsten Gesichte einige Zweifel darüber entdecken, ob es ihr mit ihrer Vorsorge für das Glück der jungen Leute so rechter Ernst sei. Sie fuhr daher eifrig fort:

„Ihr glaubt mir nicht recht, Hanauer. Aber was soll's denn werden, wenn die beiden jungen Leute, die hier ohne Aufsicht mit einander verkehren können, sich zu dummen Streichen — — — Ihr versteht mich doch?"

Der Hanauer blinzelte in einer Weise, die bewies, daß er gar wohl begreife, was die Meisterin andeuten wolle.

Diese griff nun zu einem andern Ueberzeugungsmittel. Sie ging noch einmal über den Schrank. Der Hanauer, der mit Falkenblicken dieser Bewegung folgte, vernahm aber dieses Mal ein ganz anderes Geräusch, als er wohl erwartet haben mochte; den Klang blanken Silbers nämlich, und bald darauf trat auch wirklich Babette wieder an den Tisch und warf einen glänzenden Thaler auf denselben. Der Geselle stierte mit weit aufgerissenen, gierigen Augen das blinkende Geldstück an. Er schien schon im Gedanken zu berechnen, wie mancher gute Schluck aus dem Besitze desselben ihm erwachsen müßte.

„Das Geldstück gefällt Euch, Hanauer, nicht wahr?" fragte Babette mit schalkhafter Betonung. „Nun, es soll Euer sein, wenn Ihr diesen Abend noch den bewußten Brief an den alten Ehrensperger in Erfurt schreibt und mich ihn durchlesen laßt, bevor er auf die Post getragen wird."

Der Hanauer kämpfte eine kurze Weile mit sich selber. Fast schien es Anfangs, als wolle er das Geldstück von sich stoßen; aber seine grauen Augen fingen bald an, mit immer funkelnderm Glanze auf dem blanken Gepräge zu haften und dann sprang er auf.

„Ich sehe ein, Frau Meisterin, daß es so am besten für den braven Friedrich und für die Jungfer ist," sagte er mit sehr ernster Miene. „Für's Geld thät' ich's nicht, gewiß nicht, aber — —"

„Das kommt gar nicht darauf an, Hanauer, gar nicht," fiel Babette, rasch ihren Sieg benutzend, ein. „Nehmt immerhin den Thaler als ein wohlverdientes Trinkgeld von mir und vergeßt nicht, mir den Brief diesen Abend zu bringen.

Der Hanauer trank sein Glas vollends aus, warf noch einen sehnsüchtigen Blick nach dem Schranke, versicherte dann mit vielem Ernste, daß er den Thaler eben nur nehme, weil

es die Meisterin so haben wolle, und ging dann für einstweilen noch in die Werkstatt hinunter, wo er zwischen seinen Arbeiten dem mühseligen Geschäfte oblag, in Gedanken einen Brief an Meister Ehrensperger aufzusetzen.

* *
*

Auf den armen Friedrich hatte die Kunde von Kätheli's Unglück beinahe zernichtend gewirkt. Der junge Mann war nahe daran gewesen, den Verstand zu verlieren und irrte zu derselben Stunde, wo die eben erzählte Scene stattfand, wie ein Träumender in der Stadt umher. Sein erster Gang war nach der Polizei gerichtet gewesen, wo er mit Bitten und Flehen die Bewilligung einer Unterredung mit dem geliebten Mädchen zu erwirken versucht hatte, natürlich aber abgewiesen worden war. Erst der folgende Tag traf ihn wieder in des Meisters Werkstatt. Seine Mitgesellen aber erschracken förmlich über die Veränderung, welche über Nacht mit ihm vorgegangen war. Alle Röthe war aus seinem Gesichte verschwunden, seine Züge waren starr und förmlich leichenhaft geworden und seine Haltung zusammengesunken, wie diejenige eines Menschen, der eben erst von tödtlicher Krankheit wieder erstanden. Mechanisch, offenbar ohne an das zu denken, was er that, versuchte er es, seine Arbeit zu verrichten; er sprach kein Wort, gab auch keinen Bescheid auf die theilnehmend an ihn gerichteten Fragen, und nur das krampfhafte Zucken seiner Mundwinkel verrieth, daß er das, was man zu ihm sagte, verstehe.

So fand ihn der eben eintretende Meister, der mit düstern Blicken einen Augenblick den bleichen Jüngling fixirte und ihm dann winkte, ihm hinaus in das dem Leser schon bekannt gewordene Höflein zu folgen. Langsam, wie fast zum Gehen unfähig, ohne eine Spur von Neugierde zu verrathen, folgte der Geselle dem voranschreitenden Meister.

„Friedrich," sagte der alte Mann, als sie sich dort allein

befanden, „ich habe nicht mehr hinreichende Arbeit für Euch und muß Euch daher den Abschied geben. Es nützt Euch nichts," fuhr er hastig fort, als der junge Mann mit bittender Miene zu reden anfangen wollte. „Ich wünsche aus Gründen, die Euch mitzutheilen ich nicht für nöthig finde, daß Ihr mein Haus noch heute verlassen möchtet. Hier habt Ihr den Abschied und den Lohn und ich wünsche Euch von Herzen ein anderweitiges gutes Fortkommen." Mit diesen Worten kehrte der alte Mann dem erstarrten Jünglinge den Rücken und ging, als wollte er absichtlich jeder Erwiderung von Seite desselben den Faden abschneiden, die Treppe hinauf, statt in die Werkstatt zurückzukehren.

Eine Weile stand Friedrich da wie zernichtet. Dann brach ein Strom von Thränen aus seinen Augen; wankenden Schrittes ging er hinauf in sein Dachkämmerchen und packte seine Habseligkeiten zusammen. Eine Stunde später sahen ihn die andern Gesellen, mit dem Felleisen auf dem Rücken, das Haus verlassen. Schon am folgenden Tage aber vernahm Babette durch den Hanauer, daß der so schnöde entlassene Geselle keineswegs fortgereist sei, sondern bei einem andern Meister außerhalb der Stadt Arbeit genommen habe und zwar ohne auf Lohn Anspruch zu machen, was offenbar dahin deutete, daß er um jeden Preis gesonnen sei, die Entwicklung der Dinge in der Nähe abzuwarten. Denn daß er ohne Lohn arbeitete, that er sicherlich nur, um nicht von der Polizei als arbeislos fortgewiesen zu werden, wie dieses bei den strengen Gesetzen auch sicherlich hätte geschehen müssen.

* * *

Die gegen das arme Kätheli eingeleitete Untersuchung zog sich ziemlich in die Länge. Frau v. L., von der Schuld ihres bisherigen Schützlings überzeugt, und durch das trotzige und freche Leugnen des jungen Mädchens indignirt, wie sie sich ausdrückte, hatte gleich nach der Zusammenkunft im Mode=

waarenlager eine sehr scharfe Anzeige gegen ihre Arbeiterin eingereicht und die Polizei fand, bei der hohen Stellung der Anklägerin, es für gerathen, das arme Opfer auf jeden Fall als schuldig zu betrachten. So wurde mit einer Beharrlichkeit und mit einem Vorurtheil gegen das Töchterlein des Schreiners inquirirt, daß es, selbst bei vollkommener Unschuld, keine leichte Sache gewesen wäre, einen Angeklagten frei zu bringen. Eine sofort bei der alten Großtante angeordnete und mit aller möglichen Genauigkeit durchgeführte Hausdurchsuchung hatte zwar nicht zu dem von den Inquirenten erwarteten Ergebnisse geführt, denn von dem fatalen Stücke Tuch war auch nicht ein Endchen aufgefunden worden. Ein für die Angeklagte mehr bedenkliches Resultat hatte aber eine mit Jener und den beiden Gehülfinnen der Modehändlerin stattgefundene Confrontation gehabt. Die beiden Damen nämlich behaupteten mit ziemlicher Bestimmtheit die Identität Kätheli's mit derjenigen Person, welche den verschwundenen Stoff abgeholt und bloß die Eine von ihnen bemerkte, indem sie das von Thränen überströmte, abgehärmte Gesicht der Angeklagten nochmals recht aufmerksam betrachtete, es wolle ihr vorkommen, als ob diejenige, welcher das „Zeug" übergeben worden, ein keckeres Wesen zur Schau getragen und daß ihr auch die Stimme nicht ganz dieselbe scheine. Dieser Umstand veranlaßte zwar nicht die sofortige Entlassung Käthchens aus seiner Haft. Die Polizei wollte, um der Frau v. L. einen Gefallen zu erweisen, absolut den Schuldigen herausfinden und da gerade niemand Anders zur Hand war, auf den man vernünftiger Weise einen Verdacht hätte werfen können, so mußte schon deßwegen das arme Handwerkerskind das Opfer dieses grausamen Eifers werden.

Schon volle zehn Tage weilte das arme, verzweifelnde Mädchen, fast zu einem Schatten zusammengehärmt, in seinem Gefängnisse, das es nur verließ, um von Verhör zu Verhör

geschleppt, und bald freundlich, bald drohend mit Zureden zu einem offenen Geständnisse gemartert zu werden.

Eines Morgens — es war eben der zwölfte Tag seines traurigen Hierseins — rasselten wieder die Riegel seiner zum Glücke seit einigen Tagen nur von ihm bewohnten Gefängnißzelle. Mit verdrießlicher Miene kündigte ihm der Schließer an, daß es nochmals vor dem Verhörrichter erscheinen müsse. Mit stummer Resignation nahm das Mädchen diesen Befehl entgegen und folgte wie gewohnt, mit traurig und schamhaft gesenkten Blicken, dem Gefangenwärter. In das Verhörzimmer geführt, wo schon sein Richter an einem mit mächtigen Aktenstößen beladenen Tische saß, erhielt es die Weisung, sich auf die Bank der Angeklagten zu setzen. Es dauerte noch eine gute Weile, bis der gestrenge Herr, mit der grünen Brille, es für gerathen fand, von seiner Arbeit aufzublicken. Endlich, nach einer für Kätheli stundenlangen Pause, schoß der Herr einen flüchtigen Blick auf die zusammengesunkene Gestalt mit dem bleichen, feinen Antlitz, warf dann das eben bei der Hand habende Aktenheft schmetternd bei Seite und griff mit ungeduldiger Bewegung nach einem andern. Dann erst erhob er den Kopf, schob die grüne Brille bis fast auf die Nasenspitze hinunter und musterte, über die Gläser wegschauend, mit langem, scharfem Blicke die zitternde Jungfrau.

„Jungfer Walter,“ sagte er dann langsam und jedes seiner Worte dehnend, „Ihr beharrt also auf Eurem Leugnen rücksichtlich des unterschlagenen Stückes Tuch?“

Kätheli erhob sich ein wenig und in seinen matten Augen glänzte ein Strahl des Unwillens. „Ich leugne nicht, Herr Verhörrichter,“ sagte es mit einer Stimme, die zwischen Furcht und Entschlossenheit schwankte. „Ich habe nichts zu leugnen; habe jenes Stück Tuch in meinem Leben nie gesehen und möge es Gott Denjenigen verzeihen, die eine so schändliche Anklage gegen mich geschleudert haben.

Der Verhörrichter betrachtete noch eine Weile mit kalt prüfenden Blicken das Mädchen, das vor Erregung von seinem Sitze aufgesprungen war und jetzt, die Hand auf die wogende Brust gepreßt, ihn furchtlos, mit funkelnden Blicken anschaute. Dann warf er das Aktenheft, in dem er hie und da nachlässig geblättert, wieder zu.

Ich will wünschen, daß Ihr so unschuldig seid, wie Ihr Euch darstellt," sagte er, „und wie Ihr auch ausseht," setzte er leiser hinzu. „Ungeachtet wirklich noch immer schwerer Verdacht auf Euch lastet, sieht sich doch das Verhöramt veranlaßt, wegen mangelnden Schuldbeweisen die Untersuchung gegen Euch nicht weiter fortzusetzen und Ihr seid daher, obgleich ohne Entschädigung für die ausgestandene Haft, von heute an entlassen. Der Gefangenwärter wird Euch wieder in Eure Zelle zurückführen, damit Ihr die allfällig dort habenden Effekten behändigen könnt. Dann steht es Euch frei, nach Hause zurückzukehren oder sonst hin zu gehen, wohin es Euch beliebt." Nach diesen Worten griff der Mann der Justiz gleichgültig wieder nach einem Aktenstücke und erwiderte mit keinem Blicke den Abschiedsgruß des von der plötzlichen Wendung seines Geschicks halb betäubten und mit wankenden Schritten sich entfernenden Mädchens.

Die Gefühle Kätheli's, als es wieder zum ersten Male in die Freiheit hinaustrat, zu beschreiben, wäre eine Unmöglichkeit. Es kam ihm vor, als lägen lange Jahre zwischen dem Jetzt und seinem Eintritt in die düstern Mauern seines Gefängnisses. Mit unsichern Schritten eilte es über das Pflaster der breiten Straße hin, und wagte es kaum, einem Menschen in's Antlitz zu blicken. Doch war es keineswegs jetzt schon das Gefühl der erlittenen Schmach, das seine junge Brust bewegte. Sein Denken und Sinnen war mehr demjenigen des Vogels gleich, der den Winter über im engen Bauer gefangen gehalten worden und dem jetzt im lachenden Frühling plötzlich die Freiheit wieder gegeben

wird. Der ehemalige Bewohner der Luft weiß nicht mehr was anfangen in seinem frühern Element, weiß nicht recht was beginnen draußen im Sonnenschein und Aetherglanz; er flattert mit unsichern Flügelschlägen ein wenig umher und bleibt stundenlang unbeweglich auf dem nächsten besten Dache sitzen.

Ohne indeß aufgehalten zu werden, eilte Kätheli hinunter in die Wohnung der Großtante, die mit einem jubelnden Aufschrei ihren Liebling begrüßte und das Mädchen dann lautweinend an die Brust preßte. „Du bist frei — deine Unschuld ist an's Tageslicht gekommen!" schrie die alte Frau, indem sie das bleiche Gesichtchen der Jungfrau zwischen ihren alten knöchernen Händen zusammenpreßte und mit thränenden Augen dasselbe betrachtete. „Aber was mußt du gelitten haben, mein armes Kind, daß du so blaß und bleich geworden bist! Aber die sollen noch einmal kommen!" sagte sie, plötzlich von Rührung zur Entrüstung über das ihrem Schützling angethane Unrecht übergehend. „Dieser Frau v. L. will ich's noch einmal sagen, was das zu bedeuten hat, ein armes, unschuldiges Kind anzuklagen!"

Kätheli machte eine abwehrende Bewegung. „Frau v. L. hat es früher gut mit mir gemeint," sagte es mit trauriger Resignation. Ich bin bei der guten Dame verleumdet worden und muß nun Geduld haben, bis einmal Gott meine Unschuld ganz und voll an den Tag bringt. Laßt mich niedersitzen, Tante, ich bin so müde," setzte es hinzu, indem es sich langsam auf das Sopha niederließ und das Köpfchen in die Kissen zurücklehnte, während die alte Frau fortfuhr, ihrer Entrüstung über die Ungerechtigkeit der „vornehmen Welt" auf alle mögliche Weise Luft zu machen.

„Und was macht Friedrich?" unterbrach Kätheli endlich zögernd und mit tonloser Stimme den Redefluß der Verwandten.

„Ja, der Friedrich — mein Gott, da hätte ich dir denn vor lauter Freude und Jubel über deine Freilassung bald vergessen, zu sagen, was dich wohl am meisten interessiren wird. Der Friedrich ist vorgestern von hier fortgereist!"

Kätheli schauderte mit einem zuckenden Aufschrei zusammen.

„Erschrick nur nicht gleich so!" tröstete die Alte. „Er war vor seinem Fortgehen noch hier und hat mir erzählt, daß dein Vater ihm gleich am andern Tage nach demjenigen, wo — — die alte Frau zögerte — Kätheli nickte bloß. „Also dein Vater hat ihn sofort am andern Tage entlassen. Der gute Bursche, nur um nicht fortreisen zu müssen, ist bei einem andern Meister außer der Stadt und zwar ohne Lohn in Arbeit getreten. Vorgestern aber hat er einen Brief von seinem Vater draußen erhalten, der ihm befiehlt, ungesäumt nach Hause zu reisen, da seine Mutter sterbenskrank sei und ihn vor ihrem Ende noch zu sehen wünsche. Tag und Nacht solle er reisen, wenn er nicht zu spät kommen wolle. Was hat da der Friedrich als guter Sohn thun wollen, als dem väterlichen Gebote ungesäumt Folge zu leisten? Er sah ganz verstört und unglücklich aus, als er mir das sagte, und hat mir tausend Grüße an dich aufgetragen. Sobald er daheim sei, wolle er dir auch einen Brief schreiben, hat er mir versprochen und ist dann mit den hellen Thränen in den Augen auf und davon gegangen."

Kätheli nahm diese ihm so unerwartete Eröffnung mit ziemlicher Ruhe entgegen. Es war von des Geliebten treuer Anhänglichkeit überzeugt und zerdrückte nur verstohlen eine Thräne zwischen den Wimpern. Mit so treuer Liebe es auch an dem Jüngling hing, so wäre es ihm doch schier peinlich gewesen, jetzt gleich aus dem Orte der erlittenen Schmach ihm entgegenzutreten.

Die Base drang darauf, daß Kätheli sich sofort umkleide und behauptete, alles was es anhabe, rieche nach

Kerkerluft. „Das muß ausgelüftet werden!" entschied sie mit Eifer und ruhte nicht, bis diesem Befehle Folge geleistet war.

Für diejenigen, denen die Freilassung Kätheli's nicht recht begreiflich vorkommen will, muß noch bemerkt werden, daß eine zweite Abhörung der beiden Gehülfinnen der Modenhändlerin stattgefunden hatte. Ihre diesmaligen Aussagen hatten weit weniger als das erste Mal für die Schuld der Angeklagten gesprochen, und auf Befragen des Richters hatten Beide die Möglichkeit zugegeben, es sei möglich, daß eine andere, der Jungfer Walter aber ziemlich ähnlich sehende Person die vermißte Waare abgeholt haben könne.

Die nächsten Wochen verstrichen nun für Kätheli ziemlich traurig und einförmig. Seine Kundsame hatte in Folge des unglückseligen auf ihm haftenden Verdachts, dessen Kunde sich schnell in der Stadt verbreitet hatte und von seinen Berufsgenossinnen überall hin eifrig verbreitet wurde, ziemlich abgenommen. Sein Verdienst sank in Folge dessen rasch zu einer Kleinigkeit herab und nur der alten Tante aufopfernde Liebe schützte das arme Kind vor wirklichem Mangel. Mehr noch als dieses schmerzte Kätheli aber die unverhehlte Geringschätzung, mit welcher Denjenigen, die früher auf den fleckenlosen Ruf der Schreinerstochter eifersüchtig gewesen, ihm überall, wo es einmal nöthig war, sich öffentlich zu zeigen, entgegentraten. Die verlorensten Geschöpfe zeigten mit Fingern auf die in der öffentlichen Meinung Gebrandmarkte, oder rückten sogar mit verletzender Absichtlichkeit auf die Seite, wenn der Zufall sie auf den Bänken einer Promenade mit der Gemißhandelten zusammenführte. Das war denn auch der Grund, daß Käthchen in stiller Verzweiflung oft Wochen lang die Wohnung der Tante nicht mehr verließ.

Vielleicht mochte Kätheli in der stillen Hoffnung auf die baldige Rückkehr Friedrichs einigen Trost gegen all dieses Ungemach finden. Diese Hoffnung drohte indeß nach wenigen

Wochen ebenfalls zu schwinden, denn Friedrich hielt nicht nur das der Tante gegebene Versprechen, an Kätheli sofort nach seiner Ankunft bei Hause einen Brief zu schreiben, nicht, sondern es kam selbst nach wochenlangem Harren keine Antwort auf ein Schreiben Kätheli's, worin dieses dem Geliebten seine Freisprechung gemeldet hatte.

„Er ist wie die Andern!" sagte die rasche Tante eines Mittags entrüstet, als sie den Briefträger wieder einmal hatte vorbeigehen sehen, ohne an ihrer Thüre anzuklopfen. Kätheli schüttelte bloß wehmüthig das in der letzten Zeit immer blässer und blässer werdende Köpfchen. Ihr Glauben an die treue Liebe Friedrichs war durch nichts zu erschüttern.

„Er hat meinen Brief nicht bekommen, oder er ist krank und kann nicht schreiben," sagte sie auf alle Behauptungen der alten Verwandten mit sanfter Festigkeit und schrieb ein zweites Mal. Als aber auch auf diesen Brief keine Antwort erschien und Friedrich beharrlich kein Zeichen seines Daseins mehr von sich gab, verfiel das arme Mädchen immer mehr in Trübsinn.

Ich war um jene Zeit auf einer längern Reise abwesend gewesen und erst nach der unglücklichen Katastrophe von Kätheli's Verhaftung und Freilassung wieder nach der Vaterstadt zurückgekommen. Mit nicht geringem Erstaunen und Schrecken erhielt ich erst in der damaligen Epoche Kunde von dem Unglück, das die liebliche Jugendgespielin betroffen. Natürlich war mein erster Ausgang einem Besuche bei ihr und der alten Großtante gewidmet. Die Letztere empfing mich mit tiefer Trauer im runzelvollen Gesichte. Kätheli streckte mir, offenbar durch meinen Besuch erfreut, die schmale, weiße, auffallend mager gewordene Hand entgegen.

„Das ist doch schön von dir, Fritz, daß du dich noch an die Jugendfreundin erinnern magst," sagte es mit einem wehmüthigen Lächeln und mit seiner weichen Stimme, die jetzt noch meine Nerven durchzittert. „Du bist weit fort=

gewesen, wie man mir gesagt hat, und bist gewiß so gut, mir etwas von all dem Schönen, das du gesehen, zu erzählen."

Ich betrachtete mit schmerzlichem Erstaunen die schlanke Gestalt der schönen Jugendfreundin. Ihr feines Gesichtchen war fast marmorweiß geworden und nur auf jeder Wange glühte ein brennend rother Fleck. Das Sprechen schien sie offenbar anzustrengen, und die Hand, die ich noch immer in der meinigen fest hielt, war eisig kalt, aber feucht. Sie schien in meinen Zügen zu lesen, und ein schwacher röthlicher Schimmer glitt flüchtig über ihre Stirne hin. „Du findest mich sehr verändert, nicht wahr, lieber Fritz?" fragte sie nach einer Pause mit trübem Lächeln; ich habe in der letzten Zeit freilich viel, sehr viel gelitten."

Ihr Anblick schnürte mir das Herz zusammen; eine dunkle Ahnung, daß diese schöne Menschenblüthe geknickt sei, für immer, durchzuckte mit eisigem Weh meine Seele. Es war mir unmöglich, auf ihre Rede eine auch nur einigermaßen passende Antwort zu finden und ich suchte dem Gespräche eine andere Wendung zu geben, indem ich ihrer Bitte, ihr etwas von meinem Ausfluge zu erzählen, willfahrte, so viele Anstrengung mich dieses auch kostete. Nach einer Stunde entfernte ich mich; Kätheli stand beim Abschiede mühsam auf, um mich bis zur Thüre zu begleiten, so sehr ich die offenbar kranke Freundin bat, sich zu schonen. Sie schien von ihrem wahren Zustande noch kaum eine Ahnung zu haben. Von Friedrich hatte sie während unserer Unterredung mit dem an ihr gewohnten Takte es vermieden, zu sprechen. Mit rührender Herzlichkeit dankte sie mir für meinen kurzen Besuch und ihr blaues Auge strahlte dabei in ungewöhnlichem Glanze. Gleichwohl hatte ich mich in der Hoffnung getäuscht, daß eine Bitte um Wiederholung desselben erfolgen werde. Sie hatte offenbar den Glauben an den Geliebten

noch immer nicht aufgegeben, und wollte es vermeiden, durch Empfang eines Freundes ihm Anstoß zu geben.

Die stille Liebe zu der Jugendgespielin, die schon seit Jahren in mir gekeimt, hatte durch diesen Besuch wieder neue und heftige Nahrung empfangen. Vielleicht knospete meine Leidenschaft mit nur um so größerer Heftigkeit in dem Gefühl empor, daß die Geliebte mir rettungslos verloren sei. Ich glaubte in Friedrichs Benehmen eine Berechtigung zu finden, die Liebe, die in diesem Herzen noch immer für ihn glühen mochte, zu erobern, als eine köstliche Beute — die Liebe einer Sterbenden! Aber wer glaubt an den Tod Dessen, was er liebt. Die Liebe hofft immer auf Wunder, weil sie selbst hie und da Wunder gewirkt hat.

Nach Hause gekommen, schloß ich mich in meinem Dachkämmerlein ein, sah lange hinab auf den Platz, wo ich mit Kätheli und dem kleinen Gottlieb vor vielen Jahren so frohe Spiele gespielt, und unwillkürlich rann eine Thräne über meine Wangen herunter. Endlich, um den Gefühlen, die mich bewegten, Ausdruck zu geben, nahm ich die Feder und schrieb:

An die Jugendfreundin.

Ein Ton aus längst verklung'ner Zeit
Bei deinem Schau'n mein Herz durchzog —
Wie ist das Glück dahin so weit,
Das ich aus deiner Nähe sog!

Ein And'rer raubte frech dich mir,
Mein stilles Lieben kam zu spät;
Ein And'rer wurde theurer dir,
Der jetzt dein treues Herz verschmäht.

O wußt' denn er, welch Himmelsglück
Er einst besaß, du süßes Kind!
Er denkt ja kaum an dich zurück
Und seinen Schwur verweht der Wind.

Ich aber habe nie gefragt,
Ob Schuld, ob Unschuld an dir ist,

Hab' nimmer dir mein Leid geklagt,
So lieb, so theu'r mir auch du bist.

O flüchte dich an meine Brust,
Die Brust des Freundes, treu wie Gold,
Und schüttle dann voll Lebenslust
Den Gram von dir und sei mir hold.

Und tragen will durch's Leben dann
Ich dich, mit treuer, starker Lieb',
Die, wenn die Jugendzeit verrann,
Doch gleich dem Jünglingslieben blieb.

Ich legte die Feder weg und warf mich angekleidet auf das Bette, denn ob meiner Arbeit, die dem Ungeübten nur mühselig von Statten gegangen, war es spät geworden. Noch in meinen Träumen aber schwebte sie vor mir, die liebe schlanke Gestalt, mit dem bleichen Gesichte und den brennendrothen Flecken auf den Wangen. Am andern Morgen legte ich das Blättchen in ein Couvert, versiegelte es und trug es selbst auf die Post. Es war der erste Liebesbote, den ich ausgesendet, es ist auch der letzte geblieben.

Es dauerte mehrere Tage, die für mich in fortwährender fieberhafter Spannung verliefen, bevor Kätheli durch irgend eine Antwort mich hatte wissen lassen, wie mein poetischer Erguß aufgenommen worden sei. Endlich kam mir durch die Post ein Briefchen von ihm zu. Klopfenden Herzens entfaltete ich das kleine, zierliche Blättchen. Es enthielt nichts als die freundliche Einladung, doch diesen Abend zu der Tante und ihm kommen zu wollen. Ich ließ natürlich nicht auf mich warten. Der Nachmittag dehnte sich mir zu einer Ewigkeit aus und dennoch mußte ich vor Bangigkeit mehrmals auf der Treppe stehen bleiben, bevor ich es wagte, an die Thüre zu pochen. Ich traf Kätheli in der gleichen Stellung an, wie ich es vormals verlassen und zwar allein. Es hatte sich das Arbeitstischchen vor das Sopha rücken lassen. Auf dem Tischchen stand ein kleines Arbeits-

kästchen, dessen besonders zierliche Arbeit trotz meiner Aufgeregtheit sogleich meine Aufmerksamkeit erregte. Kätheli schien das zu bemerken und ein mattes Lächeln glitt über seine noch bleicher gewordenen Züge. Es stieß dießmal ohne aufzustehen, das Tischchen ein wenig auf die Seite, um es mir möglich zu machen, an seiner Seite Platz zu nehmen, wozu es mich mit freundlicher Unbefangenheit einlud. „Lieber Fritz,“ sagte es nach einer langen Pause, indem es meine Hand faßte und mit wehmüthigem Ernste mir in's Gesicht schaute, „lieber Fritz, kann man denn auch zweimal lieben?“

Zuerst schaute ich überrascht, ihre Frage nicht recht begreifend, zu ihr auf. Sie wiederholte dieselbe nach einer Pause in demselben Tone. Warum konnte ich nicht Ja sagen. Vielleicht hing mein ganzes Erdenglück an dem Wörtchen „Ja“, das nicht über meine zuckenden Lippen wollte, und das ich dennoch mit aller Kraft hätte schreien mögen. Aber es ging nicht. Wie ich in dieses wunderliebliche, von den goldenen Locken wie mit einem Heiligenschein umwobene Gesichtchen, mit den großen blauen Augen schaute, da fühlte ich es nur zu gut, daß ich nur einmal im Leben lieben könne und es kam mir wie Verrath an einer Sterbenden vor, das Ja auszusprechen. Ein unbeschreibliches Lächeln schwebte über Kätheli's Lippen, als mein Schweigen ihm meine Gedanken offenbarte.

„Gelt, lieber Fritz, du weißt es wohl, daß es nicht möglich ist, und deßwegen willst du mir versprechen, daß du mich nie mehr mit einem solchen Gedichte betrüben willst?“ Bei diesen Worten zog die Kranke ein Blättchen, das ich nur zu gut kannte, aus ihrem Busen, schob es aber sogleich wieder an seinen Ort zurück.

„Habe ich dich denn damit wirklich betrübt?“ fragte ich kummervoll.

„Nicht wegen meiner, nur deinetwegen, lieber Fritz,“

entgegnete Kätheli hastig. „Sieh, mein Freund,“ setzte es mit tonloser Stimme hinzu, „es ist eine gar zu traurige Sache um eine unglückliche Liebe. Darum mußt du mir auch versprechen, mich nur wie eine Schwester, wie eine recht gute Schwester, zu lieben. Eine Gestorbene liebt man doch auch nur so, und als solche mußt du mich doch schier jetzt schon betrachten.“

Ich ergriff, von meinen Gefühlen bemeistert, mit Heftigkeit Kätheli's Hand und ließ ein paar glühende Thränen darauf fallen. Es ließ mir dieselbe ohne Widerstreben.

„Warum denn weinen, lieber Freund?“ sagte es mit ruhiger Ergebung. „Ich sterbe nicht erst jetzt, ist starb schon im Gefängnisse, wo in den Augen der Welt meine Ehre geblieben ist, und dann noch seither!“ setzte es leise hinzu, indem ihre weißen Finger flüchtig über das zierliche Arbeitskästchen hinstreiften. „Ich war gestern auf der Promenade, vielleicht das letzte Mal,“ fuhr es fort, als ich beharrlich schwieg, „da rauschten denn die ersten herbstlich gelben Blätter, wie leise flüsternd, neben mir zu Boden. Ich weiß nicht wie es kam, aber mir kamen diese zitternden Blätter wie nahe Verwandte vor. Ich werde wohl bald mit solch gelbem Schmucke bedeckt sein. Es ist auch ein Brautkranz, aber der ihn in meine Haare flicht, ist — —“ Es vollendete den Satz nicht; ein leises Frösteln durchschütterte ihren zarten Körper.

„Ach,“ begann es nach einer Weile wieder, „das ist eine recht traurige Unterhaltung für dich, mein guter Fritz. Ich möchte dich aber noch um einen rechten Bruderdienst bitten. Mein Vater zürnt mir; ich habe ihn lange nicht gesehen und kann doch nicht wohl zu ihm gehen. Ich möchte aber gerne in Frieden von ihm scheiden. Nicht wahr, mein Guter, du thust mir das zu liebe und sagst ihm, daß sein Kind krank sei, sehr krank und daß es ihn noch einmal sprechen möchte.“

Ich konnte meinen Thränen nicht länger gebieten. Mit abgewandtem Gesicht versprach ich dem geliebten Kinde, zu thun, was es begehrte und wollte laut weinend hinauseilen. Kätheli rief mich noch einmal zurück. Wieder zog es das halbzerknitterte Papierchen aus dem Brusttuche und sagte mit einem Lächeln, das mir in die Seele schnitt: „Das behalte ich als Andenken an den treuesten Freund, den ich auf Erden besessen."

Wie ich nach dieser Scene heim in mein stilles Zimmerchen gekommen, ist mir jetzt noch unbekannt. Wohl aber weiß ich noch recht gut, mit welch quälenden Gedanken ich mich die darauf folgende Nacht schlaflos auf meinem Lager umherwälzte. Als ich mich am andern Morgen anschickte, den Auftrag Kätheli's zu vollziehen und zu Meister Walter zu gehen, erschrack ich fast über mein eigenes Aussehen. Den Vater Kätheli's, der mich, seiner Gewohnheit nach, mit ziemlich trockener Freundlichkeit empfing, traf ich in seiner Werkstatt an. Meine Bitte, ein wenig mit mir hinauszugehen, da ich ihm etwas Wichtiges mitzutheilen habe, schien ihn zu befremden; dennoch aber leistete er derselben anscheinend ohne Widerwillen Folge. Ich theilte ihm dann in so schonender Weise, als ich vermochte, den Zustand seiner Tochter und ihren gestern ausgesprochenen Wunsch mit. Er schien mir einen Augenblick gerührt und betroffen, murmelte ein leises: „So, denkt sie auch noch an den Vater," in sich hinein und erwiderte dann, er werde hingehen, sobald er nur immer Zeit habe und zwar heute noch.

Kätheli wartete indeß den ganzen Tag vergeblich auf den Vater. Ich hatte es ihm schon im Laufe des Morgens wissen lassen, daß er versprochen zu kommen. Erst lange später erfuhr ich, daß Babette ihren Mann von diesem Besuche abzuhalten gesucht, indem sie ihn glauben machte, die Krankheit seiner Tochter sei eine bloß erheuchelte, da man dieselbe

fast täglich, und nicht in der besten Gesellschaft, auf den öffentlichen Promenaden sich herumtreiben sehe.

Der Abend, der diesem Tage folgte, war einer der schönsten des ganzen Sommers und Frühherbstes, die sinkende Sonne färbte den tiefblauen, halbmondförmigen Jura mit den reichsten Tinten, und im prächtigsten Wechsel, vom dunkelsten Violett bis zum brennendsten Roth schimmerten und funkelten die waldumsäumten Höhen und Abhänge des riesigen Bergwalles, während gegen Südosten die majestätische Kette der Alpen in ihrer silberweißen Pracht flimmerte und glitzerte, bis die stolzen Gletscherhäupter sich plötzlich, als die Sonne hinter dem Horizont niedersank, in ein Meer von lauter Rosengluth tauchten. Die herbstliche Luft war indeß schon etwas zu kühl geworden für die größere Masse der Spaziergänger, und die prächtige Promenade mit ihren üppigen Baumkronen war schon etwas öde und verlassen, als ein junger Mann, mit einem auffallend hübschen Frauenzimmer am Arme, durch die Alleen hinschritt und dann auf einer einsamen, von Gebüsch umrankten Bank, an der von der Promenade auslaufenden Straße Platz nahm.

Der junge Mann, der seinem Aussehen nach in der Mitte der Zwanziger stehen mochte, schien, seinem freien ungezwungenen Benehmen nach, ein Student zu sein und diese Meinung wurde bestätigt durch die feuerrothe, eigenthümlich geformte Corpsmütze, die er gar keck auf das linke Ohr gesetzt hatte, und unter welcher ein üppiger Wald lockiger Haare in nur mittelmäßig geordnetem Zustande hervorquoll. Das Mädchen, das in sehr vertraulicher Weise neben dem Burschen Platz genommen hatte, konnte höchstens achtzehn bis neunzehn Sommer gesehen haben und schien seiner zwar einfachen, aber netten Kleidung nach, dem bessern Theile der arbeitenden Klasse anzugehören. Ihr zierliches Strohhütchen war recht verlockend kokett aufgesetzt, und das blühende, außerordentlich feingeschnittene Gesichtchen von reichen,

blonden Flechten eingerahmt. Das lebhafte, graublaue Auge funkelte keck herausfordernd und muthwillig unter den feinen Brauen hervor, und die ein wenig höhnisch aufgeworfenen Lippen paßten mit ihrem frischen Carmin vortrefflich zu dem ganzen Bilde. Die schlanke, schmächtige Gestalt schmiegte sich mit seltener Grazie an das grüne Seitengeländer der Bank, und das zierlich kleine Füßchen, wie unabsichtlich so weit vorgeschoben, daß man die zarten Knöchel und den blüthenweißen Strumpf unter dem leichten Sommerkleide hervorlauschen sehen konnte, zeichnete mit der Spitze der netten Stiefelchen in unruhiger Beweglichkeit fortwährend Figuren in den feinen Sand, mit welchem der Platz vor der Bank bestreut war.

Die beiden jungen Leutchen hatten bis hieher nur mit leiser, flüsternder Stimme eine kosende, oft kurz abgebrochene Unterhaltung geführt, die nur durch das häufige muthwillige Kichern des weiblichen Theiles jeweilen einen belebtern Ton annahm. Mit einem Male wandte sich der Student mit der Frage an das Mädchen:

„Nun, Paulinchen, was ist denn auch aus deiner wundernetten Doppelgängerin geworden, von der ich dir schon früher gesprochen und mit deren Galan ich einst in einer lustigen Nacht einen so derben Strauß bestanden? Der arme Junge hat mich seitdem oft gedauert; so sehr auch seine sündhafte Idee, ein solch süperbes Kätzchen für sich allein beanspruchen zu wollen, eine Züchtigung verdient hatte.“

Die kleine Dame zuckte höhnisch die Unterlippe abwärts. „'S war sich auch der Mühe werth, um das zimperliche Ding!“ sagte sie in wegwerfendem Tone. „Der haben wir aber doch das Handwerk gründlich verleidet, und sie wird uns mit ihrem lächerlich prüden Wesen nicht so bald wieder in die Quere kommen.“

War denn wirklich etwas daran an Dem, was in der Stadt herumgeboten wurde,“ fuhr der Rothbemützte fort,

daß das hübsche Mädchen, mit dem überfrommen Engelsgesichtchen, ein Stück Tuch oder so was geschossen haben soll? Mir wollte die Geschichte nie recht zu Kopfe — weit eher hätte ich dir, schönem Kobold, so etwas zugetraut, wär's auch nur, wenn du irgend eine Teufelei damit hättest anrichten wollen."

„Danke für das Kompliment!" lachte Pauline laut auf. Diesmal ist es auf bewunderungswürdige Weise an seine richtige Adresse gelangt. Niemand anders nämlich, als gerade ich, deine gehorsamste Dienerin, hat das Stück Zeug für Rechnung der Frau v. L. im Modewaarenmagazin geholt und der Frau Scharf abgeliefert, welche gleich mir, einen Zahn auf die Walter hatte. Bei meiner Aehnlichkeit mit dem frommen Engelsgesichtchen, wie du so galant bemerkst, war es eine ganz leichte Sache, Abends in der Dämmerung für die Jungfer Walter zu passiren. Diese ist dann freilich, wie man sagt, so mit einem blauen Auge davon gekommen, aber an ihre große Ehrlichkeit, die die unsrige so sehr in Schatten stellte, glauben nun doch nur sehr wenige Christenmenschen mehr."

Der Student sprang mit der Miene empörter Ueberraschung auf. „Höre, Paulinchen, das war ein satanisch schlechter Streich von dir, auf Cerevis!" sagte er mit dem Ausdrucke des Abscheus. „Einen Menschen, und sei's auch den verhaßtesten, auf solche Weise zu Grunde richten, das ist mehr als leichtsinnig, das ist schlecht, elend schlecht."

„Was wollte ich denn Anderes thun?" entgegnete, über den Ton ihres Liebhabers etwas betroffen und eingeschüchtert, Pauline in ziemlich kleinmüthigem Tone. „Frau Scharf befahl mir zu thun, was ich gethan, und die spaßt nicht. Ich hatte nicht die mindeste Lust zu handeln wie die einfältige Walter, aus der Lehre zu laufen, um nachher von meinem halsstarrigen Vater mit Schlägen zur Rückkehr gezwungen zu werden. Meinetwegen mag's die Frau Scharf

verantworten; ich wasche meine Hände. Uebrigens hat auch die eigene Stiefmutter Kätheli's die Hand mit im Spiele gehabt und die Scharf zu dem Streiche aufgehetzt."

Der Student wollte noch etwas entgegnen. Da rauschten und knackten plötzlich die Gebüsche hinter den beiden Plaudernden, und mit einem Satze stand ein junger, kräftiger Handwerksbursche mit funkelnden, drohenden Augen und unwillkürlich in die Luft erhobenem Knotenstocke vor ihnen. Das Mädchen stieß einen Schrei des Schreckens aus, der Student aber wandte, wenn auch sichtlich überrascht, doch ohne Furcht sein löwenartiges Antlitz dem Neuangekommenen zu. „Was will Er, Freund Straubinger?" fragte er, unwillkürlich in seinen humoristischen Ton verfallend, doch prallte er einen oder zwei Schritt zurück, als er aufmerksamer in das zornglühende Antlitz seines ehemaligen Gegners schaute.

„O, dieses Mal werden Sie mich mit ihren schlechten Witzen nicht aus dem Felde schlagen!" rief mit zornbebender Stimme Friedrich, denn er war es, dem Studenten zu, indem er dicht an ihn herantrat, und ihm drohend ernst in's Gesicht blickte. „Danken Sie Gott, daß Sie an dem Schurkenstreiche, den Diese da und ihre Helfershelferinnen begangen haben, unschuldig sind, sonst würde mein guter Stock gleich für die so schändlich Verleumdete Rache nehmen! Mit Weibern aber kriegt man nicht auf diese Weise. Drum Adieu! Sie werden noch von mir hören!"

Mit diesen Worten stürmte der empörte junge Mann fort, der Stadt zu, und zwar, trotz seiner Müdigkeit nach langem, anstrengendem Tagesmarsche, mit einer Schnelligkeit, die ihn den beiden überraschten jungen Leuten bald aus dem Gesichte verschwinden ließ.

„Das kann eine dumme Geschichte werden, Paulinchen," sagte der Student, indem er mit kühler Höflichkeit der Er-

schrockenen den Arm bot und mit ihr in's Dunkel der Allee zurücklenkte.

Friedrichs plötzliches Erscheinen war durch den Umstand gerechtfertigt, daß er, von langer Tagereise bis zur Erschöpfung ermüdet, auf einer durch die Gebüsche versteckten Bank der Promenade, ganz in der Nähe des jungen Paares, sich ein wenig zur Ruhe hingestreckt hatte. Er war fast eingeschlafen, als das Geräusch leiser Stimmen ihn weckte und er so unwillkürlich Zeuge des für ihn so erschütternden Gespräches ward.

Der junge Mann kam geradenwegs von seiner fernen Vaterstadt her. Seine Mutter hatte wirklich den ganzen Sommer über gekränkelt und war vor wenigen Wochen gestorben, und der Vater hatte den Verlust seiner treuen, langjährigen Lebensgefährtin nur um ein paar Tage überlebt. Die hinterlassenen Papiere seiner Eltern durchstöbernd, hatte Friedrich nicht nur den Brief des Hanauers an seinen Vater, sondern auch diejenigen Kätheli's aufgefunden, und damit die Ueberzeugung gewonnen, daß er und die Geliebte das Opfer einer schmählichen Intrigue geworden, indem nicht nur die Briefe Kätheli's ihm von den betrogenen eigenen Verwandten unterschlagen worden, sondern auch die seinigen an das Mädchen den Ort ihrer Bestimmung nie erreicht hatten. Zu dem schmerzlichen Gefühle, von seinen eigenen Eltern, wenn auch in guter Absicht, hintergangen worden zu sein, hatte sich eine tödtliche Angst um seine Geliebte gesellt. Fast ohne nur die zu Ordnung seiner Angelegenheiten nöthigen Aufträge zu ertheilen, hatte er sein Felleisen gepackt, war in eiligen Tagmärschen der Schweiz zugewandert und hatte durch einen seltsamen Zufall am Ziele seiner Reise das verhängnißvolle Gespräch belauschen können.

Ohne Aufenthalt, in einer Aufregung, die schier an Wahnsinn grenzte, eilte Friedrich gegen das Stadtthor zu

und nahm sich kaum Zeit, dem Posten am Thor seine Papiere vorzuweisen, so daß er von der Thorwache, welcher sein verstörtes Wesen auffiel, beinahe verhaftet worden wäre.

Der gute Zustand seiner Schriften bewahrte ihn indeß glücklich vor diesem Mißgeschicke und in fliegender Hast durcheilte er die langen Straßen, um sich sofort nach der Polizei zu begeben und von dem Sachverhalte Anzeige zu machen. Es kam dem armen Burschen zwar keineswegs in den Sinn, mit dieser Anzeige sich an den Urhebern der an Käthchen verübten Schändlichkeit rächen zu wollen; ihm lag bloß daran, die Ehre des geliebten Mädchens in fleckenlosem Glanze wieder herzustellen. An die übrigen Folgen dachte er in seiner Aufregung gar nicht.

Es dauerte ziemlich lange, bis ein Beamter der Polizei sich bequemte, in so später Abendstunde noch die Deposition des Gesellen entgegenzunehmen. Friedrich rannte derweil in tödtlichster Unruhe in dem einsamen Wartzimmer auf und nieder. Endlich erschien ein untergeordneter Beamter, der mit sehr kühler Miene des jungen Mannes in fliegender Hast hervorgesprudelte Anzeige zu Protokoll nahm und dann den Gesellen aufforderte, dieselbe zu unterschreiben und zugleich die Herberge zu bezeichnen, in welcher er sein Quartier zu nehmen gedenke. Dem armen Burschen war die Kälte, mit welcher die Polizei von seiner Anzeige Kenntniß genommen, ganz unerklärlich. Ihm kam es vor, als müßten alle Steine auf der Straße über die an Käthchen verübte Schändlichkeit ihr „Wehe" schreien.

Aber die Straßensteine in einer Stadt hätten gar Vieles zu thun, wenn sie über jegliches Unrecht, das in ihrer Nachbarschaft geschieht, ihre Stimme erheben sollten; sie knirschten bloß in gewohnter Weise unter den Rädern der gleichgültig an dem die Straße durcheilenden Burschen vorüber rasselnden Equipagen, in deren einer Madame v. L., die mißbrauchte Urheberin des Unglücks, das Ktheli passirt

war, saß, und keineswegs ahnte, was ein Menschenherz durch ihre Schuld in diesem Augenblicke litt.

Fast um dieselbe Stunde, in der Friedrich in die Stadt gelangte, war ich, von innerer Unruhe getrieben, nach Kätheli's Wohnung geeilt, um mich zu erkundigen, ob Meister Walter wirklich im Laufe des Tages dem Wunsche seines kranken Kindes nachgekommen sei. Zu meinem Erstaunen traf ich die alte Tante allein zu Hause. Sie berichtete mir, Kätheli habe sich diesen Abend auffallend wohler und leichter befunden und darauf beharrt, einen Spaziergang vor's Thor zu machen. Sie, die Tante, habe zwar dringend vor der Ausführung eines so seltsamen Vorhabens gewarnt, aber Kätheli habe so sehr gebeten, ihm doch seinen Willen zu lassen, daß sie nicht anders gekonnt, als das arme Kind in seinen wärmsten Shawl zu hüllen und es gehen zu lassen.

Eine dunkle Ahnung sagte mir, wohin meine Freundin ihren Weg genommen. Hastig verabschiedete ich mich von der Tante und eilte, ohne daß ich mir meines Zweckes recht bewußt war, hinaus gegen den Friedhof. Der herrlichste Vollmond ging eben groß und bleich am Horizonte auf und seine blassen Strahlen spielten, schon schräg einfallend, um die zitternden Laubkronen der hohen Bäume, als ich den Gottesacker mit seinen vielen Denkmälern betrat. Hie und da fiel ein buntgefärbtes Blatt, leise rauschend und weite Kreise in der Luft beschreibend, zu meinen Füßen nieder. Ich lenkte, von leisem Schauer durchbebt, meine Schritte gegen die Baumgruppe, unter deren Schatten Kätheli's Mutter nun schon lange Jahre schlummerte.

In diesem Augenblicke schien es mir, als sähe ich eine dunkle, leichte Gestalt an dem weißen Grabsteine knieen. Leise näherte ich mich. Es war Kätheli. Das Mädchen hatte seine zarten Arme um den kalten Grabstein geschlungen, an dessen einte Seite ihre schlanken Formen sich schmieg-

ten. Eine Weile stand ich in wehmüthiger Betrachtung versunken da, und wagte kaum zu athmen, um die fromme Beterin in ihrer Andacht nicht zu stören. Als sie aber so auffallend lange, ohne die leiseste Bewegung in ihrer Stellung, verharrte, suchte ich durch ein absichtliches Geräusch ihre Aufmerksamkeit zu erregen. Vergeblich, die Gestalt blieb so still, wie der Stein, den ihre Arme umschlungen hielten.

Ein Gefühl unbeschreiblicher Bangigkeit ergriff mich jetzt und dieser Empfindung nachgebend, wagte ich es leise, den Arm der Unbeweglichen zu berühren. Er war eisig kalt. Mit einem Laut des Entsetzens blickte ich dem Mädchen in's mondbeleuchtete, todesweiße Gesicht. — Meine Jugendfreundin war eine Leiche. Ihr weit offenes, blaues Auge war glanzlos nach oben gerichtet, aber der süße Mund lächelte noch immer freundlich, freundlich wie Engel lächeln, wenn sie dem sterbenden Kinde die Seele von den Lippen küssen. Als ich die zarte Gestalt knieend aufzurichten suchte, glitt sie leise in meinen Schooß nieder; ihre blonden Haarflechten hatten sich gelöst und umflutheten ihre Schultern und Brust mit goldenem Schein.

Was nun weiter? Soll ich Euch erzählen, was später geschah? Es gab für mich eigentlich kein „Später" mehr, denn erst in diesem Augenblicke fühlte ich es so recht deutlich, wie ich die Entschlafene geliebt und daß es aus sei mit meinem Lebensglücke, für immer. Darum mag ich auch Friedrich's wilden, verzweiflungsvollen Schmerz nicht schildern, als er ein paar Sekunden später durch dasselbe dunkle Gefühl, das mich nach dem Friedhofe geleitet, getrieben, auf dem Schauplatze der Verzweiflung ankam und ich mit stummer Geberde auf das bleiche Gesicht der Todten deutete. Ich hatte in diesem Augenblicke keinen Raum für fremden Schmerz in meinem Herzen.

Was kümmerte es mich auch später, daß die leichtfertige Pauline, die niederträchtige Frau Scharf und die böse

Babette in Untersuchung gezogen und auf ihr eigenes Bekenntniß zu langer Gefangenschaft und auch zu sonstiger Strafe verurtheilt wurden; daß ferner Meister Walter, von dem schändlichen Benehmen seines Weibes und von seinem eigenen Unrecht überzeugt, sich von Babette scheiden ließ, aber aus Gram noch während der Dauer des Prozesses seinem mißkannten Kinde in's Grab folgte!

Ich hatte Monate lang keinen Sinn für das, was in der Außenwelt vorging. Von Friedrich, dem armen Friedrich, habe ich nie wieder etwas gehört. Wenige Tage nach seiner Ankunft war er wieder verschwunden und in die weite Welt gewandert. Er mag sein tiefes Weh für lange, lange Zeit mit sich im Herzen getragen haben auf der weiten Wanderung durch's Leben.

Und ich? — Es ist Herbst geworden für mich und die Blätter beginnen gelber und gelber sich zu färben. Die draußen auf dem Felde, im luftigen Walde, sehe ich freilich nicht in meinem Dachstübchen in der engen Straße der fremden Stadt, wohin mein Schicksal mich verschlagen; aber ich fühle in meinem Herzen die Blätter niederrauschen und säuseln, wie sie niedersäuselten damals auf das bleiche, lockige Haupt meiner ersten und einzigen Liebe, und mir ist's, als flüsterten sie mir einen geheimnißvollen, bedeutsamen Gruß zu.

V.

Der schöne Abraham und das stolze Bäbeli.

Aus den emmenthalischen Geschichten.

Der schöne Abraham und das stolze Bäbeli.

Ich höre ein Vögelein pfeifen,
Wohl in der finsteren Nacht.
Lieb' Schätzelein hinter dem Fenster,
Ei, schlafest oder wachst?

Willst du hinein mich lassen?
Oder, bist du nicht allein?
Wie gerne möcht', wie gerne,
Die Nacht ich bei dir sein!

Ein Lichtlein sah er brennen,
Im kleinen Kämmerlein.
Lieb' Schätzelein konnt nicht schlafen
Und war auch nicht allein.

Durch's Gäßlein auf und nieder
Ging er mit traurigem Muth;
Jetzt hat er schon erfahren,
Was falsche Liebe thut.

Es sind nun schon ein paar Jährchen dahin, seit ich einmal dieses einfach traurige Liedchen singen hörte. Es war an einem warmen, schwülen Sommerabende, auf einer Fußreise, drinnen in den vielfach verschlungenen Berg- und Thallabyrinthen, in deren Schooß die wilde Emme ihren Ursprung nimmt. Die Gegend war einsam und menschenleer, nur ein rauschend Bächlein mein Begleiter, das zur Seite des Weges, wie für sich selbst Gebete murmelnd, über sein kiesiges Bett dahin plätscherte. Auf einmal vernahm mein Ohr hinter mir die melancholischen, von einer tiefen

Mannesstimme gesungenen Worte des obigen Liedes. Die Töne erklangen seltsam wehmüthig und trübe, und harmonirten so auffallend mit der düstern Wildheit der mich umgebenden Gebirgsnatur, daß ich, wunderbar ergriffen, stille stand, um den singenden Wanderer näher in's Auge zu fassen. Eben sang er die dritte Strophe des einfachen Liedes, als er mich, ziemlich rasch einherschreitend, erreichte. Er war ein Mann, der höchstens sein dreißigstes Jahr erreicht haben mochte, groß und stark, und einen gewissen wilddüstern, verstörten Zug in seinen braunen, kräftigen Zügen abgerechnet, von auffallender männlicher Schönheit. Seine reichen, dunkeln Haare hingen ihm unter dem abgetragenen Strohhut hervor, in wilden Locken um Stirne und Haupt; der Blick seines großen dunkeln Auges war starr vor sich hin gerichtet, und als er die Worte sang:

„Lieb Schätzelein konnt nicht schlafen
Und war auch nicht allein" —

leuchtete es wie ein Blitz der Wuth über sein Gesicht hin. Schier von einer Anwandlung von Furcht ergriffen, trat ich auf die Seite, um den seltsamen Sänger vorübergehen zu lassen. Er würdigte mich indeß keines Blickes, und ging singend weiter. Die letzte Strophe:

„Durch's Gäßlein auf und nieder
Ging er mit traurigem Muth,
Jetzt hat er schon erfahren,
Was falsche Liebe thut" —

sang er mit so weichem, schmerzlichem Tone, daß es mir klar wurde, der singe auch ein Stück eigenes Leben, und das ergreifende Volksliedchen sei vielleicht wohl gar von ihm selbst gedichtet. Ich verdoppelte meine Schritte, um ihn bis zum nächsten Dorfe nicht aus dem Auge zu verlieren, so sehr war mein Interesse an ihm erregt.

Ich erreichte meinen Zweck vollkommen. Bald lag das nächste Dorf vor mir, in welchem ein an der Straße stehendes, freundlich und reinlich aussehendes Wirthshaus recht gastlich zur Einkehr einlud. Der Sänger schwenkte von der Straße ab und trat in das Haus. Ich folgte ihm auf dem Fuße nach, bis in die Gaststube, wo man eben Licht anzündete.

Es war Niemand im Zimmer, als die alte freundliche Wirthin, eine währschafte Emmenthalerin, mit kernigen Armen und rundem Vollmondsgesichte, aus dem ein paar blaue Augen treuherzig und klug hervorleuchteten. Der Unbekannte setzte sich stumm und ohne ein Wort auf den freundlichen „guten Abend" der Wirthin zu erwidern, an einen Tisch und stützte, die Ellenbogen auf denselben aufstemmend, das Gesicht in die hohle Hand. Sein seltsames Betragen schien indeß der ältlichen Frau gar nicht aufzufallen. Sie fragte zuerst freundlich nach meinem Begehr, und als sie mir das Verlangte gereicht hatte, stellte sie, ohne einen daherigen Befehl abzuwarten, einen Schoppen Wein vor den düstern Gast hin.

Ich beobachtete derweil stumm das verstörte, aber doch noch immer auffallend schöne Gesicht des mir gegenüber Sitzenden. Eine Weile blieb er unbeweglich in seiner theilnahmlosen Stellung, und schien den Wein gar nicht berühren zu wollen. Gerne hätte ich ihn angeredet, aber sein scheues, wildes Wesen hielt mich davon ab. Endlich wagte ich es doch. Ich nahm mein Glas, ging zu dem Unbekannten, und hielt es ihm zum Anstoßen hin.

„Auf Eure Gesundheit, Landsmann!" sagte ich möglichst freundlich. „Ihr habt diesen Abend ein hübsches, sehr hübsches Liedchen gesungen. Könnt Ihr mir wohl sagen, wer es gemacht hat?"

Der Angeredete fuhr wie erschreckt aus seinen Träumereien empor, und schaute mir dann wild und scheu in's

Gesicht. Die Gesundheit erwiederte er nicht. „Wer das Liedchen gemacht hat?“ sagte er endlich mit einem widrigen Grinsen, das jede Spur der ursprünglichen Schönheit aus seinen Zügen wegwischte — „wer das Liedchen gemacht hat! das möchtet Ihr wissen? Der Teufel hat es gemacht, kurz nachdem er aus dem Paradiese verstoßen worden war. D'rum klingt's auch so lustig!“

Mit diesen Worten faßte er sein Glas und stieß es so heftig auf den Tisch, daß ich glaubte, es müsse zersplittern. Dann schenkte er schnell nach einander den Wein in's Glas, das er zwei Male in einem einzigen Zuge leerte, stand auf und ging, das Geld dafür auf den Tisch legend, und mir noch einen mißtrauisch grollenden Blick zuwerfend, mit dröhnenden Schritten aus der Stube.

„Heute hat er wieder einmal seinen bösen Tag —“, sagte die Wirthin, fast gleichgültig ihm nachschauend. „Sie hätten leicht Unannehmlichkeiten mit ihm haben können. Er ist in solchen Momenten, wie er eben jetzt einen hat, gefährlich und bei seiner fast übermenschlichen Körperkraft doppelt zu fürchten.“

Man kann sich denken, daß ich die Wirthin bat, mir das, was sie über den Unglücklichen wußte, mitzutheilen. Sie willfahrte bereitwillig, und ich erfuhr folgende traurige Geschichte, die ich noch am selben Abend in meiner Weise in mein Taschenbuch schrieb und die ich hier berichte.

Sie waren das schönste Päärchen in der Gegend, der Abraham und das Bäbeli, nämlich. Er war zwar nur einer armen Wittwe einziger Sohn, die ein kleines Heimwesen besaß, das kaum eine Kuh zu ernähren im Stande war. Dafür aber war er der schöne Abraham — über diesen Punkt waren schier alle Mädchen einig — und eine Zeit lang auch das Bäbeli, des wohlhabenden Nachbauern einzig Kind. — Kam der Abraham des Sonntags auf einen Tanzboden, so wandten sich sicherlich, mehr oder weniger verstohlen und

heimlich, alle Mädchenköpfe nach ihm herum, und mit dem Bäbeli machten es die jungen Bursche um nichts besser. Das Bäbeli aber war nicht nur schön, sondern auch stolz. Es war ihm zwar ganz recht, daß der Abraham überall, sei's in der Kirche oder auf dem Tanzboden, nur Augen für ihn's zu haben und die andern Mädchen gar nicht zu beachten schien. Daß er aber nur ein „Taunerbube", nur der armen Boten-Marei Sohn war, das war dem reichern Bäbeli schon viel weniger anständig. Das hinderte aber den Abraham nicht, an dem Bäbeli zu hangen, fast mehr, als an dem lieben Herrgott, und jeden seiner Tritte zu bewachen, schier so treu, wie der wachsame Hund seinen Herrn.

Und das Bäbeli — ob es den Abraham dafür ein wenig wieder liebte? — Viele wollten lange Jahre nachher noch behaupten, ja. Andere aber sagten, das Bäbeli treibe mit dem schönen Abraham nur so sein Spiel. Es schmeichle seiner Eitelkeit, von dem schönen Burschen so ausgezeichnet zu werden, aber für das Weitere habe es gute Wege. Und wirklich, nur selten bekam der gute, treue Bursche einen freundlichen Blick, ein herzlich Wort von dem eiteln Bäbeli zu hören. Erst wenn er dann seinerseits mit sich und seiner mächtigen Leidenschaft zu kämpfen anfing, wenn er es ein oder zwei Mal über sich gebracht hatte, am Brunnen oder auf dem Wege ganz kalt und gelassen neben dem schnippischen Mädchen vorbeizugehen, oder gar neben einem andern Meitschi freundlich plaudernd stehen zu bleiben, dann wurde das wunderliche Mädchen plötzlich wie umgewandelt, und seine blauen Augen lächelten und blitzten dem rebellisch Gewordenen wieder so freundlich zu, daß Alle seine stolzen Vorsätze plötzlich wieder über einander fielen, wie ein Häuflein verlassener Regenschirme in einer Wirthsstube.

Gerade so war's auch eines Sonntags. Der Abraham war es die Woche über wieder einmal müde geworden, sich von der launischen Schönen für seine treue, warme Liebe

mißhandeln zu lassen. Er war am Abend vorher, vom Felde heimkehrend, zum Brunnen bei Bäbeli's Hause gekommen, und hatte da Wasser trinken wollen; das Bäbeli hatte eben seinen Kessel untergestellt gehabt.

„Guten Abend, Bäbeli!" sagte der Abraham freundlich.

Das Bäbeli sagte recht schnippisch: „Guten Abend auch," und verzog dabei spöttisch die Winkelchen seines rosigen Mündchens.

Das merkte gleich der Abraham, der gar keiner von den Dummen war. Das Herz that ihm davon weh, ließ sich aber nichts merken und sagte: „Möchte gern ein wenig trinken, wenn du den Kessel da wegnehmen wolltest."

„Nimmt mich Wunder, daß du nicht gar, mir nichts dir nichts, das Maul an die Röhre gehängt hast. Das Mannenvolk ist heut zu Tage unschafflich genug," sagte sie. „Uebrigens kannst du wohl warten, bis ich den Kessel voll habe, so gar wird's mit deinem Durste nicht pressiren."

Da ist's doch dem Abraham zu dick geworden mit der hochmüthigen Dirne, und er hat weiter nichts gesagt, und ist trocken davon gegangen.

Das Bäbeli aber hat noch eine Weile nicht bemerkt, daß das Wasser in seinem Kessel längst überlief, und hat dem Abraham nachgeschaut, so lange, bis die Mutter in der Küche aufbegehrte und fragte, wo es so lange bleibe.

Da ist das Bäbeli schier über sich selbst erschrocken und mit dem Kessel flink hinein geeilt, zu der Scheltenden.

Nun, Sonntag war's also, und Tanzsonntag obendrein. Im Wirthshause, und zwar im selbigen gleichen Wirthshause, wo unsere Geschichte beginnt, fiedelte schon munter der Geiger, brummte gemüthlich die Baßgeige und rief schreiend die Klarinette die jungen Leute zum Tanz. Die meisten Mädchen und Buben des Ortes waren schon droben im Saale, und drehten sich, lustig jauchzend, im Wirbel. Das Bäbeli war erst später angekommen, und der Zufall wollte

es so, daß gerade ein jeder Bursche schon mit einer Schönen versehen war, als es unter die Thüre trat und neugierig sein frisches Gesichtchen in den Saal hineinsteckte. Sonst mußte das Bäbeli nicht lange warten auf einen Tänzer. Immer streckten sich sonst mehrere Hände nach dem hübschen Meitschi zugleich aus. Heute war das durch ein bloßes Ungefähr nicht der Fall. Und wie das Bäbeli dann einen Augenblick unentschlossen dastand, da kam just auch der Abraham daher. Er machte ein finster Gesicht, als er das Bäbeli erblickte, und wollte, ohne ein Work zu sagen, an ihm vorbeigehen.

Das Bäbeli aber machte ein paar Augen, wie die leuchtenden Sterne, und zupfte den unwirschen Burschen schelmisch am Rockzipfel und sagte:

„Du auch da, Abraham! Gelt! du hast es gemerkt, daß ich auch da bin. Oder bist etwa noch böse von gestern Abend, daß du ein Gesicht machst, wie verpfuschter Weinessig? Oder halt, da tanzt ja das Liseli in der Gerbe mit dem Jakob im Lohn — sticht dich das auf's Herzblatt? he!"

Der Abraham machte ein Gesicht, so einfältig, wie das beste Schaf, bei der Anrede der muthwilligen, unerklärlichen Dirne. Alle seine guten oder wenigstens trotzigen Vorsätze von gestern Abend wackelten schon jetzt, wie der alte Tanzboden, den die genagelten Ballschuhe der dörflichen Tänzer so rüstig bearbeiteten.

„Schäme dich doch, Abraham!" fuhr das Bäbeli lustig fort, „wer wird wegen einem Tanze mit seiner Auserkornen ein solches Sauerkraut-Gesicht machen. Komm, gib mir die Hand; für einen Tanz bin ich dir ja wohl gut genug, und dann magst du immer noch zusehen, wie du das Liseli dem Jakob abstichst. G'schau, wie sie immer nach dir hinschielt!"

Der Abraham hatte aber nun gar keine Zeit, auf Liseli's Schielblicke zu achten. Seine schwarzen Augen brannten wie Raketen. Er hätte nur gleich aufjauchzen mögen,

um der Brust, die ihm die Freude fast zersprengen wollte, Luft zu machen. „Und du willst mit mir tanzen, Bäbeli! du selbst willst es so!“ stotterte er, schier unsinnig vor Wonne.

„Freilich,“ war die Antwort Bäbeli's, „ich würde es dir sonst nicht gesagt haben.“

Da sagte der Abraham nichts mehr, aber er faßte das Bäbeli um den Leib, daß es laut aufschrie, und schoß nur so schräg hinein mit ihm in die Reihen der Tanzenden, daß sie vor seinem mächtigen Anprall wie Federbälle auseinander flogen.

Und der Abraham blieb der Tänzer Bäbeli's für den ganzen Abend. Das Mädchen hätte sich's nicht getraut, einem Andern einen Tanz zuzusagen, und keiner der Bursche hätte es gewagt, Abraham's Erlaubniß dazu einzuholen. Er bewachte seinen Schatz mit den funkelnden Augen eines Löwen und wäre in der Stimmung gewesen, denjenigen kurzweg todt zu schlagen, der ihm denselben hätte streitig machen wollen. Ein paar Male bloß machte der Jakob im Lohn den Versuch, das Bäbeli ein wenig zu necken, und zuweilen schien es dem Abraham, als schaue sein Mädchen mehr als nöthig nach dem reichen Sohne des Lohnbauern hin. Der aber tanzte wieder mit dem Liseli von der Gerbe und schien nach und nach das Bäbeli gar nicht mehr zu bemerken. Da wurde auch dieses immer mehr freundlich und gut gegen den Abraham, ja, ein recht genauer Beobachter hätte vielleicht bemerkt, daß in dieser Freundlichkeit, diesem auffälligen Anschmiegen der sonst so stolzen Dirne etwas Unnatürliches, Absichtliches liege, das nicht etwa nur dem Abraham allein gelte.

Der Abraham aber war mitten drinnen im Paradies. Der warme Athem der schönen Plauderin, der ihm beim Sprechen in's Gesicht wehte, schien ihn zu berauschen, wie der Blüthenduft berauscht in einer schwülen Frühlingsnacht.

Und er erreichte sein letztes Ziel; er durfte das Bäbeli zum Nachtessen führen; es setzte sich freudig, ohne sich seiner Armuth zu schämen, an seine Seite, und warf bloß hie und da dem Liseli von der Gerbe, das vom Jakob zu Gaste gehalten wurde, einen eigenthümlichen, neckischen Blick zu. Und heimbegleiten durfte der Abraham das Bäbeli auch. Da war er doch einmal in seinem Leben glücklich.

Und drinnen erst in seines Mädchens trautem Kämmerlein, da wagte er es, das erste ungeschickte Wort der Liebe zu stammeln, dem Bäbeli zu sagen, wie unaussprechlich lieb es ihm sei, und sein männlich starkes Herz klopfte ihm wie ein Hammerwerk in der breiten, hochgewölbten Brust, als er das Bäbeli fragte, ob es sein sein wolle, sein geliebtes Weib für immer.

Einen Augenblick wohl schwebte Bäbeli's guter Engel an ihm vorüber und hauchte es an mit seinem Kuß. Einen Augenblick schwebte das Jawort auf seiner Lippe, denn es mag wohl den treuen, schönen Burschen geliebt haben. Einen Augenblick aber nur, da kam sein böser Dämon und spiegelte ihr das Bild des reichen Jakob's im Lohn vor, und wie er das Liseli, auf welches er so eifersüchtig war, heut' Abend zum Nachtessen geführt, und eine innere Stimme flüsterte ihm zu: nur die Gerberlise soll ihn haben, den reichsten Burschen im Dorfe, und du dürftest vielleicht nur die Hand ausstrecken nach ihm. Da war's mit den guten Gedanken halb und halb aus, und das Bäbeli antwortete zweideutig auf des treuen Burschen warm und herzinnig Wort:

„Ich sag' dir nicht Nein und sag' dir nicht Ja. Wie's mir gefallen wird, so gedenk' ich zu thun."

Da hat wohl der arme Abraham den Kopf geschüttelt und eine schwere, traurige Ahnung sein liebend Herz beschleichen wollen. Die Dirne aber an seiner Seite war so lustig und heiter, so übermüthig; ihre warme Hand ruhte

in der seinigen, und selbst einen Kuß auf die rosig frische Wange wehrte sie ihm nur halb und halb. Was Wunder, daß seine trüben Ahnungen schwanden vor den sonnigen Blicken dieser lieben Augen, und daß des andern Morgens seine Jauchzer wiederhallten in Berg und Thal, als er, in seinen Gedanken der Glücklichste der Menschen, nach Hause ging.

Bald darauf bekam der Abraham ein Aufgebot, um in Bern die erste Rekruteninstruktion zu empfangen. Des Schweizerjünglings Stolz ist noch immer seine Wehrfähigkeit und Wehrpflicht. Der Abraham dachte keinen Augenblick an das Schmerzliche des Scheidens. Er dachte nur daran, wie das Bäbeli Augen machen werde, wenn er mit einem „Meyen auf der schwarzen Zipfelmütze", den kriegerischen Habersack auf den breiten Schultern, hinausziehen werde aus dem heimischen Thale, nach der weit entfernten Hauptstadt, die er noch nie gesehen hatte, im Kreise lustiger Kameraden, deren Hübschester — das hatte ihm der Spiegel schon gesagt — er ohne Zweifel sein werde.

Und richtig, als er am Morgen des Ausmarsches an Bäbeli's Hause vorbeiging, da kam es heraus und bot ihm gar freundlich die Hand zum Abschiede und bat neckisch, er möchte doch das arme Bauernmeitschi nicht vergessen über all den hübschen und schlauen Stadtjungfern, die er nun bald zu Gesichte bekommen werde.

Glückseliger ist wohl noch kein Rekrut aus dem Emmenthal nach Bern gegangen!

Nun, das Märtyrerthum des Rekrutenlebens ging vorüber. Dem Abraham war es im Grunde weniger sauer geworden, als manchem Andern. Er war intelligent und aufmerksam und hatte den rechten Stolz auf seine neue, schöne Montur. D'rum gingen auch die Kreuzmillionen-Donnerwetter und das schwere Geschütz der „Bauernlümmel" und andere Artigkeiten, mit denen der damalige Instruktions-

feldweibel Criblez — schrecklichen Angedenkens — gar sehr freigebig zu sein pflegte, meist milde am Haupte des stattlichen Rekruten vorüber, nach welchem wirklich, wie Bäbeli befürchtet hatte, manch hübsches Stadtkind zuweilen gar nicht unfreundlich hinblickte.

Wahrhaftig, der Abraham war der hübscheste Mann des ganzen Transports, als dieser nach sechs Wochen in voller, blanker Uniform, mit blitzendem, von Goldflittern strotzendem Blumenstrauße auf dem Tschakko, wieder dem heimischen Herde zumarschirte, und manch hübsches Stubenmeitschi in den Wirthshäusern, wo die jungen Vaterlandsvertheidiger einkehrten, hätte den schmucken Soldaten vielleicht gerne noch ein wenig dabehalten.

Dem Abraham aber pressirte es heim; bald ließ er seine Kameraden weit hinter sich zurück, um ja noch am selbigen Abend heimzukommen, in's Thal, wo sein Liebstes wohnte, und das war ein tüchtiger Marsch für einen jungen Soldaten, der zum ersten Mal mit Gewehr und Habersack ausmarschirt.

Indessen, er setzte es durch, und wenn er auch vor Müdigkeit kaum mehr stehen konnte, als er spät am Abend einkehrte in seiner Mutter Hütte, die vor Freude und Verwunderung über ihren stattlichen Sohn schier vergaß, ihm das Essen vorzusetzen, er spürte es nicht. Sein Kummer war nur, daß das frohbewegte, stolze Mutterherz ihn immer nicht loslassen wollte, daß der Schlaf nicht kommen wollte in's Auge der guten Alten.

Endlich versiegte doch der Strom der mütterlichen Beredtsamkeit. Der Abraham sagte: er hülfe in's Bett, er sei müde und schläfrig, und da willfahrte natürlich sogleich die Mutter, nachdem sie noch etwa fünf oder sechs Male gefragt hatte, ob er nichts mehr nöthig habe und ob er denn nichts mehr möge von dem schier fußdicken Pfannkuchen, den

die Alte gebacken und den er auf ihr fortwährendes Zureden auch richtig zu drei guten Viertheilen bezwungen hatte.

Kaum aber war das Lichtlein im Kämmerlein der Mutter erloschen, da schlich auch schon der Abraham in voller, blanker Uniform, die Polizeimütze keck auf's linke Ohr gedrückt, davon und dahin, wo der Leser gleich von selbst errathen wird.

Bäbeli's Haus lag heimlich an einem Walde, von Obstbäumen umgeben, d'rüber der Mond seine silbernen Strahlen spielen ließ. Es war fast taghell, als der Wehrmann in seiner roth aufgeschlagenen Uniform sich dem Hofe näherte. Die blankgeputzten Knöpfe seines Rockes glänzten verrätherisch im Mondlichte — doch entdeckte ihn Niemand. Alles schien längst zur Ruhe gegangen zu sein, und selbst „Bäri", der große Haushund, schien zu faul und schläfrig, um den nächtlichen Besuch mit seinem gewohnten, übermäßigen Bellen anzukündigen.

Ihm selbst, dem nächtlichen Besucher, schien aber plötzlich etwas Seltsames aufzustoßen, wie er um die Ecke des Hauses bog. Sein Fuß stockte, seine großen Augen traten aus ihren Höhlen, als sähe er eine Geistererscheinung. Bäbeli schlief nicht droben im Obergaden, sondern zu ebener Erde, im sogenannten Kuchistübli, dessen einziges, kleines Fenster auf den Brunnen neben der Einfahrt hinaus schaute. Der Strahl des Mondlichts fiel gerade schief herein auf diese Seite des Hauses. Vor dem Fensterlein aber stand eine dunkle Gestalt und pochte leise an die Scheiben.

Abraham's Augen waren scharf, wie die des Nachtfalken, und jetzt schärfte sie doppelt das quälende Gefühl der Eifersucht. Eine Pause, eine kleine Pause, während welcher der arme Bursche die Qualen einer Ewigkeit durchmachte — und das Fensterlein klirrte, öffnete sich und wurde bald wieder hinter dem nächtlichen Besucher geschlossen.

Der Abraham stand einen Augenblick da, wie ein Träumender. Er hatte den Lohn=Jakob, den reichen Nebenbuhler, erkannt. Einen Augenblick wollte er losbrechen in fürchterlicher Wuth. Er stürzte auf das Fenster los, in der Absicht, es zu zertrümmern, einzudringen in die Kammer der Treulosen und den Nebenbuhler vor ihrem Angesichte zu erdrosseln. Aber die schon aufgehobene Faust sank schlaff herab, ein Strom von Thränen entstürzte seinen Augen und krampfhaft schluchzend ging er heimwärts, ohne daß ihm selbst so recht bewußt war, wohin seine Schritte ihn führten.

Daheim, in seinem ärmlichen Kämmerlein, setzte er sich mit todtbleichem Antlitz auf sein Bett, und blieb wohl vier Stunden in dieser Stellung, ohne daß auch nur eine Wimper seiner starren, gläsernen Augen zuckte.

Als der Morgen zu dämmern anfing, da wurde die Mutter durch einen wundersam schmerzlich und unheimlich klingenden Gesang geweckt, der aus dem Kämmerlein ihres Sohnes kam. Er sang:

Ich höre ein Vögelein pfeifen
Wohl in der finstern Nacht,
Lieb' Schätzelein hinter dem Fenster,
Ei, schlafest oder wachst?

Willst du hinein mich lassen?
Oder, bist du nicht allein?
Wie gerne möcht', wie gerne,
Die Nacht ich bei dir sein!

Ein Lichtlein sah er brennen
Im kleinen Kämmerlein.
Lieb Schätzelein konnt' nicht schlafen
Und war auch nicht allein.

Durch's Gäßlein auf und nieder
Ging er mit traurigem Muth;
Jetzt hat er schon erfahren,
Was falsche Liebe thut.

Lange Wochen sprach der Abraham kein Wort weiter, als daß er zuweilen mit eintöniger, trauriger Stimme diese Strophen sang. Er hatte sie gedichtet in jener Schmerzensnacht, zur allgemeinen Verwunderung, denn Niemand hatte früher auch nur die geringste poetische Begabung an ihm bemerkt. Sie waren aber auch das letzte Aufblitzen seines getrübten Geistes, der von da an mit unerbittlicher Nacht umgeben zu sein schien.

Einige Monden später standen des Wagners Else und des Schneiders Marei, zwei junge, wegen ihrer bissigen Zungen nicht eben sehr gut angesehene Dorfschönen, eines Abends zusammen am Dorfbrunnen und handelten gewohntermaßen ein wenig die Neuigkeiten und die Skandalchronik des Dorfes ab.

„Weißt du es auch schon?“ sagte die Else mit wichtiger Miene zu Marei.

„Warum sollt' ich's nicht wissen!“ sagte die Marei. „Aus dem Liseli bei'r Gerbe und aus dem Lohn=Jakob wird ein Paar. Nächsten Sonntag trolen sie zusammen von der Kanzel.“

„Das ist das Wenigste,“ sagte hinwieder die Else. „Dem Liseli mag ich den Jakob sammt der hübschen Zugabe, die dazu kömmt, wohl gönnen.“

Die Marei drehte die Nase hoch in den Wind, wie ein Hund, der einen Hasen wittert. „Was willst du damit sagen?“ fragte sie schnell.

„Pah!“ sagte die Else, „nichts weiter als das: der Lohn=Jakob nimmt das Liseli, weil „Muß“ dahinter ist; das ist richtig, sonst würd's ihm auch nicht so pressiren. Aber mit dem stolzen Bäbeli, da ist's etwas Anderes; das hätte den Lohn=Jakob nöthiger, als das Liseli. Da stinkt's, die füttert jetzt nun auch zwei, wenn sie am Tische sitzt.“

Die Marei machte zwei Augen, so groß wie hölzerne Teller. „Was du nicht sagst, Else!“ rief sie in einem

Tone, als wäre das größte Glück begegnet. — „Das hochmüthige Bäbeli! Dem fällt jetzt eine solche Pastete auf die Nase! Das wird jetzt auch demüthig werden! Hat uns nie ansehen mögen; jetzt kann es auch heulen und zähneklappern und wird später froh sein, wenn Unsereins nur ein Wörtchen zu ihm sagen mag!"

„Dem Täschlein mag ich's wenigstens auch gönnen!" bekräftigte Else. „Den Abraham hat es uns Allen abspenstig gemacht und ihn doch nur zum Narren gehalten, bis er richtig ein Narr geworden ist. Wollte nach dem reichen Jakob angeln und der kann leider nur eine von Beiden nehmen. Aber weißt du, Marei, ich will nichts gesagt haben! behüt' mich Gott davor! Ich will von daher keinen Verdruß bekommen!"

„Aber was denkst du auch, Else!" betheuerte die Marei. „Kein Sterbenswörtchen soll mir von dem Allem über die Zunge kommen! Nein gewiß nicht! Das ist andern Leuten ihre Sache, geht uns, Gottlob, nichts an. Gut Nacht, Else!"

Damit eilte jede von den wohlgesinnten Beiden nach Hause, und des andern Tages wußte das ganze Dorf als eine ausgemachte Sache, was gestern noch als unbestimmtes Gemurmel das Eigenthum Weniger gewesen war.

Und so war es auch. Die beiden jungen Klatschmäuler hatten Recht. Die leichtsinnige That Bäbeli's hatte ihre Frucht getragen. So wie sie mit dem Herzen des armen Abraham gespielt, so hatte der Sohn des reichen Lohnbauern auch mit ihr gespielt. Die gefährliche Sitte des Kiltganges, sonst freilich nicht immer in diesem Sinne mißbraucht, war ihr zum Fallstricke geworden, und als dem Jakob nur die Wahl zwischen Zweien übrig blieb, da wählte er, der Landessitte gemäß, die Reichere. Bäbeli hatte den Abraham um seiner Armuth willen fallen lassen; jetzt ward ihm von einem Andern mit gleichem Maße gemessen.

Was das für ein Lärmen und Geschrei absetzte und wie die Geschichte im Dorf herumgeboten wurde, herzlos, wie die Thatsache selbst! Den Lohn-Jakob, den hätte man rädern, von unten auf, oder doch wenigstens zwei Mal köpfen sollen — darüber herrschte bei allen Dorfschönen und Unschönen nur eine Stimme. Aber eben so einig war man darin, daß dem hochmüthigen Bäbeli sein Unglück so recht in die Schuhe hinein zu gönnen sei. Und doch hatte das arme Bäbeli eben auch nur gethan, was so Manche von dem schimpfenden Schwarme vielleicht schon manchmal gethan und unter gegebenen Umständen jeden Augenblick wieder zu thun aufrichtig bereit war, obschon sie selbst an ihrer eigenen feuerfesten Tugend nicht im mindesten zweifelte.

Anscheinend am gleichgültigsten benahm sich bei dem Allem der Abraham. Nach wie vor sprach er so zu sagen mit Niemanden, selbst mit seiner bekümmerten Mutter nicht. Nur hie und da, wenn er sich gerade unbeachtet glaubte, draußen im dichtesten Walde, oder an einer Stelle, wo die Emme, wild dahinbrausend, seine wildmelancholische Stimme begleitete, sang er das Lied, das er in der unglücklichsten Nacht seines Lebens gedichtet, und verrieth dadurch, daß der Dämon seiner unglückseligen Liebe noch nicht aus seiner Brust gewichen sei. Ueber das Bäbeli aber und sein Unglück kam kein Wort über seine Lippe. Auch gegen den Lohn-Jakob, der ihm das Paradies seines Lebens so freventlich zerstört hatte, äußerte er nie eine feindliche Gesinnung. Diese Stumpfheit erst bestätigte die allgemach sich im Dorfe bildende Meinung, daß der Arme wirklich wahnsinnig geworden sei.

* * *

Der Tag der Hochzeit des Sohnes des Lohnbauern mit dem Gerber-Liseli war angebrochen. Die jungen Bursche des Dorfes bereiteten sich vor zur Feier derselben, und zu

Ehren der Neuvermählten tüchtig zu schießen. Daheim in seinem Kämmerlein wand sich das unglückliche Bäbeli in Krämpfen auf dem Boden, während der Bräutigam mit der glückstrahlenden Braut allein zum Dorfe hinaus fuhr, um sich draußen in einem der bedeutenderen Dörfer des Emmenthals trauen zu lassen. Er hatte der bestehenden Umstände wegen beschlossen, kein großes Wesen zu machen mit der Hochzeit, wie das sich sonst nach den Begriffen des Landes für so wohlhabende Brautleute geschickt hätte. Es mochte dem Bräutigam denn doch bei der Geschichte nicht so recht wohl sein.

Ein Stündchen oder zwei mochten sie gefahren sein, als die Straße eine kleine Strecke neben einer ziemlich hohen, zackigen Felswand vorbeiführte und dadurch, daß auf der andern Seite des Weges der Fluß schäumend und wild im engen Bette dahintobte, einen Engpaß bildete.

Auffallender Weise bäumte sich an dieser Stelle das wilde, ungezügelte Roß des jungen Paares hoch auf, und es bedurfte aller Gewandtheit und der derben Kraft des Bräutigams, zu verhindern, daß das scheue Thier nicht sammt dem Fuhrwerke in die tobenden Fluthen hinausstürzte.

„Herr Gott! das bedeutet uns ein Unglück!" rief die schneebleich gewordene Braut. Der Jakob aber zwang mit eiserner Faust und einen Fluch murmelnd das Pferd wieder auf die rechte Bahn. Er war so wenig frei von dem in solch' abgeschlossenen Gebirgsgegenden oft herrschenden Aberglauben, als seine furchtsame Braut; aber er mochte sich's uur nicht merken lassen.

Der Hochzeitstag ging den Beiden schier trüb und düster vorüber. Stumm saßen sie von da an neben einander auf dem Bernerwägelein, und ebenso still im Wirthshause nach der Trauung. Das Liseli pressirte, wie von einer bangen Ahnung gepeinigt, immer heim, und auch dem Jakob ward's immer beklommener zu Muthe. Er hatte entfernte

Verwandte und einige Bekannte im Dorfe, wo die Trauung vor sich ging; die hatte er zum Mittagessen in's Wirthshaus geladen. Aber wie man sich auch anstrengen mochte, es wollte doch keine rechte Freudigkeit in die Leute kommen. Das Liseli drängte immer zur Abfahrt, zur Heimkehr. Gerne gab der Bräutigam nach, und früher, als sie gewollt, ließen sie anspannen und traten den Heimweg an.

Anfangs ging die Reise gut. Mit Einbruch der Abenddämmerung erreichten sie wieder den Engpaß. Dießmal scheute das Roß nicht, es ging ruhigen Schrittes seinen Weg. Schon war die gefährliche Stelle zu drei Viertheilen passirt — da plötzlich — grollte es über den Häuptern der Entsetzten wie Donnerschlag; — eine furchtbare Gewalt faßte das Fuhrwerk und schleuderte es in den Strom der Emme. Ein Felsblock hatte sich oben an der bröckelnden Felswand abgelöst und hatte im sausenden Schwunge das Fuhrwerk mit in seinen zerschmetternden Sturz hineingerissen.

* * *

Drinnen im heimatlichen Dorfe des Brautpaares hatten die jungen Bursche ihre Geschütze schon bereit gemacht. Auf einem kleinen Hügel am Eingang des Dorfes waren die Katzenköpfe aufgepflanzt, mittelst welchen man die jungen Eheleute mit donnernden Ehrensalven begrüßen wollte. Die Bursche waren voller Ungeduld, daß das junge Ehepaar immer noch nicht ankommen wollte. Der weiter vorn am Wege als Lauerposten aufgestellte Knabe wollte noch immer nicht das ersehnte Zeichen geben. Da trat plötzlich eine unerwartete Persönlichkeit in den Kreis der Ungeduldigen. Es war der tiefsinnige Abraham.

„Schieß't immer d'rauf los! ich höre das Fuhrwerk schon rasseln!" rief er den Erstaunten außerordentlich lustig zu. „Schieß't! die Brautleute kommen!" Mit diesen Worten riß er hastig das bereit gehaltene glühende Eisen einem

der Bursche aus der Hand und brannte damit einen der Katzenköpfe los, so daß der Schuß in prächtigem Echo an den Bergwänden umherrollte. Dieses gethan, eilte er mit toller Emsigkeit zu einem andern Geschütze, um auch bei diesem, wie bei dem ersten, zu thun.

Die jungen Bursche stutzten nur einen Moment ob dem Unbegreiflichen, daß der Abraham gerade an seines Todfeindes Hochzeit schießen helfe. Ein toller Jubel bemächtigte sich der fröhlichen Jugend. Lautes Hurrahrufen scholl in die Nacht hinaus und lustig krachten die Böller nach allen Seiten hin.

Wirklich hörte man jetzt das Rasseln eines Fuhrwerkes, das aber nur äußerst langsam sich heranzubewegen schien. Der Lärm und das Schießen verdoppelten sich — auf einmal aber ward Alles todtenstill. — Das Brautpaar — so flüsterte Einer dem Andern mit bleichem Gesichte die Schreckensnachricht zu — das Brautpaar sei allerdings angekommen, der Bräutigam aber liege todt, mit zerschmetterten Gliedern, auf einem Leiterwägelein und neben ihm die ohnmächtige, wenn auch äußerlich nur wenig verletzte Braut. Vorübergehende hätten sie bei der bösen Fluh in diesem Zustande angetroffen. Fuhrwerk und Pferd seien gänzlich zu Grunde gegangen.

Während man das Entsetzliche sich schon in mannigfachen Variationen erzählte, und die jungen Leute scheu nach allen Seiten sich davon schlichen, blieb der schöne Abraham allein bei den noch theilweise frisch geladenen Geschützen zurück. Aus seinen schwarzen Augen leuchtete ein unheimliches Feuer. Mit jubelnder Miene entlud er die noch geladenen Geschütze eines nach dem andern und schleuderte dann das glühende Eisen, das ihm zu diesem Zwecke gedient, mit lautem Gelächter von sich.

* * *

Der tiefsinnige Abraham ist nun wohl drinnen in den Bergen längst vergessen. Auch das schöne Bäbeli ist kurz nach der oben erzählten Scene im Kindbett gestorben, wie man sagt, aus Gram und Reue, und die Geschichte ist nur Wenigen mehr bekannt. Mancher junge Bursche, manches junge Mädchen singt aber heut zu Tage noch das melancholische Lied des armen Abraham's, und hie und da glänzt einer blühenden, blauäugigen Dirne dabei eine Thräne in der Wimper, und sie weiß doch nicht warum. Es ist die einfach ausgesprochene, rührende Klage eines zum Tode verwundeten Herzens, d'rum klingt's auch so wunderbar in den jungen, warmen Herzen der Mädchen wieder.

Eine unverbürgte Sage meldet, ein Hirtenbube habe an dem Tage, wo das entsetzliche Ereigniß im Engpasse geschah, kurz vorher oben auf den Felsen den wahnsinnigen Abraham gesehen, der mit wilder Stimme die Strophen gesungen:

Ein Lichtlein sah er brennen
Wohl in dem Kämmerlein,
Lieb Schätzelein konnt' nicht schlafen
Und war auch nicht allein.

Durch's Gäßlein auf und nieder
Ging er mit traurigem Muth,
Jetzt hat er schon erfahren,
Was falsche Liebe thut.

Doch das ist nur eine Sage. Erwahrt hat sie sich nie.

VI.

Vier Mitternachtsstunden.

Novelle aus der letzten Hälfte des XIV. Jahrhunderts.

Vier Mitternachtsstunden.

Novelle aus der letzten Hälfte des XIV. Jahrhunderts.

Der dunkle Schleier einer Dezembernacht lagerte über dem alten Florenz und seinen schweigenden Umgebungen. Eben verkündete die Glocke die letzte Stunde der Mitternacht, als eine hohe Männergestalt, in einen Mantel gehüllt, mit leichten Schritten die Via larga hinaufeilte, und dem Pallazzo Ricardi gegenüber in dem Schatten einer Mauerbrüstung Halt machte.

Pallazzo Ricardi, die Residenz des alten Fürstengeschlechts der Medicäer, bot jetzt einen auffallenden Gegensatz mit den dunkeln Häusermassen seiner Umgebungen, wo längst Alles sich zur Ruhe begeben zu haben schien; die Fenster des Fürstenhauses waren hell erleuchtet, eine rauschende Musik schallte aus seinem Innern zu dem einsamen Lauscher herüber, und bald sah man Gestalten in den Bewegungen des Tanzes, bald auch im flüchtig-vertraulichen Gespräche wie Schatten hinter den Fenstern des Saales vorbeihuschen.

„Per Diavolo!" fluchte der Fremde, seinen Mantel fester um sich schlingend, „diese Nacht ist wahrhaftig ein wenig zu kühl für florentinisches Blut! Der Nordwind stürmt mit solcher Impertinenz, als hätte er allen Giebel-

fahnen den Krieg erklärt. Und wozu steh' ich denn eigentlich hier? Ich kehre von meiner Reise zurück, ermüdet und zusammengeschüttelt wie nur ein Christenmensch nach einem vierzehnstündigen Ritte sein kann, und doch kaum hat mir der alte treue Christophor gesagt, daß im Palast Ricardi just das Geburtsfest des jungen Erbprinzen gefeiert werde und fast der ganze Adel von Florenz zu dem Feste geladen sei, und folglich auch s i e . . ."

Hier hielt er plötzlich inne. Eine unruhige Bewegung schien ihn zu durchzucken. Dort oben am hohen Bogenfenster zeichneten sich die Schattenumrisse einer herrlichen Frauengestalt ab, die anscheinend im Gespräche mit ihrem männlichen Begleiter begriffen war. „Sie ist's, ja dies muß sie sein!" stieß der junge Mann nach einer Pause angestrengten Lauschens heraus; „ich erkenne sie an dieser Göttergestalt, obschon ich sie seit drei Jahren nicht gesehn, und das Kind damals kaum zur Jungfrau aufgeblüht wor. . . . Wie herrlich, wie schön muß sie geworden sein, die liebliche, aufbrechende Knospe von damals, zu welcher Prachtblume muß sie sich jetzt entfaltet haben! . . . Und ob sie wohl noch meiner gedenkt . . . ob sie sich noch der Stunde erinnert, wo sie in dem Orangenwäldchen im Parke ihres Vaters, des mächtigen, finstern Staatsministers, mir ewige Treue schwor . . . wo meine bebenden Arme sie zum ersten Male umfangen durften, und meine brennenden Lippen sich zum ersten Male auf die ihrigen preßten, zitternd, als begingen sie einen Kirchenraub!"

Mit einem leisen Schauer den kurzen Mantel noch enger um sich schlingend, und wie vor einer unangenehmen Erinnerung zurückbebend, verfolgte der Sprechende sein Selbstgespräch weiter. „Wir bezahlten sie theuer, die süße Götterstunde! . . . Graf Grimaldi, sehr zur Unzeit spazirtest du in deinem Garten, um das Geständniß deiner einzigen Tochter an den armen Antonio Ribiera, den Sohn deines

Jugendfreundes anzuhören, den du als eine arme, dir vom Vater auf dem Sterbebette anempfohlene Waise in dein Haus aufnahmst und mit der reizenden Paola erziehen ließest. . . . Noch fühle ich den Schlag auf meine Schulter, der mich plötzlich aus meinem Himmel aufdonnerte, noch sehe ich den tödtlich-verachtenden Blick, den du auf den Verwegenen warfst, der es wagte, ohne Rang und Vermögen seine Augen zu der schönsten Italienerin zu erheben, zu der Tochter des allmächtigen Günstlings des Herzogs von Florenz. . . . Aus Rücksicht für den Vater, der dir einst das Leben gerettet, schicktest du den Sohn bloß mit der florentinischen Gesandtschaft nach Paris, statt ihn, wie er nach deiner schönen Meinung verdient hätte, auf die Galeeren zu spediren, um da den tollen Liebestraum auszuschlafen, die höfliche Ermahnung beifügend, vor ein paar Jahren nicht wieder in Florenz sich zu zeigen, wenn er nicht das angedeutete reizende Ziel auf den Ruderbänken der florentinischen Gallionen sich erwerben wolle. . . . Ich ging . . . aber bevor ich dein stolzes Haus verließ, ward mir ein Billet von seiner reizenden Erbin in die Hand gedrückt, worauf mit ihrem Blute geschrieben stand: „Antonio! was es auch geben mag . . . dein auf ewig!“ . . . Du bist gestorben, alter harter Mann; Antonio ist wieder hier, und hat sich wohl gehütet, die Ansprache auf das Herz deiner Tochter an eine luftige Pariserin am üppigen französischen Hofe zu vertändeln. Sie ruhte nicht nur stets auf meinem Herzen, sie war auch tief darin geschrieben und wird es auf ewig bleiben, sollte es auch noch mehr des rothen Saftes kosten, mit welchem ihre Worte gezeichnet sind.“

„Noch immer steht sie dort am Fenster mit dem Un be kannten!“ fuhr der Erregte fort. „Hinauf zu ihr! . . . Aber wie? . . . Du bist halb fremd geworden in deiner Heimat; des unbedeutenden Antonio Ribiera erinnert sich kaum noch Jemand, und wie in den Saal durch die Wachen

gelangen, ohne unter den Geladenen zu sein?“ — Sinnend stand der Jüngling eine Weile, dann machte er eine entschlossene Bewegung, zog eine reich gefüllte Börse aus dem Gürtel, und mit den leisen Worten: „Ich habe in Frankreich gelernt, wie die Thüren der Paläste sich öffnen,“ verschwand er am Portale der fürstlichen Residenz.

* * *

In einer Fensterbrüstung des herzoglichen Prachtsaales stand einsam, ohne das bunte, glänzende Gewühl und die rauschende Musik zu beachten, Paola Grimaldi, das schönste Weib des Herzogthums, wie die jungen Herren der damaligen Zeit mit Entzücken behaupteten, und die schönen Florentinerinnen alle mit Neid gestehen mußten. Ihr Tänzer, Graf della Villa-veccia, hatte sie, vom Herzog von ihrer Seite gerufen, auf eine Weile verlassen; die reizende Italienerin hatte sich — die fernern Aufforderungen zum Tanze ausschlagend — in eine Fenstervertiefung zurückgezogen, und schaute sinnend, das lockenreiche Haupt auf die weiße Hand gestützt, in die Nacht hinaus.

Der Ruf hatte von Paola nicht zu viel gesagt. Wohl nie hatte ein schöneres Weib den glatten Boden des Prunksaales der Medicäer betreten, seitdem die alte Fürstenresidenz bestand. Schlank und majestätisch hob sich der Wuchs der jungen Dame; der Glieder herrliches Ebenmaß harmonirte wunderbar mit der stolzen Haltung und der dennoch von aller Steifheit entfernten graziösen Beweglichkeit ihres Körpers. Seltsam waren in ihr der hinreißende, sanfte Zauber der nordischen Schönheiten mit der glühenden Pracht der üppigen Kinder des Südens vereinigt. Der blonden Locken reiches Gold, das Erbtheil ihrer Mutter, einer Deutschen, wogte in reizender Fülle über ihren Alabasterbusen herab, während aus ihrem großen, dunkeln Auge die ganze Glut des Südens mit seinen Wollust athmenden Himmeln dem

entzückten Beschauer entgegenstrahlte. Träumend hatte die Signora schon eine Weile in ihrer Stellung verharrt, als eine Hand leise ihren Arm berührte. Erschrocken fuhr die schöne Träumerin empor. Ein hochgewachsener junger Mann, in die prächtige Tracht der Edeln der damaligen Zeit gekleidet, stand vor ihr. „Paola, kennst du mich noch?“ fragte er halblaut die Ueberraschte, und seine Stimme zitterte bei dieser Frage.

Ein leises Erbeben durchschauerte die Glieder der reizenden Jungfrau bei dem Klang dieser Stimme. Sie stützte sich wankend mit der Hand an der Fensterbrüstung, während ihr sprechendes Auge mit einem gemischten Gefühl von Schrecken, Staunen und Freude zugleich auf den jugendlichen, feinen und doch männlich-kühnen Zügen des Fremden ruhte.

„Antonio!“ flüsterte sie endlich bebend.

„Ich bin's . . . doch warum erschreckt meine Paola vor dem Wiedererscheinen des Geliebten?“ setzte er hinzu, das Zittern des geliebten Weibes bemerkend, und ihre Hand fassend. „Sollte ihr wohl meine Rückkunft nicht erwünscht sein? . . . Dann wäre Antonio sehr unglücklich, Paola!“ Der bebende Ton seiner Stimme verrieth die tiefste Erregtheit, und wie das Auge des Verbrechers an der Lippe Desjenigen hängt, der ihm Gnade oder Verurtheilung verkündigen soll, suchten seine brennenden Augen in tödtlicher Angst in den ihrigen zu lesen. Eine flammende Röthe überflog das rosige Antlitz der Gefragten; Antonio fühlte, wie ihre Hand krampfhaft in der seinigen zitterte.

„Bei der heiligen Madonna beschwör' ich dich, Paola! rede, liebst du mich noch, oder hast du vergessen, was du mir vor drei Jahren im Garten deines Vaters geschworen? . . . Hast du dieses Blättchen vergessen, das du mir zuschicktest am Morgen meiner Abreise? . . .“

„Nein, nein!" flüsterte Paola tonlos. „Doch hier ist nicht der Ort," setzte sie, ängstlich sich umschauend, hinzu.

Ein älterer Herr von imponirendem, aber etwas finsterem und hartem Aeußern nahte eben den Sprechenden.

„Um Gotteswillen, Antonio! entferne dich von hier! Heilige Madonna, wenn er uns so erblickt! . . ." rief die Erbleichende.

„Wer? Was hat dies zu bedeuten, Paola?" rief Antonio, des Mädchens Hand fester fassend, indem eine Ahnung wie ein Dolchstich ihn durchzuckte.

„Keine Frage jetzt, nur jetzt nicht!" stöhnte sie, und suchte ihre Hand der seinigen zu entziehen. „Geh! flieh!" und mit gewaltiger Anstrengung sich losreißend, eilte sie hinweg.

Verwundert, mit glühenden Blicken verfolgte Antonio die Fliehende, sah, wie der ältliche, reichgekleidete Herr ihr entgegen trat, ihr vertraulich den Arm bot, und scherzend mit ihr in den Reihen trat. „Weibertreue!" knirschte der junge Italiener, bebend vor Zorn und Schmerz. Dann langsam die Hand auf den Griff seines Dolches legend und die funkelnde Klinge halb aus der reichverzierten Scheide ziehend, murmelte er mit halberstickter Stimme: „Rache!"

* * *

Es war gegen das Erwachen des Frühlings. Ganz Florenz war auf den Beinen und strömte dem Dome zu; denn heute feierte Graf della Villa=veccia, der mächtige Günstling und nahe Verwandte des Herzogs, seine Verbindung mit der schönsten Tochter des alten Florenz, mit Paola Grimaldi.

Unübersehbar war das Gefolge, welches das hohe Paar zur Kirche geleitete. Der ganze Hof war anwesend, dem mächtigen, gefürchteten Magnaten zu Ehren. Der Pomp, den die damalige Zeit bei solchen Gelegenheiten zu verschwen=

den pflegte, ist übrigens zu bekannt, um uns lange bei dessen Beschreibung aufzuhalten. Was auch der fürstlichste Luxus aufgeboten, so reich sich auch die reizenden Hoffräulein von Florenz mit Edelsteinen geschmückt, Alle wurden von der schönen Braut überstrahlt. Stolz, wie eine Königin, und lieblich wie ein Elfentraum zugleich, stand sie neben dem ernsten Bräutigam am Altare. Mancher Mund flüsterte wohl ein heimliches: „Wie schade! diesen herrlichen Frühling an den beginnenden Herbst zu fesseln," beim Anblicke des bejahrten Bräutigams; aber leise, mehr gedacht als gesprochen, wurden die gefährlichen Worte, welche bei dem stolzen Grafen eine schlechte Empfehlung für den Verwegenen, der sie zu denken wagte, gewesen sein würden.

Schon waren die Ringe gewechselt, eben sollte es ausgesprochen werden, das ewig bindende „Ja", zu welchem die liebliche Braut schon die rosigen, leise zitternden Lippen geöffnet — als eine Stimme unweit von ihr, wie aus dem Boden heraufkommend, hohl und unheimlich tönend, die seltsamen Worte sprach:

„Antonio, was es auch geben mag . . . dein auf ewig!"

Bleich wie der Tod sank die schöne Braut bei dem Klange dieser Worte dem erschrockenen Bräutigam in die Arme, Aller Augen richteten sich auf die Stelle, woher die unheimlichen Worte gekommen zu sein schienen; doch keine Spur war von dem geheimnißvollen Sprecher zu entdecken.

Auf einen gebieterischen Wink des Bräutigams sprach der Priester schnell den Segen über die ohnmächtige Braut und vollendete die Ceremonie.

Verwundert, und Betrachtungen über die seltsame Begebenheit anstellend, entfernte sich der glänzende Zug aus der Kathedrale.

Die Kirche war leer geworden; Priester und Meßdiener hatten sich entfernt. Da erhob sich aus einem vom Dunkel der hohen Schwibbogen versteckten Beichtstuhle die lange,

hagere Gestalt eines Dominikanermönchs, und schritt mit langsamen, gespensterhaft leisen Tritten durch das Helldunkel der verschlossenen Kirche. Vorsichtig um sich blickend, näherte er sich dem Altare, wo die Trauung stattgefunden. Das Licht des nahen Bogenfensters fiel auf das bleiche Antlitz des Mönches, und ließ seine halb von der Capuze versteckten Züge deutlich erkennen. Es war ein Mann auf dem Wendepunkt des Lebens; sein Gesicht war hager und die zahllosen Furchen seiner hohen Stirne verriethen ein bewegtes, oder von einem tiefen, unheilbaren Schmerze verdüstertes Leben. Stechend funkelte das schwarze, lebhafte Auge unter langen, düstern Wimpern hervor, seltsam mit dem welken Gesichte kontrastirend, aus dessen edeln Liniamenten dennoch ein Zug von Gutmüthigkeit und Adel unverkennbar hervorleuchtete. Das scharfe Auge des Mönches durchschweifte noch einmal mißtrauisch den weiten Dom, dann berührte er mit seiner Fußspitze leicht eine geheime Stelle des Marmorbodens. Eine Platte hob sich rasch von dem geheimnißvollen Druck in die Höhe, und aus dem Boden aufsteigend erschien die bleiche Gestalt Antonio's durch die Oeffnung.

„Wo ist sie? was ist aus ihr geworden?“ rief er, mit starren Blicken die leere Kirche durchirrend.

„Ruhig, mein armer Freund,“ entgegnete mit Wehmuth der Geistliche, „du sollst Alles erfahren . . . doch erlaube mir zuerst, diese Thüre zu schließen . . . und dann dich in deine Wohnung zu geleiten.“

„Aber, Mensch, sage mir bei deinem Heile, ist Paola die Gattin des Grafen?“

„Sie ist es,“ antwortete traurig der Mönch; „unser Mittel war bis jetzt fruchtlos.“

Wie niedergedonnert starrte der unglückliche Jüngling eine Weile auf den Altar, vor dem die Geliebte das ver-

hängnißvolle „Ja“ ausgesprochen, und ließ sich dann willenlos von dem Mönche nach seiner Wohnung geleiten.

Mit Mühe gelang es, dort angekommen, dem Priester, den jungen Mann zu beruhigen, dessen wahnsinnige Wuthausbrüche er mit unerschütterlicher Geduld anhörte.

„Aber wozu der ganze unnütze Spektakel in der Kirche, zu dem Ihr mich zwanget, ehrwürdiger Vater, ohne daß es mir in meiner Raserei klar war, welchen Nutzen er mir und meiner unglückseligen Liebe bringen könnte? Und welches Interesse habt Ihr dabei, mich in meinen Absichten zu unterstützen? . . . Ihr, ehrwürdiger Vater, pflegt Euch eben sonst nicht in Liebeshändel zu mischen, ohne Eure besondern Gründe dabei zu haben?“ fragte Antonio den Geistlichen, halb mit Trotz, halb mit scheuem Mißtrauen.

„Und wer sagte dir denn, mein Sohn, daß ich diese Gründe nicht habe?“ entgegnete der Priester. „Glaubst du etwa — setzte er mit seltsamer Stimme hinzu — daß unter diesem Gewande des Friedens alle Leidenschaften schlafen gegangen sind?“

„Und darf ich diese Gründe nicht wissen, da es eine Angelegenheit betrifft, die mich so nahe angeht? . . .“

„Kannst du schweigen, Antonio?“

„Wie das Grab, mein Vater.“

Der Geistliche zog ein an einer Kette um seinen Hals befestigtes Bild des Erlösers am Kreuze aus seinem Gewande hervor und hielt es dem Jüngling hin. „Willst du mir auf dieses Bild schwören, daß nie von dem, was du jetzt hören wirst, ein Wort über deine Lippe kommen soll, bis Pater Anselmo im dunkeln Gewölbe seines Klosters beigesetzt ist?“

„Ich schwöre!“

Der Mönch steckte das goldene Kruzifix sorgfältig wieder in die Falten seines Gewandes und begann: „Ich habe meinen Vater nie gekannt; er fiel noch in meiner zarten

Kindheit auf dem Feld der Ehre, wo er als Subalternoffizier nicht ohne Auszeichnung für sein Land gekämpft hatte. Meiner Mutter, welche durch seinen Tod zur frühen Wittwe geworden, hinterließ er nichts als mich und seinen Segen.... Mühevoll suchte meine Mutter den Sohn ihres geliebten Gatten vor Hunger und Mangel zu schützen. Nach einigen Jahren voller Entbehrungen folgte auch sie dem Vorangegangenen und ließ mich, ein Kind von acht Jahren, als Waise arm und hülflos zurück.

„Noch sehe ich sie, die gute Mutter, wie sie, von meinen Thränen überströmt, mich an das halb erkaltete Herz drückte, mich dem Schutze des Allvaters und der Heiligen empfehlend, sehe noch, wie sie mit zitternder Hand dieses goldene Kruzifix, den letzten Gegenstand von einigem Werthe, der uns geblieben, von ihrem Hals löste, und mir weinend es umhing. „Sei fromm und vertraue auf ihn, der für uns starb, flüsterte sie; und dann geh' zum Baron Ribiera, er ist der Waffengefährte deines Vaters; er wird vielleicht für dich sorgen. Vielleicht wirst du einmal erfahren, warum ich mich nicht an ihn wendete, der uns gewiß nicht hätte darben lassen. Zeige ihm dieses Kruzifix und sage: Therese grüße ihn sterbend, und empfehle ihm ihren Sohn . . ." Mit mühsamer Anstrengung hatte meine Mutter dieses gesprochen; jetzt sank sie langsam zurück, ihre Wangen wurden bleich wie Schnee, aber ihre Lippen schienen zu lächeln . . . sie war todt.

„Ich will dir nicht lange sagen, wie ich über den kalten Leichnam hinfiel, ihn mit den zärtlichsten Liebkosungen zu erwecken suchte, seine Lippen mit den meinigen erwärmen wollte und weinte und jammerte, bis die schwarzgekleideten Männer kamen, um die arme, müde Pilgerin an den Ort ihrer Ruhe zu geleiten. . . . Der Hunger weckte mich endlich aus meinem kaum halb begriffenen Zustande. Ich dachte an die letzten Worte meiner Mutter, an den Baron Ribiera.

Ich suchte ihn lange, oft hart zurückgewiesen von den Befragten in den langen Gassen von Florenz; genug, ich fand ihn. Dank meinen Thränen, meiner bleichen Leidensgestalt, es führte mich endlich eine mitleidige Seele zu ihm.

„Baron Ribiera spazirte in seinem Garten, als ich zu ihm geführt wurde. Er war damals ein noch junger, schöner Mann, dein Ebenbild, Antonio, nur männlicher und ernster. Es war dein Vater. Sinnend ruhte sein großes, dunkles Auge auf mir, als ich ihm mit schüchterner Stimme die letzten Worte meiner sterbenden Mutter wiederholte und ihm weinend mit zitternden Händen das goldene Kreuzchen hinhielt. Mit raschem Griffe zog er das Bild aus meiner Hand, betrachtete es aufmerksam, und preßte es an seine Lippen. „Arme Therese!“ flüsterte er leise, indem eine Thräne über seine männlich braune Wange herabrann. Dann zog er auch mich zu sich empor, preßte einen Kuß auf meine Stirne, indem er mir lange in's Gesicht schaute, und sagte dann, mich gegen sein Haus hin führend: „Komm', Anselmo, ich will dein Vater sein! . . .“

„Er hat sein Wort treulich gehalten,“ fuhr der Pater fort, indem eine edle Rührung sein finsteres Gesicht verschönte. „Von dem Tage an, wo ich sein Haus betreten, kannte ich keinen Mangel, keine Leiden mehr. Alles wurde für meine Erziehung gethan, was nur irgend möglich war. In's Jünglingsalter getreten, fragte mich mein edler Beschützer, welchem Stande ich mich zu widmen wünsche. Ich wählte die Heilkunde, auch diesem Wunsche beeilte sich mein gütiger Pflegevater entgegenzukommen. Um diese Zeit vermählte sich, schon in ziemlich vorgerücktem Alter, dein Vater. Seine Gemahlin, deine Mutter, starb, wie du weißt, bald nach deiner Geburt. Die Ehe hat kaum zwei Jahre gedauert, deren einzige Frucht du, Antonio, bist. . . . Hier beginnt auch der Wendepunkt meines Lebens, ich meine das Ereigniß, das mich statt zu einem Jünger Aeskulap's zum

Priester des Evangeliums machte. Mit unermüdlichem Eifer hatte ich seit bald zwei Jahren den selbst gewählten Studien obgelegen; nur für diese hatte ich Interesse, alles Uebrige war mir gleichgültig. Da kam ich eines Abends, von einem botanischen Streifzuge in den nahen Bergen heimkehrend, unter der kostbaren Last meiner eingesammelten Kräuter keuchend, langsam eine des Nachts fast gänzlich öde Gasse der Stadt herangeschritten, als plötzlich eine Weiberstimme mich aus meinen Gedanken aufweckte, welche verzweifelnd um Hülfe rief. Meinen Bündel wegwerfend, eilte ich mit raschen Sprüngen dem Orte zu, von welchem her das Nothgeschrei ertönte, und gewahrte mit Entsetzen zwei derbe, zerlumpte Kerls, von wildem Aussehen, welche ein anscheinend junges Weib gewaltsam mit sich fortschleppten. Ohne mich lange zu besinnen, riß ich meinen Degen heraus und begann, dem Feinde in den Rücken fallend, so kräftig auf die Strauchdiebe loszuschlagen, daß sie, die Unbekannte fahren lassend, von panischem Schrecken ergriffen, fluchend davon liefen.

„Die Befreite war ohnmächtig auf das Pflaster niedergesunken, und schaute mich mit allen Zeichen des Entsetzens an, als sie erwachend sich in den Armen eines ihr unbekannten jungen Mannes erblickte. Es war ein junges Mädchen von höchstens siebzehn Jahren. Nie werde ich den Eindruck vergessen, den es auf mich machte, als sie das große dunkle Auge zu mir aufschlug, und mit ihrer süßen, noch halb vor Schrecken bebenden Stimme rief: „O, mein Herr! wie kann ich Ihnen danken, was Sie für mich gethan? . . .“

„Ich konnte ihr nicht antworten . . . stumm, wie ein Verzückter, schaute ich in das engelgleiche Gesichtchen, das mit dem Ausdruck einer an Ausschweifung grenzenden Dankbarkeit mich anblickte. Nie hatte ich, trotz ihrer zwar reinlichen, aber fast ärmlichen Kleidung ein schöneres Weib gesehen. „Beruhigen Sie sich, Signora!“ stammelte ich

endlich, „und erlauben Sie mir, daß ich Sie nach Ihrer Wohnung geleite.“ Dankbar hatte das Mädchen schon ihren weichen runden Arm in den meinigen gelegt . . . die Berührung zuckte wie ein elektrischer Funken durch meinen ganzen Körper . . . als sie, plötzlich sich besinnend, ausrief: „Meine Mutter! meine arme Mutter!“

„Mit geflügelter Hast erzählte sie mir jetzt, daß ihre Mutter, eine arme Wittwe, deren einziges Kind sie sei, in der Nacht plötzlich von einer heftigen Krankheit befallen worden, und sie in der Angst einen in einer entfernten Gasse wohnenden Arzt habe rufen wollen, als plötzlich in diesem engen Gäßchen, vermuthlich durch das Alleinsein des jungen Mädchens ermuthigt, die beiden Unholde auf sie losgestürzt, deren abscheuliches Vorhaben glücklicherweise mein unerwartetes Dazwischenkommen vereitelte.

„Ich suchte die schöne Erzählerin zu beruhigen, und bat sie, mich zu ihrer Mutter begleiten zu wollen, indem ich mich selbst als einen Mediziner zu erkennen gab. . . . Ein Blick voll edeln Vertrauens, voll innigen Dankes, den sie bei diesen Worten auf mich warf, war die Antwort, und rasch, durch die Angst um die leidende Mutter beflügelt, führte mich die Gerettete nach ihrer Wohnung. Die Krankheit der Mutter war nicht eben bedeutend, ein kleiner Anfall eines Stickhustens. Eine rasch angewandte Aderlässe, zu welcher ich glücklicherweise die nöthigen Instrumente bei mir hatte, that die beste Wirkung. Wie ein betender Engel, die weißen Hände inbrünstig zusammengepreßt, hatte die liebende Tochter meinen Bemühungen um die Mutter zugeschaut. Mutter und Tochter erdrückten mich fast mit den Ausbrüchen ihrer Dankbarkeit, als ich mich endlich spät entfernte, mit dem Versprechen, morgen wieder zu kommen, um nach der Kranken zu sehen.

„Gedankenvoll schlenderte ich durch die langen, öden Gassen meiner Wohnung zu, und seltsam, immer schien es

mir, als schwebe mein schöner Schützling noch an meiner Seite, und schaue mit seinen dunkeln, dankbaren Augen zu mir auf. Selbst im Schlafe verließ mich nicht das holde Bild. In meinen wirren Träumen kämpfte ich mit Räubern um die wunderliebliche Jungfrau, und drückte die Gerettete dann an mein klopfendes Herz. . . . Doch, was spreche ich alter Mönch hier von den Gefühlen eines erwachenden Herzens, die längst unter dem groben Tuch meiner Soutane erloschen sein sollten. . . . Was sollen die Schwärmereien aus einer Zeit, wo ich noch ein Kind war!"

Der Mönch fuhr hier mit zitternder Hand über die gefurchte Stirn und schwieg einige Zeit, wie in Erinnerungen verloren. Dann fuhr er mit seiner eintönigen Stimme fort: „Ich will kurz sein, Antonio. Ich könnte dir die alte Geschichte mit zwei Worten erzählen, wenn nicht eine Person darin eine Rolle spielen würde, die von wichtigem Einfluß auf dein Lebensglück oder Unglück gewesen ist, und vielleicht noch sein wird.

„Ich liebte Emilien, so hieß mein Schützling, und ward bald wieder geliebt. Nein, ich habe sie nicht nur geliebt, ich betete sie an. Sie war mein Gott, mein Engel. . . . Mit der ganzen glühenden Kraft einer unentweihten Seele, welche zum ersten Mal dieses süße Gift kennen lernte, hing ich an dem engelschönen Mädchen, dessen Seele mit gleicher Glut meinen Gefühlen entgegen kam. Ich hatte keine Freunde, keine Verwandte auf der Welt; ich hatte nur meinen Studien gelebt, hatte keine Zuneigung gekannt, als die ehrfurchtsvolle Verehrung zu deinem Vater, meinem Wohlthäter. Um so glühender, verzehrender umfaßte jetzt die entfesselte Leidenschaft die reizende Geliebte.

„Ich bin alt geworden, zwei Dezennien sind über das Andenken jener Zeit dahingerollt, und noch jetzt, wenn ich, ein Greis, in meiner Zelle sitze, und mein Herz den ernsten Gedanken des Jenseits zukehren will, da tritt sie noch vor

meine Seele, die süße Gestalt, in dem ganzen Zauber ihrer Schönheit, und die Jahre, welche zwischen dem Damals und Jetzt wie finstere Berge sich thürmen, verschwinden vor der Macht des Augenblicks. . . . Einige Monate, die schönsten, die einzig schönen in dem ruhelosen Leben des armen Priesters, hatte unsere gegenseitige Bekanntschaft gedauert. Mich belebte damals nur ein Gedanke: „Emilie“ . . . sie zu erringen war mein Ziel, und ich hätte mich in die Flammen des Aetna gestürzt, um dieses Ziel zu erreichen. . . . Da fiel es mir auf einmal auf, daß mein Mädchen unter dem Vorwand, die Leute nicht allzusehr auf unser Verhältniß aufmerksam zu machen, mich bat, mit meinen Besuchen vorsichtiger zu sein und dieselben auf gewisse Tage zu beschränken.

„Ich sträubte mich dagegen. Der Gedanke, auch nur einen Tag vergehen zu lassen, ohne sie zu sehen, war mir unerträglich. . . . Aber sie bat so lieblich, ihr Gazellenauge schaute mich mit so zärtlich unbefangenem Blicke an . . . wie hätte ich nicht finden sollen, daß sie recht habe. Und als sie gar den weißen, weichen Arm um meinen Nacken schlang, mit meinen dunkeln Locken spielend, mit ihrem süßen, ewig fesselnden Lächeln lispelte: „Bald bin ich ja auf ewig dein . . .“ o da versprach ich Alles, was sie haben wollte, und hätte es auch einen Gang in die Hölle gegolten. . . .

„Einsam saß ich den Abend nach jener Scene in meinem Zimmer, und suchte mühsam die halb verblichenen Lettern eines alten medizinischen Buches zu entziffern, um meine Sehnsucht nach der Geliebten mit irgend etwas zu zerstreuen. Die Luft war drückend schwül; dunkle, schwere Wolkenmassen hatten mit bedrückender Unbeweglichkeit sich über der Stadt gelagert; Alles kündete den Ausbruch des düster-majestätischen Elementes an. Ein seltsames, unerklärliches Gefühl bemächtigte sich meiner; wie eine unsichtbare, un-

heimliche Gewalt trieb es mich, das Zimmer zu verlassen. Selbst Bravo, mein treuer Hund, das einzige lebendige Wesen, das beständig um mich zu sein pflegte, schien diese Unruhe zu theilen. Aengstlich winselnd drängte sich das treue Thier an mich heran, und schaute mit seinen klugen Augen wie auffordernd zum Fortgehen zu mir auf. Da litt mich's nicht mehr in meiner engen Wohnung. Rasch einen leichten Mantel umwerfend, verließ ich mein Erkerstübchen und das Haus. Ein unerklärliches Gefühl leitete meine Schritte durch die stockfinstern Gassen der Wohnung meiner Geliebten zu. Immer lauter murrte der Donner, und immer rascher auf einander folgend beleuchtete der Blitz momentan das finstere Gäßchen mit seinen grellen, plötzlichen Lichtern, als ich unter dem Dache des ärmlichen Hauses ankam, wo mein Mädchen wohnte. Seltsam . . . es war beinahe Mitternacht, und doch noch Licht in ihrem Gemache. Hatte die Angst vor dem drohenden Gewitter sie wach erhalten, oder war sie oder die Mutter plötzlich krank geworden? . . . Neugier und Besorgniß drängten mich, dieses zu ergründen. Gerade unter dem Fenster, durch welches ein zitternder Lichtschein auf die Straße fiel, war ein halbverwittertes, steinernes Heiligenbild in einer Art von Nische in dem alten Mauerwerk des Hauses angebracht. Vorsichtig stieg ich auf das Piedestal des alten Heiligen und schwang mich von da mit der Gewandtheit jugendlicher Kraft auf dessen Schultern. Von hier aus konnte ich meinen Kopf an das kleine Fenster lehnen und horchen, denn ein grüner Vorhang hinderte mich, in das Innere des Gemaches zu blicken. Alles war still. Eine Weile hatte ich in dieser unbequemen Stellung zugebracht, und war schon im Begriffe, wieder hinunterzusteigen, als plötzlich halblaute Stimmen an mein Ohr drangen. Mit verhaltenem Athem lauschte ich, mein Herz pochte, als wollte es mir die Brust zersprengen. Es war die Stimme eines Mannes, dann wieder der weiche,

halbflüsternde Liebeston meiner Emilie. Unmöglich wäre ich im Stande, den Gefühlen Worte zu geben, die mich in diesem Augenblicke bestürmten. Rasch sprang ich von meinem unbequemen Sitze hinunter. Ein greller Blitz beleuchtete auf einen Moment das alte, düster aussehende Gebäude, und zeigte mir die niedrige, unverschlossene Thüre. Wie ein Verbrecher tappte ich durch den finstern Hof und die paar Stufen hinauf, welche zu Emilien's Zimmer führten. Vor der Thüre blieb ich lauschend einige Augenblicke stehen. Ich glaube, man hätte das Klopfen meiner Pulse hören können. Kein Laut verrieth jetzt mehr das Dasein eines lebendigen Wesens, nur ein schwacher Lichtstreif fiel durch eine kleine unmerkliche Spalte der Thüre. Ich versuchte durch diese in's Innere des Gemaches zu blicken. War es nun, daß das Licht zu düster brannte oder die Oeffnung zu unbedeutend war, ich konnte nichts entdecken. Ein leises Flüstern, ein Geräusch, das mir alles Blut nach dem Herzen drängte, wurde jetzt hörbar. Noch jetzt weiß ich nicht, wie es geschah — plötzlich stand ich mitten im Zimmer, den Dolch in der zum Stoß erhobenen Hand, starr auf die Scene hinschauend, die sich meinem Auge darbot. In den Armen eines reichgekleideten jungen Mannes, auf die Polster des Ruhebettes hingesunken, lag Emilie. Ihr blendend weißer Arm, der mich so oft schmeichelnd umschlungen, umschlang den Hals des Ritters. Ihr dunkles Auge, das mich so oft in den Himmel gezaubert, schaute schmachtend in das gierige Auge ihres Verführers. Die Glücklichen waren so im Glücke des Momentes verloren, daß sie mein wahrscheinlich geräuschloses Eintreten gar nicht bemerkten.

„Eine Bewegung, die ich machte, weckte das verrätherische Weib aus seinem Taumel; mit einem kreischenden Angstschrei drückte sie sich an den Mann, ihr bleiches Gesicht an seiner Brust verbergend. Dieser, dadurch aufmerk-

sam gemacht, sprang auf, und mich in meiner drohenden Stellung erblickend, wich alles Blut aus seinem Gesichte.

„Was willst du hier?“ schrie er endlich mit einer Stimme, welche sein Entsetzen verbergen sollte, und zog den Degen.

„Dich zur Hölle senden!“ erwiederte ich, wild auf ihn zustürzend. Mit einem entsetzlichen Schrei warf sich, gerade wie meine Faust zum Todesstoße ausholte, Emilie zwischen uns. In diesem Augenblicke fühlte ich mich von einer plötzlichen, entsetzlichen Gewalt zu Boden geschleudert, ein ganzes Feuermeer schien das Gemach zu erfüllen, und ein Knall, der die Erde in ihren Grundfesten erbeben machte, folgte, so viel ich in meiner todähnlichen Betäubung hören konnte.

„Ich muß eine Weile ohnmächtig am Boden liegen geblieben sein. Als ich erwachte, füllte schweflichter, erstickender Dampf das Gemach, das auf das Erlöschen der Lampe stockfinster geworden. Ich fühlte mit den Händen um mich; ein Körper lag leblos neben mir, ich fühlte, daß ich von Blut überströmt war. Mit Entsetzen raffte ich mich auf. Ein grelles Aufleuchten des mit seltener Wuth fortrasenden Gewitters beleuchtete in diesem Augenblicke das Gemach. Mit stieren Augen starrte ich auf das Entsetzliche, das schnell wie das Aufleuchten des Wetters vor mein Auge getreten und dann eben so plötzlich wieder von der grausen Finsterniß verhüllt worden war. Das Entsetzen schüttelte mich wie ein Fieberfrost. Noch konnte ich nicht glauben, nicht begreifen, was ein Blendwerk der Hölle vor meine Blicke hingezaubert zu haben schien. Und dennoch blieb ich, wie von einer unheimlichen Macht festgebaut auf dem Flecke, in die Nacht hineinstarrend. Ein neues Feuermeer, dem ein furchtbares Krachen folgte, ergoß sich in das Gemach, dasselbe auf einen Augenblick bis zur Tageshelle erleuchtend. Diesmal hatte ich nur zu deutlich gesehen. — Auf dem Boden

ausgestreckt, bleich, mit entstellten Zügen, meinen Dolch noch in der weißen Brust, lag Emilie. Der Fremde war verschwunden. Ein unwiderstehliches Grausen trieb mich von dem schaudervollen Schauplatze des Mordes fort. Blitz auf Blitz erhellte jetzt die todten, einsamen Gassen und die gespenstisch aussehenden Häusermassen. Bei dem Aufleuchten des zornigen Elementes warf ich noch einen schaudernden Blick auf das unglückliche Haus zurück. Das alte Heiligenbild lag, vom Feuer des Himmels zerschmettert, in Trümmern. Den Tod im Herzen, stürzte ich fort; das Heilige in meinem Herzen war auch zertrümmert."

Mit steigendem Interesse hatte der horchende Antonio die Erzählung des Mönches verfolgt. Ein unwillkürlicher Ausruf des Entsetzens entfuhr ihm jetzt bei der letzten Scene. „Und wer war der schändliche Verführer?" rief er empört. „Habt Ihr ihn nicht erkannt, nie wieder gefunden, Pater Anselmo?"

Der Mönch hob bei dieser raschen Unterbrechung das trübe, gesenkte Haupt empor, eine brennende Röthe überflog sein bleiches, fast erdfarbenes Gesicht, ein Blitz leuchtete aus seinen schwarzen, tiefliegenden Augen, dann sagte er mit seltsam gedehnter Stimme: „Der Verführer hieß Pietro, Graf von Villa-veccia . . ."

„Der Gemahl Paola's?" rief Antonio überrascht. Das Blut in seinen Adern begann zu kochen.

„Derselbe!" bestätigte Anselmo kalt.

„Und Ihr hab't nie versucht, den Verführer Eurer Braut zur Rechenschaft zu ziehen?"

„Das sollst du gleich hören, Antonio." Der Mönch sank in seine vorige gebeugte Stellung zurück, dann fuhr er mit seiner seltsamen, eintönigen Stimme in seiner Erzählung fort: „Was soll ich dir nun sagen von den Tagen, die auf jenen entsetzlichen folgten? . . . Soll ich dir erzählen, wie ich mich mehrere Tage in meine enge Wohnung einschloß,

bald in verzweifelnden, unmännlichen Schmerzensausbrüchen mich verzehrend, bald über eiteln Racheplänen mit Dolch und Gift brütend? . . . Das wäre unnütz.

„Eines Morgens erhob ich mich von meinem Lager, neu gestärkt; meine männliche Kraft war zurückgekehrt. Ich hatte das Mittel zur Rache gefunden, die ich damals mit gräßlichem Eide am Leichnam der Ermordeten dem Verführer geschworen . . . Meines Lebensglückes innersten Keim hatte er zertreten, mit seinem Golde hatte er die Armuth bestochen, nichts hatte er mir gelassen, als die düstere Resignation der Verzweiflung und das Bewußtsein, ein Mörder zu sein. Und dieses Bewußtsein, dieses Leben, farblos und freudlos, mußte ich nachschleppen vielleicht ein halbes Jahrhundert... denn ich war ja noch ein Jüngling. Wäre das eine Rache gewesen, eine Buße für das, was er mir geraubt, wenn ich den stolzen Grafen rasch mit einem Dolchstoß in's Reich der Schatten gesendet hätte? . . . Nein, das Beil des Henkers hätte die That gerächt, und meine Rache hätte ich nicht einmal genießen können. Leben sollte er, der Todfeind meines Glückes, aber vergellen wollte ich ihm jede Lebensfreude, wie er sie mir vergellte. Wie ein hämisches Gespenst wollte ich zwischen ihn und seine Freuden treten, den Kuß der Liebe wollt' ich ihm vergiften, sein unabwendbarer böser Dämon wollte ich sein, ihn verfolgen, bis einer von uns seine Schuld der Natur bezahlt und das freudelose Leben ausgehaucht hätte. Dieses sollte jetzt die Aufgabe meines Lebens sein, mit heiligem Eide hatte es der Jüngling geschworen, der Mann hat es gehalten, und der Greis wird den Schwur nicht vergessen. . . . Um ganz meiner Rache leben zu können, beschloß ich, Priester zu werden."

„Priester!" rief Antonio verwundert; „was in aller Welt hatte denn der Priester mit Euerer Rache gemein?"

„Thor!" entgegnete der Mönch mit halbverächtlichem Tone, „thörichter Jüngling! wie wenig scheinst du den

Werth dieses heiligen Gewandes zu kennen! Es ist zwar grob und unscheinbar, mit ihm verzichtest du auf die Genüsse des Lebens . . . aber es ist eine Burg, deren Schutz zuverlässiger ist, als die Mauern Euerer Schlösser oder selbst der Purpurmantel des Fürsten. . . . Beleidige den Träger desselben, wenn du Lust hast, mit der heiligen Inquisition Bekanntschaft zu machen und in ihren Geiselgewölben oder auf dem Scheiterhaufen den Frevel zu büßen. . . . Gedenkst du nicht der heiligen Beichte, jenes Mittels, mit welchem der Geweihte des Herrn in die Herzen und Geheimnisse der Menschen dringt, und den Frieden bringt in den trauten häuslichen Kreis, oder den zerfressenden Keim des Mißtrauens und des Hasses zwischen liebende Herzen wirft, durch die er all' jene Furien erweckt, welche sich wie die Polypen am Marke des Lebens festsaugen und es langsam und qualvoll verzehren. — Wenn du dieses bedenkst, dann wirst du begreifen, wie man aus Rache Priester werden kann. . . .

„Und ich ward es. . . . Wie ich es anstellte, mit welch' eiserner Energie ich all' die Hindernisse zu beseitigen wußte, die meinem Vorhaben entgegenstanden, gehört jetzt nicht hieher, und würde auch von wenig Interesse für dich sein. Genug, nach drei Jahren war ich einer der Priester, welche hier zum Dienste des Domes bestimmt sind. Meine düstere Stimmung, die mich nie verließ, mich immer an meine Zelle fesselte und mich für die Lockungen der Welt unempfänglich machte, der Eifer, den ich in Sachen meines heiligen Amtes an den Tag legte, und die Beredtsamkeit, welche mir auf der Kanzel zu Gebote stand, brachten mich bald in Ruf und Ansehen. Die innersten Geheimnisse des Klerus wurden mir anvertraut, wovon die geheime Fallthüre und das Gewölbe dich überzeugen können, worin du heute deine Rolle so meisterhaft spieltest, und vermittelst welchen schon manches Wunder der gläubigen Menge vorgeführt wurde, wenn es galt, im Interesse der Diener Gottes etwas

durchzusetzen. Mein Beichtstuhl wurde nie leer von Frauen und Jungfrauen, die bei mir Trost suchten und fanden für die bedrängten Herzen und Gewissen. Und was wurde mir da nicht alles kund! Die Geheimnisse der höchsten Familien von Florenz waren bald für mich keine Geheimnisse mehr. In meinen Händen ruhten die Fäden von den Dramas des Familienlebens, und wehe dem, der meinen Zorn auf sich geladen! . . .

„Um diese Zeit starb dein Vater, mein edler Wohlthäter. Vielleicht ist es dir unbekannt, von welchen traurigen Umständen sein tragischer Tod begleitet war. Ich sah ihn um dieselbe Zeit fast nie. Große Gedanken schienen seinen Geist zu beschäftigen. Er war fast immer in seinem Kabinet eingeschlossen oder auf Reisen abwesend, deren Zweck Jedermann ein Geheimniß blieb. Plötzlich brachte ich in Erfahrung, daß er des Verrathes am Vaterlande angeklagt sei, indem er beabsichtigt habe, das Herzogthum dem damals gerade mit seinem Heere anziehenden König Karl VIII. in die Hände zu spielen. Glücklicherweise befand er sich gerade jenseits der Grenze von Florenz. Ein Bote, von mir abgefertigt, benachrichtigte ihn von der drohenden Gefahr. Aber die Konfiskation seiner Güter, den Verlust seiner Würden und den Schmerz des Exils vermochte er nicht zu überleben. Bald gelangte die Nachricht seines Todes nach Florenz. Ueber seine Absichten, Schuld oder Unschuld, schwebt ein geheimnißvolles Dunkel. Aber der Verräther, der sich in sein Vertrauen gestohlen, ihm Freundschaft geheuchelt, um ihn zu verderben . . . das war Emilien's Verführer, der Gemahl deiner Paola, der jetzt allmächtige Günstling des Herzogs.

Ein Ausruf der Wuth unterbrach den Mönch in seiner Erzählung.

„Du schauderst, Antonio! ... Fängst du jetzt an, das Band zu begreifen, das uns zusammenkettet? . . . Höre

nur weiter: Ich betrauerte meinen Wohlthäter im Stillen mit blutigen Thränen; war er ja doch der einzige Mensch gewesen, den ich noch liebte. Um so fester nur setzte sich in meiner Brust der unauslöschliche Durst nach Rache an dem elenden Mörder seines Glückes fest. Auch dich verlor ich nicht aus den Augen, als dich, einen kleinen Knaben, Graf Grimaldi, der Vater Paola's, in sein Haus aufgenommen. Du warst dort wohl aufgehoben, und mir blieb für den Sohn meines Wohlthäters nichts zu thun übrig, als den Gang seines Schicksals aus der Ferne mit väterlichem Auge zu überwachen."

Der Mönch versank einen Augenblick in düsteres Sinnen, während sein gebeugtes Haupt mit den spärlichen weißen Locken in seiner Hand ruhte. Dann verfolgte er wieder den Gang seiner Erzählung:

„Es war ein schöner Frühlingsmorgen des Jahres 1395. So wie heute strömte wieder ganz Florenz dem Dome zu, dessen Glocken feierlich erklangen in die milde, Leben und Hoffnung duftende Luft. Ein prächtiger, strahlender Zug näherte sich durch die dichten Volksmassen der Kirche. Es war ein Brautzug. Das Volk jauchzte dem schönsten Paare zu, das Florenz je gesehen. Es waren Graf Pietro della Villa-veccia und Viola von Montefiore. Wie stolz, wie glückstrahlend schritt er neben seiner lieblichen, jungen Braut hin, die schüchtern zu ihm aufschaute, in schmachtender, ein Meer voll Seligkeit verheißender Liebe. Wie strahlten die Blicke des stolzen, schönen Grafen, als er mit seiner schönen Braut an der Hand vor den Altar trat, die Weihe seines überschwenglichen Glückes erwartend. Und unweit von dem glücklichen Paare, an eine Säule gelehnt, den Blicken der Menge verborgen, stand ein bleicher, abgehärmter Priester, und schaute mit bitterem Lächeln auf die Glücklichen. Er war der Beichtvater der jungen Braut . . . der Friede ihrer Seele, der Himmel des Glückes, der aus

ihren Augen lachte, ihre Liebe . . . das Alles lag in seiner Hand. . . . Und dieser Mönch, Antonio, dieser Mönch war ich. . . . O, sie war schön, die junge, edle Braut, und — seltsames Spiel des Verhängnisses, sie glich meiner gemordeten Geliebten. Das waren dieselben reichen, dunkeln Locken über der gewölbten lilienweißen Stirne, die feingezogenen Braunen über den sanften und doch glühenden Augen, es war wieder das süße Lächeln auf den üppig geschwellten Lippen, so frisch, so freundlich, wie eine gesprungene Rosenknospe. Nur stolzer und herrlicher noch, als die arme, schöne Gefallene, hob sich der Wuchs des adeligen Fräuleins. . . . Und sein sollte sie sein . . . dem, der da vor mir stand, kräftig und schön, in der Blüthe seiner Jahre, dem Mörder meines Glückes . . . während ich dastand, ein armer Mönch, abgestorben dem Leben und seinen Blüthen, in meiner Jugend schon ein Greis! . . . Was da unter diesem Gewande für eine Hölle in meiner Brust wühlte! . . . Wer vermöchte ihn auszusprechen, den ganzen Jammer, all' die Gefühle des Hasses, der Rache und des Schmerzes . . . die Verdammniß eines ganzen Lebens zusammengepreßt in einem Augenblicke! . . . und ich lächelte.

„Wieder, wie heute, wollte der Priester die Hände des glücklichen Paares zusammenfügen. Da ertönte dumpf und schauerlich, wie eine Stimme aus dem Grabe, dreimal nach einander der Name: „Emilia!" . . . Graf Pietro zuckte zusammen, und starrte einen Augenblick geisterblaß auf die entsetzte, einer Ohnmacht nahe Braut. Ein entsetzlicher Gedanke schien ihn zu ergreifen; er mußte sich am Altare festhalten, um nicht niederzusinken. Plötzlich einen wild entschlossenen Blick um sich werfend, ermannte er sich wieder, faßte mit bebender Hand die Hand seiner Braut . . . und der Priester sprach sein verhängnißvolles: „Was Gott zusammengefügt, das soll der Mensch nicht scheiden." Ein Lachen, tief aus der Erde kommend, höhnisch wie das Lachen

eines Dämons, antwortete dem segnenden Priester, der jedoch von der ganzen Scene nichts zu bemerken schien. Ich denke, Antonio, der schöne Vermählungstag mag dem Grafen seltsame Freuden gebracht haben. . . . Vor seinen Blicken schwebte das Bild des ermordeten Mädchens und drängte sich zwischen ihn und seine reizende Braut; und dieser hatte sich tief in's Herz gebohrt, der geheimnißvolle Name, bei dessen Nennen ihr angebeteter Gemahl so bleich geworden. Wie ein geheimes Seelenübel fraß das unerklärliche Geheimniß an ihrem Herzen; ihre Ruhe und ihr Vertrauen gegen den Gatten zerstörend, der selbst auf ihr zärtliches Flehen keine Auskunft ertheilte und finster schwieg, wenn sie ihn um Lösung des Räthsels ersuchte.

„Was war da natürlicher, als daß sie die Lösung dieses Räthsels von der Kirche erwartete? Die gequälte, fromme Seele, sie war es gewohnt, sich in jeder dunkeln Angelegenheit ihres Herzens zutrauensvoll an die alliebende Mutter zu wenden. Sie that es auch jetzt, und der Tröster und Rather in dieser Angelegenheit war natürlich ihr Beichtvater . . . der Todfeind ihres Gemahls. . . . Dank dem würdigen Priester, sie lernte diesen Gemahl bald als einen Mörder kennen, den sie verabscheute, und sich die Liebe zu ihm als ein Verbrechen anrechnete. Und ihr Gemahl liebte sie wirklich heiß und innig, sein ganzes Glück war an das Lächeln seiner Gemahlin gekettet. Und an seiner Seite lebte jetzt das angebetete Weib, mit geheimem Grauen seine Liebkosungen hinnehmend, ohne sie zu erwiedern, auf sein zärtliches, ungestümes Flehn nichts erwiedernd, als einen Blick, ungefähr wie ihn das zur Schlachtbank geführte Lamm mit den gläsernen, theilnahmlosen Augen auf seinen Schlächter heftet, schweigend und still; die Kirche hatte es verstanden, dem armen Weib den Mund zu versiegeln.

„Ich will kurz sein und rasch einen Zeitraum von zehn Jahren überspringen. Es war Mitternacht; der Sturmwind

heulte um die Mauern und Thürme des alten Ahnenschlosses des Grafen Pietro. Jetzt öffneten sich die Thorflügel, und vom düsterrothen Scheine der Fackeln beleuchtet, trat ein feierlicher Zug schwarzgekleideter Männer hervor aus dem Schlosse. Ein reichverzierter Sarg, geschmückt mit den Insignien des gräflichen Hauses, wurde dem Zuge vorangetragen, der sich langsam der Schloßkapelle zu bewegte. Mit verhülltem Gesichte, schwankenden Trittes folgte dem Sarge eine gebeugte Männergestalt. Der Verhüllte war Graf Pietro . . . und der Leichnam im Sarge war seine Gemahlin. Düster klangen die Sterbegesänge der Priester, welche den Leichnam zu seiner Ruhestätte geleiteten. Betend knieete der Graf am Sarge seiner Gemahlin nieder. Und wieder, wie vor zehn Jahren, stand ein Mönch, mit halb von der Capuze verstecktem Haupt, einsam im Schatten einer dunkeln Nische, an einen Pfeiler gelehnt, und schaute mit triumphirendem Lächeln auf den Betenden. Des Beters Haare waren weiß geworden, seine Stirne war gerunzelt, sein Gesicht bleich und welk. . . . Zehn Jahre des Leidens hatten aus ihm einen Greis gemacht, und die Welt nannte ihn obendrein, erst leise, dann lauter, den Mörder seiner Gattin, die er doch so unendlich geliebt. Der Mönch lächelte . . . und dieser Mönch war ich. . . ."

Düster flackerte das Licht der Lampe, die dunkle Gestalt des Mönches schwach erleuchtend, der sich jetzt mit einer Art rascher Energie von seinem Sitze erhob, und einen triumphirend fragenden Blick auf seinen lautlos ihn anstarrenden Zuhörer heftete.

Mit einem gemischten Gefühle von Abscheu, Bewunderung und Grauen betrachtete Antonio den Furchtbaren, der mit so teuflischer Herzlosigkeit über das Lebensglück einer Unschuldigen hinschritt, um das Phantom seiner Rache bis an's Ende zu verfolgen, und dessen bleiches, hageres Gesicht ihn gespenstisch mit seinen funkelnden Augen anstarrte.

Es bedurfte seines ganzen, durch die Erzählung des Mönches noch gesteigerten Hasses gegen den Räuber seiner Paola, um dem Entsetzlichen nicht mit Abscheu den Rücken zu kehren.

Der Mönch schien dieses Gefühl nicht zu bemerken: „Ich bin zu Ende, Antonio," fuhr er, sich setzend, fort. „Graf Pietro blieb jetzt einige Zeit vor meiner Rache sicher, ich konnte für den Moment befriedigt sein. Du warst indessen zum Jünglinge herangereift. Du liebtest die Tochter deines Pflegevaters, und Dank dem Grafen Pietro, der ohne mein Vorwissen schon damals das Versprechen des Grafen Grimaldi hatte, ihm die schöne Paola zur zweiten Gemahlin zu geben . . . du wurdest zum Lohne deiner Liebe nach Frankreich verbannt. Das Verhältniß meines Todfeindes zu deiner Geliebten wurde einige Jahre nach deiner Entfernung offenkundig. Also mit der frischen, reizenden Blume wollte sich der altgewordene Sünder für die Leiden der Vergangenheit entschädigen. Dieser Gedanke erweckte rasch wieder den Dämon in meiner Brust, und ich brütete über neue Plane, dem Gehaßten diesen Genuß zu vergällen. Da wurde ich eines Abends von einem alten Diener zu einem Sterbenden gerufen, der sich nach den Tröstungen der Religion in seiner letzten Stunde sehne. Der Kranke warst du, Antonio . . . die Folge jener Nacht, wo du erfuhrst, daß die Geliebte deiner Wahl dir untreu geworden, hatte dich auf's Krankenbette geworfen. Arglos beichtetest du dem Priester deine Leiden, klagtest, wie nicht einmal ein Wort des Trostes der Entschuldigung von deiner treulosen Geliebten dir zugekommen, und ahntest nicht, welch' einen Sturm du in dem Innern deines Beichtvaters hervorgerufen. Verzweifelnd an deinem Schicksale, hattest du dich selbst aufgegeben. Du stauntest, als dein Beichtvater, der dir den Trost der Religion bringen sollte auf die dunkle Reise des Jenseits, dir die Aussicht auf das Leben und seine Ge=

nüsse wieder eröffnete und die Hoffnung in deinem Herzen weckte, das Geraubte wieder zu erlangen. . . .

„Hoch auf jauchzte mein Herz; ich hatte ja jetzt einen Verbündeten gefunden. Zwei Gefühle, die einzigen, die mir geblieben und die mein Herz noch bewegen, konnte ich befriedigen — das Gefühl der Rache an meinem bis zum Tode gehaßten Feind, und dasjenige der Dankbarkeit gegen den Sohn meines Wohlthäters, da ich doch für den Vater wenig hatte thun können.

„Du gesundetest schnell bei diesen Aussichten. Die Vermählung war jedoch nicht möglich zu hintertreiben, meine Künste scheiterten hierin. Allein durch die Rolle, die ich dich in jener geheimen Versenkung unter dem Altare spielen hieß, ist der Grundstein zu unserem Werke gelegt. Auch Paola ist mein Beichtkind. Die geheimnißvolle Stimme unter der Erde wird lange in ihrem Herzen wiederhallen. Sie liebt den Grafen nicht; wenig wird es kosten, ihre Gefühle in Abscheu zu verwandeln, und das Gespenst Emilia's werden wir zu rechter Zeit heraufzubeschwören wissen; den Erfolg überlasse mir und dem Aberglauben der Zeit . . . und dann mögen deine blühende Gestalt und der ersten Liebe Zauber das Uebrige thun. . . . Kennst du mich nun, Antonio, und glaubst du, daß ich es redlich mit dir meine?" fragte der Mönch jetzt aufspringend und dem zweifelnden Jüngling die magere Hand bietend. „Nun denn, so schlage ein zum Rachebunde, dessen Früchte du allein genießen sollst!"

Antonio zögerte — ihm schauderte vor dem entsetzlichen Manne, der jetzt in seiner ganzen Länge aufgerichtet, mit funkelnden Augen, aber bleichem Gesichte, wie ein unheimlicher Geist der Rache vor ihm stand.

„Fehlt es dir an Muth, deine Paola zu erringen?" sagte der Mönch mit einem Anfluge von Hohn, der seinem Gesichte einen wahrhaft dämonischen Ausdruck gab.

„Und ging es in die Hölle, ich folge dir!“ rief Antonio, entschlossen einschlagend in die dargebotene Rechte.

Wieder, wie in jener entsetzlichen Nacht, flammte ein Gewitter am nächtlichen Himmel, und die Blitze leuchteten dem Mönche, als er, die Begleitung Antonio's ablehnend, wie ein gespenstischer Schatten durch die finstern Gassen seinem Kloster zuschritt.

* * *

Auf dem Balkon des hohen Familienschlosses der Grafen Villa=veccia, am Fuße der romantischen Apenninen, stand die schöne Gräfin Paola und schaute sinnend dem herrlichen Schauspiele des Sonnenunterganges zu, das sich in seiner ganzen glühenden Pracht vor ihren Augen ausbreitete. Am röthlich blauen Himmel glänzten bereits die südlichen Sternbilder in ihrem wundervollen Glanze, während die purpurnen Strahlen der sinkenden Sonne noch in langen Streifen aufleuchteten. In den nahen Myrthengebüschen sang die Nachtigall schwermüthig zärtlich ihre träumerischen Melodieen, und die reifen Goldfrüchte Italien's sandten ihre süßen Düfte zu der schönen Lauscherin empor. Paola lehnte träumend das lockige, etwas blaß gewordene Haupt, das durch den Zug eines geheimen Schmerzes nur noch verschönt wurde, auf ihre stützende Hand. Nichts störte die tiefe Stille der Scene, als die sehnsüchtigen Töne des gefiederten Sängers der Liebe im Gebüsch, das die schroffen Felsenwände unter dem Balkon überwucherte und so den tiefen Abgrund maskirte, der sich zu den Füßen der Dame befand.

Ein tiefer, schmerzlicher Seufzer Paola's unterbrach endlich das feierliche Schweigen, und gleichzeitig trat die Lieblingskammerfrau und Milchschwester der jungen Gräfin hinter dem purpurseidenen Vorhange hervor, der den Balkon von den innern Gemächern trennte. Ihr feines Ohr hatte wohl

den Seufzer ihrer Gebieterin gehört, denn sie näherte sich dieser mit ehrerbietig-zutraulichem Wesen und sagte mit schmeichelnder Stimme zu der Sinnenden: „Immer so traurig, meine schöne Herrin! Erst mit dem mächtigsten Grafen von Florenz vermählt, von ihm vergöttert, die angebetete Gebieterin dieses reizenden Schlosses, und doch sah ich nie ein freundliches Lächeln des Wohlgefallens über die schönen Lippen meiner Herrin gleiten.“

„Können die Lippen lächeln, wenn das Herz blutet, Franceska?“ entgegnete, das weiße Händchen auf die wogende Brust pressend, Paola, mit unbedachtsamer Heftigkeit der Dienerin, welche ihr großes, brennend schwarzes Auge verwundernd und lauernd auf die Gebieterin heftete.

„Bluten! das Herz meiner holden Herrin?“ fragte die Zofe im Ton der Verwunderung und zärtlicher Besorgniß.

Sich besinnend, eine Unvorsichtigkeit begangen zu haben, setzte die Gräfin, schnell einlenkend, hinzu: „Ach, ich weiß nicht, was ich sage, Franceska; aber es wird mir hier so ängstlich in dem alten, einsamen Schlosse, in das mich mein Gemahl brachte, damit die frische Luft der Berge meine Gesundheit wieder herstelle. . . .“

„Einsam ist das Schloß, meine Gebieterin?“ rief die Zofe verwundert; „Ihr Herr Gemahl ist ja fast immer bei Ihnen, und vernachlässigt, wie er sagt, aus Liebe zu seiner reizenden Gemahlin, die Geschäfte des Staates . . . und ich denke, er wird auch diesmal bald wiederkehren. . . .“

Die Gräfin erröthete, das Geschwätz der Dienerin machte sie verlegen, und sie war gerade im Begriffe, den Balkon zu verlassen, als die leisen Klänge einer Zither, welche sanft von der Tiefe des Felsenplateau zu ihren Füßen heraufzutönen schienen, die Aufmerksamkeit sowohl der Gebieterin als der Zofe auf sich zogen.

Einige laute, sehnsüchtige Accorde schwebten noch zu den lauschenden Damen empor, dann sang eine wohlklingende,

angenehme Männerstimme in der süßen toskanischen Mundart ein Liedchen, das in unserm rauhen Deutsch ungefähr so gelautet haben möchte:

Du, auf dem hohen Felsenschloß,
Des Südens schönster Stern,
O komm' ... so manche Thräne floß ...
Ich trockne sie so gern!

Verborgen in den Zweigen dort
Die Goldorangen glüh'n;
Die Liebe auch glüht heimlich fort,
Wird ewig Flammen sprüh'n.

Ist auch in Nacht gehüllt der Weg,
Ist süßer nur die Lust;
O komm' ... dein heißes Herze leg'
Mir furchtlos an die Brust.

Hat Einer mir das höchste Glück,
Hat er mir dich geraubt,
Lacht doppelt selig mir dein Blick,
Weil er nicht mehr erlaubt.

D'rum komm' du nur, und bebe nicht,
Kein Lauscher ist erwacht —
Du bist am Tag mein Sonnenlicht,
Mein gold'ner Traum bei Nacht.

„Bravo! bravissimo!“ klatschte die lebenslustige Zofe in ausgelassenem Muthwillen. „Der girrende Schäfer hat eine Stimme wie eine Nachtigall. Ei, wie wär' es, meine holde Gebieterin, wenn wir uns den fremden Troubadour ein wenig heraufholten in's Schloß, uns hier die lange Weile zu vertreiben, die Euch so unbarmherzig zu verfolgen scheint, seit Ihr hoher Gemahl wieder verreist ist?“ Und ohne die Antwort der gütigen Herrin abzuwarten, von welcher sie mehr als Freundin denn als Dienerin behandelt wurde, tanzte die wilde Franceska fort.

„Franceska! Franceska!“ rief Paola, „was machst du? . . . wenn mein Herr . . .“

Die Zofe war schon weit weg und hörte sie nicht mehr.

In unruhiger Spannung harrte Paola der Rückkunft der Zofe. Die Stimme des Sängers schien ihr bekannt, und die Brust des schönen Weibes wogte gewaltsam unter der leichten Hülle, als sie nahende Tritte im Vorsaal hörte.

„Nur hier herein!“ kommandirte die Zofe kichernd; „sei nur nicht so blöde, mein hübscher Cantatore! Mache deine Sache gescheidt, und verkürze der armen, gefangenen Prinzessin hier die Zeit mit deinen zärtlich-klagenden tremolos. Ein hübsches Trinkgeld und allenfalls ein freundlicher Blick von mir, einer eben so hübschen Florentinerin, wird dir dann nicht entgehen.“

Ein junger, sehr hübscher, schlanker Bursche in ländlich-niedlicher Tracht der Toskaner trat unter diesen Reden mit seiner Zither im Arme auf den Balkon, und verbeugte sich mit linkischer Ehrfurcht vor der Gräfin.

Fast wäre dieser ein Schrei der Ueberraschung entfahren, als sie dem Fremden in das von hellem Mondlichte beleuchtete Gesicht blickte. Schnell wendete sie sich wieder der Landschaft zu, und sprach nach einer Pause, während welcher sie mühsam nach Fassung rang, mit gleichgültigem Tone:

„Du hast eine hübsche Stimme, Cantatore; willst du uns wohl etwas von deiner schönen Kunst hören lassen?...“

„Was wünschen Sie, hohe Herrin?“ fragte der Sänger in ehrfurchtsvollem Tone, und mit etwas wunderlich klingendem ländlichem Accente. „Ein Lied der Freude oder der Trauer? Soll ich Ihnen von ewiger Treue singen oder ein lustiges Schelmenstückchen?“

„Seht doch, was der Bursche nicht Alles kann!“ rief lachend die vorwitzige Zofe. „Sing' uns ein Liebesliedchen, du närrischer Kauz, ob zum Weinen oder zum Lachen ist

gleichgültig, Beides ist gleich angenehm. Du sollst doch wissen, daß wir Frauen immer Vorrath an Thränen und Lachlust haben."

Gegen dieses war nun freilich nichts einzuwenden. Der Sänger stimmte die Saiten seines Instrumentes und griff, wie sich besinnend, einige schmachtende Accorde. Dann richtete er sein dunkles Auge fest auf die scheu aufblickende Gräfin und sang:

Nur des Schweigens dunkles Siegel
Schützt der Liebe süßes Glück,
Wenn dir deines Auges Spiegel
Nur zwei Augen strahlt zurück.

Laß sich nie die fremden Blicke
Drängen zwischen Herz und Herz;
Feind ist stets die Welt dem Glücke,
Freut sich stets bei fremdem Schmerz.

Sahst du der Sahara Winde
Ueber frische Blumen weh'n? — —
Sei auch Liebe keine Sünde,
Macht doch Neid sie untergeh'n.

Die Gräfin blickte, als er geendet hatte, unentschlossen auf den Sänger; wäre des Mondes bleicher Schimmer nicht zu schwach gewesen, der räthselhafte Cantatore hätte das krampfhafte Heben und Senken ihres Busens bemerken müssen, das den innern Kampf beurkundete, den sein wohlverstandenes Lied in ihrer Brust geweckt. Sein bittender Blick, der wie ein elektrischer Funke in ihre Seele drang, schien sie endlich zu bestimmen. Mit gleichgültigem Tone stimmte sie in die Lobeserhebungen Franceska's auf die allerliebste Stimme des Sängers ein, und sagte dann nach einer Pause:

„Man sagt, Gesang und Wein trennen sich nur ungern, und Trennung bringe leicht Mißtöne in die Saiten. Auch unser Sänger wird dieses schon gefühlt haben. . . . Franceska, einige Erfrischungen und ein Becher Syracuser stärken

ihn vielleicht zu einer zweiten Probe seiner freundlichen Kunst, die recht wohlthuend auf mich einwirkt."

Die Zofe flog davon. Im Vorgemache blieb sie aber plötzlich stehen, legte den Finger schlau auf den Mund. „Das war ein seltsames Liedchen, Franceska," sprach sie bedächtig zu sich selbst; „die Herrin hat Geheimnisse vor dir, und der fremde Sänger . . . Ich denke, das gibt eine Neuigkeit, die Graf Villa-veccia der treuen Wächterin mit schwerem Golde bezahlen wird."

Kaum hatte die mißtrauische Zofe den Balkon verlassen, als der fremde Sänger auch, die Zither wegwerfend, zu der Gräfin Füßen niedersank und mit leidenschaftlicher Heftigkeit ihre Hand ergreifend, ausrief: „Endlich, Paola, hab' ich dich wieder!"

„Um Gotteswillen, Antonio! was hab't Ihr gethan!" rief sie mit bebender Stimme, indem sie ihrer Angst endlich Worte geben konnte. „Ihr wäret verloren, wenn mein Gemahl . . ."

„Ich habe dich wieder!" jauchzte der Jüngling, der das zitternde Händchen der Gräfin mit seinen glühenden Küssen bedeckte. „Ich darf diese Hände wieder wie einst an meine heißen Lippen pressen . . . und Paola zürnt mir nicht . . . nicht wahr, Paola, du zürnst mir nicht?" rief er schmeichelnd.

„Wilder Mensch, wer sagte dir das?" antwortete Paola, indem sie mit gewaltiger Anstrengung ihrer Stimme einige Festigkeit zu geben suchte.

„Du zürnst, Paola?" fragte der Jüngling, traurig aufstehend, und sein glühendes Auge mit Innigkeit in dasjenige der reizenden Jugendgeliebten senkend. „O nein, nein! es ist nicht möglich, daß Paola mir zürnt, weil ich die Liebe zu ihr nie, nie vergessen konnte und eher sterben wollte, als ihr entsagen!"

„O mein Antonio, ich bin sehr unglücklich!“ rief sie, von ihrem Gefühle überwältigt, und der süßen Stimme des noch immer Geliebten nicht mehr widerstehend, sich in seine Arme stürzend. — „Paola!“ — „Antonio!“ und die Wiedervereinten feierten einen jener Momente, wie sie das Schicksal nur einzelnen seiner Günstlinge bereitet, kurz und rasch wie die flüchtige Sekunde vorüber eilend, aber auch in dieser Sekunde das Glück eines ganzen Menschenlebens in sich fassend.

Mund und Ohr gefesselt, Nacht vor unserm Blick,
Und der Geist gewirbelt himmelwärts. — —

„Und was nun?“ fragte endlich die Gräfin, zuerst aus dem süßen Taumel erwachend. Den Jüngling sanft aus Armen drängend, und ihm mit ihren Augen, schön wie die Sternbilder des Südens, fragend in's glühende Gesicht blickend.

Ueber sich selbst erschreckend, daß er, hingerissen durch den Zauber des Augenblicks, die kostbare Zeit unbenützt für seine Plane verstreichen ließ, sprach Antonio rasch: „Du verabscheust deinen Gatten; dein klagender Blick, der mir tief in die Seele drang, hat mir verrathen, daß du an seiner Seite ewig unglücklich sein wirst. Du liebst mich; mir sagt es dein süßes Geständniß. . . . Flieh' mit mir, Paola. . . .“

Die Gräfin zitterte bei diesen Worten und wurde bleich, wie die feine Halskrause, welche auf ihren weißen Schultern ruhte. Antonio bemerkte oder schien es in seinem Eifer nicht zu bemerken: „Bin ich auch nicht so reich wie dein Gemahl, so habe ich immer genug, um alle deine Wünsche krönen zu können. König Karl's glänzender Hof nimmt uns auf, und in dem lebensfrohen Paris, an der Seite deines dich vergötternden Jugendgeliebten, wirst du bald die traurige Einsamkeit dieses Schlosses und den aufgezwungenen, gehaßten Gemahl vergessen lernen.“

„Aber Antonio . . . ich bin vermählt . . . bin die Gattin dieses Mannes . . . ein heiliger Eid bindet mich...“ seufzte die Gräfin, halb schon besiegt.

„Kann ein gezwungenes Versprechen gültig sein, das dir auf ewig dein Lebensglück, den goldenen Traum der Liebe kosten würde? . . .“

Die Gräfin schwieg. — Pater Anselmo hatte redlich Wort gehalten, und das Gewissen der jungen, liebeglühenden Frau für diesen Punkt zum voraus beruhigt.

„Du zauderst, Paola!“ rief er, sie von Neuem umschlingend, die pochende Brust an die ihrige pressend, und ihr Gesicht, ihren Mund, ihre Augen mit brennenden Küssen bedeckend. „Willst du mir folgen? willst du? . . . die Zeit drängt, jeden Augenblick kann die Dienerin zurückkehren.“

„O Gott!“ rief die Gräfin, indem ihr letztes, besseres Gefühl noch schwach mit der lodernden Leidenschaft kämpfte.

„Willst du an seiner Seite freudlos sterben und auch mich hinunterstoßen in's kalte Grab der Verzweiflung?“

„Nein! o nein!“ stöhnte sie entsetzt.

Tritte wurden in dem Vorgemache hörbar.

„Von heute die dritte Nacht um Mitternacht auf dieser Stelle. Diese Strickleiter befestige gut an dem Geländer des Balkons und lasse sie hinunter fallen,“ flüsterte er, rasch noch einen heißen Kuß auf ihre Lippen pressend. — Und wie die Zofe hereintrat, einen lauernden Blick auf die Beiden heftend, stand der Sänger schon wieder in scheuehrerbietiger Stellung, die Zither im Arme, vor der Gräfin, welche unter einem wohlgefälligen Lächeln den Sturm verbarg, der in ihrem Herzen tobte.

„Gewonnen!“ jubelte Antonio, als er sich vom Schlosse verabschiedet hatte und sich dem unten im Gebüsche harrenden Pater Anselmo in die Arme warf. „Gewonnen! . . . Und jetzt rasch nach Florenz, unsere Sachen in Ordnung zu

bringen, und dann dem Seinestrande zu . . . das Paradies führe ich ja mit mir, und könnte mich für das deinige trösten, Anselmo, wenn du mir und Paolen auch nicht zum Voraus so großmüthig Absolution für die kleine Sünde ertheilt hättest."

„Man kann nicht wissen, ob du die Absolution nicht dennoch nöthig hast," entgegnete der Mönch ernst.

Die Beiden bestiegen rasch die harrenden Maulthiere, und, Antonio jauchzend, der Mönch einen triumphirenden Blick zu der Burg seines Todfeindes emporwerfend, eilten sie durch die Nacht davon.

* * *

Die Nacht legte ihren dunkeln geheimnißvollen Schleier auf das hohe Schloß des Grafen Villa-veccia. Milde, wie freundliche Augen, schauten die Sterne herab auf die träumende Erde, welche so schön, so duftend dalag, wie eine reizende Tochter des glühenden Italien's, die in ahnungsvoller Seligkeit den Besuch des Geliebten erwartet. Ein sanfter Wind bewegte die Myrthen- und Orangenbüsche um das hohe Schloß, und nur von fern her am Horizonte schaute, wie neugierig lauschend, Luna auf die hohen Mauern hin, den Balkon darüber mit ihrem blassen Lichte beleuchtend.

Tritte knisterten jetzt durch die Gebüsche unten am Fuße der Burg, und zwei verhüllte Gestalten schlichen leise und vorsichtig an die Mauer heran. Es waren Antonio und Pater Anselmo. Flüsternd standen sie eine Weile da, immer forschend zum Balkon emporblickend, auf dem, so wie überhaupt im ganzen Schlosse, kein Laut das geheimnißvolle Schweigen unterbrach. Schon wollte Antonio ungeduldig werden und ein heftiges Wort schwebte auf seinen Lippen, als der Mönch, rasch seinen Arm ergreifend, mit stummer Geberde nach oben zeigte, wo auf dem Balkon schattenähnlich eine weiße Gestalt sich zeigte.

Bald fiel mit leisem Geräusche die erwartete Strickleiter nieder. Kräftig entschlossen drückte Antonio seinem Gefährten die Hand und begann dann muthig und rasch mit ungewöhnlicher Gewandtheit die schwankende, luftige Leiter emporzuklimmen. Bald schwebte er nur als eine dunkle, unerkennbare Masse über dem harrenden Mönche, und in kurzer Zeit schwang er sich kräftig und leicht über das Eisengeländer des Balkons.

„Antonio!" flüsterte eine süße, vor Angst bebende Stimme. „Paola!" rief er entzückt, und die reizende Geliebte lag in seinen Armen — er fühlte das ängstliche Wogen ihres Busens an seiner Brust. — —

Ein leises Geräusch wurde im Nebengemache hörbar; erschrocken fuhren sie auseinander. „Gott, was war das?" flüsterte sie zitternd. Beide lauschten mit angehaltenem Athem und mit hochklopfendem Herzen. Alles wurde wieder still, kein Laut war hörbar, als das Flöten der Nachtigall im Gebüsche.

„Es war der Nachtwind, der die Bäume bewegte," flüsterte Antonio beruhigend, „einen Augenblick nur Muth, meine Paola, und wir sind gerettet . . . . glücklich . . . ."

Mit kräftigem Arme umfaßte er die Bangende, hob sie leicht über das Geländer des Balkons, ließ sie sorgsam die kleinen, zarten Füßchen auf die ersten Stufen des luftigen, gefahrvollen Weges setzen, und schwebte bald mit seiner theuren Last zwischen Himmel und Erde.

Wieder schien es ihm, als rauschten leise Tritte über seinem Haupte. Besorgt schaute er empor, die Geliebte fester an sich pressend, um zu verhindern, daß das erschreckende Geräusch nicht zu dem Ohre der Zitternden, die ihn angstvoll umschlungen, gelange. — Blendwerk der Hölle — oben auf dem Balkon stand Graf Villa-veccia, der betrogene Gemahl, das funkelnde Auge fest auf ihn geheftet, wie der Blick der Zauberschlange auf ihr Opfer. Erstarrt, unbeweglich

starrte Antonio zu dem Ensetzlichen empor, der sich mit teuflischer Lust am Anblicke seiner Opfer zu weiden schien.

Mit übermenschlicher Anstrengung hielt Antonio den Schrei des Entsetzens zurück, den das Furchtbare, Grauenvolle dieses Mannes ihm auspressen wollte. Ohne Vertheidigung, von der zitternden Geliebten umschlungen, welcher jede unvorsichtige Bewegung den zerschmetternden Tod in der schwindelnden Tiefe bringen konnte, und über sich den rachedürstigen Feind, in dessen Willkür es lag, ihm jeden Augenblick dasselbe Schicksal zu bereiten. Mit mehr als menschlicher Festigkeit suchte der muthvolle Jüngling indessen das Furchtbare den Blicken seiner Geliebten zu entziehen, indem er ihr bleiches Gesichtchen an seine Brust festdrückte, und spähte dann mit stierem Auge, ob nirgends ein Vorsprung der hohen Mauer einen Anhaltspunkt gewähre, an dem er sich festklammern könne. Gefangenschaft, ja der Tod von den Händen des Grafen galt ihm gleich, nur das Leben des angebeteten Wesens an seiner Brust wollte er retten. Wirklich, einige Stufen weiter unten, und ein hervorragendes, halb losgerissenes Quaderstück der Mauer hätte für einen Augenblick wenigstens ihnen ein Ruhepunkt geboten. — Mit der Entschlossenheit der Verzweiflung erfaßte der Jüngling diesen schwachen Hoffnungsstrahl und versuchte rasch, mit seiner Last jene Stelle zu erreichen. — Da zuckte es wie ein elektrischer Schlag durch die Leiter, pfeilschnell wurde sie auf die eine Seite geworfen, und schwankte dann in weiten Schwingungen mit den beiden Unglücklichen hin und her. Mit einem fürchterlichen Schrei machte sich das Entsetzen des Jünglings Luft. Die Gräfin lag ohnmächtig in seinen Armen.

„Gott sei deiner und meiner Seele gnädig, Paola!“ stöhnte er, indem seine Kraft ihn beinahe verließ, die Geliebte länger festzuhalten, in ungeheuerm Schmerze. „Wir sind verloren!“

Gespannt hatte der unten harrende Mönch das Ende des Abenteuers erwartet. Er sah den muthvollen Jüngling über sich beinahe im Dunkel verschwinden, fühlte an den leisen Schwankungen der Leiter, daß er dieselbe wieder bestiegen haben müsse, obschon dieses seine Augen bei der Dunkelheit nicht recht unterscheiden konnten, und freute sich schon seines neuen Triumphes. Da hörte er plötzlich den entsetzlichen Angstschrei seines Freundes über sich, die Leiter wurde gewaltsam hin und her geworfen, eine schreckliche, angstvolle Pause, und ein dröhnender Fall unweit neben ihm verrieth dem Schaudernden, was geschehen.

Entsetzt eilte er den Unglücklichen zu Hülfe. — Zerschmettert, das schöne Gesicht mit Blut überströmt, lag die schöne Paola noch in den Armen des Jünglings, der, sterbend zu dem Mönche aufblickend, die Worte ausstieß: „Graf Villa-veccia!" und dann todt auf die Leiche seiner Geliebten zurücksank.

Starr wie ein Marmorbild starrte der Priester eine Weile auf die Leichen, die jetzt im Schimmer des Mondes ruhig und bleich vor ihm lagen. Eine menschliche Regung schien sich seines Herzens zu bemeistern. „Wieder zwei schuldlose Opfer deiner Rache, Anselmo! der Sohn deines zweiten Vaters!" Und einen wilden Blick nach den Sternen werfend, entfuhr eine grauenvolle Verwünschung gegen das Schicksal seinen Lippen. Dann fuhr er wieder rasch empor, ballte die Faust drohend gegen das Schloß und rief mit wilder Freude: „Bin ich doch gerächt . . . deine letzte Freude ist zertreten, Villa-veccia, und jetzt bist du ein Mörder wie ich . . . aber wir sehen uns doch noch einmal wieder!"

Rasch wollte er sich entfernen, als ihm mehrere bewaffnete Diener des Grafen den Weg vertraten und mit Geschrei auf ihn losstürmten.

„Faß't den Banditen und knebelt ihn! rief der Anführer mit gebietender Stimme. Kaltblütig schritt der Priester in einer langen, schwarzen Kleidung auf die Lärmenden zu. „Zurück!“ rief er drohend; „der Kirche Bannstrahl auf das Haupt des Frevlers, der es wagt, die Hand an den Geweihten des Herrn zu legen!“

Wie ein Blitzstrahl wirkte das Wort auf die Angreifer, die lautlos und zitternd in die Kniee sanken und erstarrt dem entsetzlichen Priester nachschauten, der mit majestätischem Anstande zwischen ihnen durchschritt und dann wie ein Gespenst in den Gebüschen verschwand.

* * *

Fünfundzwanzig Jahre waren seit jenen Begebenheiten verflossen. Die Geschichte des unglücklichen Paares war längst vergessen. Niemand dachte mehr an die schöne, unglückliche Paola von Villa-veccia und ihren kühnen Entführer. Nur in zwei Herzen lebten sie noch fort. Es war eine halbe Stunde vor Mitternacht; im Palaste des Grafen von Villa-veccia zu Florenz herrschte eine seltsame Bewegung. Bediente und andere Angestellte des Hauses schlichen ängstlich flüsternd, leise wie Gespenster, in den großen matterleuchteten Gallerieen umher, jedes Geräusch zu vermeiden suchend. Im Vorgemache des Schlafzimmers des Grafen stand der schwarzgekleidete Haushofmeister, ein pfiffiges Gaunergesicht, und schaute von Zeit zu Zeit mit den schielenden Augen in ängstlicher Spannung auf die Thüre, welche in das Kabinet seines Herrn führte. Endlich öffnete sich die Thüre leise; ein hagerer, langer Mann, mit tiefsinnigem Blicke und hoher, kahler Stirne trat heraus.

„Wie steht es um den gnädigen Herrn, Signore dottore?“ flüsterte der Haushofmeister, mit katzenähnlicher Höflichkeit zu dem Arzte hinschleichend.

Der gelehrte Herr zuckte mit wichtiger Miene die Achseln, und entgegnete, sein Gesicht in die mißlichsten Falten legend: „Schlimm, sehr schlimm . . . Excellenz haben eben wieder einen heftigen Anfall von Congestionen gegen hochdesselben Herzen gehabt, sind jetzt schwach und fürchten einem künftigen Anfalle zu erliegen. . . . Und wirklich . . . bei hochderselben hohem Alter steht das Schlimmste zu befürchten. Wenn die Madonna und die Heiligen meine Medicamente und Arcana nicht besonders zu segnen geruhen, so ist Se. Excellenz noch vor Anbruch des Tages eine Leiche. . . .“

„Und hat der Graf nicht nach einem Priester verlangt?“ flüsterte der Haushofmeister, den Redestrom des gelehrten Salbaders unterbrechend.

„Doch,“ entgegnete dieser; Excellenz wünschen den Beistand eines Geistlichen, um beichten und als ein guter Christ die Segnungen der Kirche zum seligen Ende genießen zu können. . . . Schick't also . . .“

Der Haushofmeister war schon zur Thüre hinaus.

„Tausend Zechinen verdient!“ jubelte er draußen, und seine fahlen Augen leuchteten vor Freude, wie die Augen einer Katze, welche ihren Raub heranhüpfen sieht. „Der Prior des Dominikanerklosters kann nun, seinem Wunsche gemäß, Excellenz zum höchstseligen Ende vorbereiten. Was wohl der alte Hochwürdige für ein besonderes Interesse haben mag, den gnädigen Herrn aus den Klauen des Satans zu erretten. . . . Hm . . . Tausend Zechinen . . . was geht das mich an!“

Nach einer Viertelstunde kam der Priester, eine wankende, gebückte Greisengestalt, fast zur Mumie zusammengeschrumpft, mehr einem Steinbilde gleichend, als einem lebenswarmen, menschlichen Wesen. Nur das schwarze, funkelnde Auge des Männchens, das mit düsterm Feuer unter der tief herabgezogenen Kapuze hervorleuchtete, bildete

einen seltsamen Gegensatz mit seiner übrigen Erscheinung, dieselbe noch unheimlicher machend.

Demüthig, gesenkten Blickes, schritt der gebückte Greis durch die hohen Prachtgemächer und die ehrfurchtsvoll Platz machenden Diener hin, dem Gemache des Grafen zu. Mit der Hand den ihn begleitenden und unterstützenden Grafen zurückwinkend, trat er in das Kabinet des Sterbenden. Mit demüthiger Miene grüßte er den Grafen und setzte sich auf dessen einladenden Wink neben das seidene Prachtbett nieder. Der Priester und der Staatsmann betrachteten sich bei dem Scheine der hohen Wachskerzen, welche auf dem reich verzierten Marmortische neben dem Bett des Grafen standen, eine Weile mit forschenden Blicken; — der Graf wandte sich zuerst ab; er kannte den Mönch nicht, und ein leiser Schauer schien ihn bei dem Anblicke dieses erdfahlen Todtengesichtes zu durchzucken, das seine schwarzen, stechenden Augen forschend in seine Züge bohrte.

Graf Villa-veccia war jetzt ein beinahe achtzigjähriger Greis, gleich dem Geistlichen. Nur wenige Haare umkränzten noch seinen kahlen Scheitel, und das runzelvolle Antlitz, das durch die Spuren wilder Leidenschaften einen abstoßenden Ausdruck erhielt, zeigte dem Geistlichen, daß der Daliegende nicht nur mit physischen, sondern auch mit tiefen Seelenleiden zu kämpfen habe.

„Edler Graf," begann endlich nach einer Pause der Mönch; „Ihr hab't mich rufen lassen, um Euch in Euern letzten Stunden mit den Tröstungen der Religion zu versehen, und Eure Beichte zu hören. . . . Seid Ihr bereit, Euch Dessen, was Euch noch schwer fällt, oder Zweifel an Euerm Heil erweckt, in den Schooß der liebenden Mutterkirche zu entlasten?"

„Sogleich, mein hochwürdiger Vater," erwiderte der Graf, sich mühsam ein wenig im Bette aufrichtend. Mit schwacher Stimme, oft von keuchendem hohlem Husten unter-

brochen, begann er nun seine Beichte; schilderte dem begierig horchenden Priester mit tiefer Zerknirschung die Verführung der schönen Emilia, deren Ermordung er sich selbst anklagte, verursacht zu haben; erzählte von Schaudern geschüttelt, den Mord seiner Gemahlin und des jungen Antonio Ribiera, dem er sie geraubt, und schloß seine Beichte mit der Bitte um Absolution für seine Vergehen.

Der Mönch hatte Anfangs regungslos, anscheinend mit tiefer Ruhe, den Worten des Beichtenden gehorcht; wie dieser aber zu der Stelle kam, wo er er erzählte, wie durch tausendfache Verführungskünste, durch goldene Versprechungen er die Tugend der armen, hülfsbedürftigen Emilia zum Falle gebracht, da durchzuckte eine convulsivische Bewegung den gebrechlichen, gebückten Körper des Priesters, und seine schwarzen Augen sandten erdolchende Blicke auf den Sterbenden; nur mit Mühe bezwang er seine Bewegung, um das Ende der Beichte ruhig anzuhören. — Der Graf hatte geendigt, und von dem vielen Sprechen und den ängstigenden Erinnerungen erschöpft, sank er schwach und tiefathmend in seine Kissen zurück.

Mit einer seltsamen Energie erhob sich jetzt der Priester, seine gebückte Gestalt schnellte einen Augenblick hoch empor, seine Augen richteten sich Blitze sprühend auf den erschrockenen, schwachen Greisen, und die Hand drohend ausstreckend, trat er mit majestätischem Anstande, wie ein finsterer Engel des Gerichts, dicht an das Lager des Sterbenden. „Graf von Villa-veccia,“ sprach er mit hohler, drohender Stimme; „ich soll dich von deinen Sünden reinigen, dich vorbereiten einzugehen in das Reich Gottes, dir die Pforte öffnen zum Paradiese, gleich als wärest du rein und harmlos durch dieses Leben gegangen. Du hast die Unschuld eines armen Mädchens gemordet, um deinen Sinnenkitzel zu befriedigen, das Lebensglück eines braven jungen Mannes zertrümmert, und denselben zum Mörder gemacht, den Furien der Ver-

zweiflung preis gegeben. Du raubtest einem Andern die Geliebte und stürztest Beide in das frühzeitige Grab, als der Jüngling die Geraubte sich wieder erringen wollte . . . und du glaubst, dreifacher Mörder, trotz der vier Seelen, die du verlorst, die ohne Buße und Absolution dahin gegangen sind, ein Seufzer in der letzten Stunde, wo die Zeit dich zu weitern Verbrechen unfähig gemacht, werde dich retten vor der Rache der zürnenden Gottheit? . . . Nein, Graf, belastet mit einem dreifachen Morde, belastet mit dem Fluch der Kirche, ohne Absolution, sollst du vor den Thron des unerbittlichen Richters treten! . . ."

Mit Entsetzen starrte der sterbende Greis eine Weile den fürchterlichen Priester an, der bei dem düstern Scheine der halb herabgebrannten Kerzen so drohend unheimlich vor ihm stand, mehr einem Gespenste, denn einem menschlichen Wesen gleichend. Bei dem finstern Wahne der damaligen Zeit, wo Jeder unbedingt an die furchtbare Macht der Kirche glaubte, auf Erden zu lösen, was im Himmel los sein sollte — wo die Verdammniß als eine Gewißheit galt für denjenigen, der ohne den Segen eines Priesters gestorben, — mußte der Fluch des Mönches einen entsetzlichen Eindruck auf den schwachen, von seinen Gewissensqualen gefolterten Greisen machen.

„Ohne Absolution, mit dem Fluche der heiligen Kirche belastet, dahin fahren!"- stöhnte er endlich mit lallender Zunge, in wahnsinniger Angst sich die weißen Haare zerraufend und sich convulsivisch auf den weichen Polstern windend, — verdammt sein auf ewig! . . ."

„Ewig!" wiederholte der Mönch mit eisiger Stimme, das teuflische Lächeln über die gräßliche Seelenangst des Sterbenden, das über sein steinernes Gesicht zuckte, in einer Falte seines weiten Gewandes zu verbergen suchend.

Mit einer letzten, verzweifelten Anstrengung versuchte der Greis, sich in seinem Bette auf seine Kniee aufzurichten,

und die abgemagerten, zitternden Hände zu seinem Peiniger emporhebend, sprach sein brechendes Auge ein so rührendes Flehen um Gnade und Vergebung aus, daß es kaum auf das Herz eines Kannibalen seine Wirkung verfehlt hätte — aber seine Bitte richtete sich an ein Herz von Stein.

Unbeweglich, mit überschlagenen Armen, ohne einen Zug seines bleifarbigen Gesichtes zu verändern, antwortete der Priester auf die rührende, stumme Bitte: „Die Kirche gibt dem dreifachen Mörder durch mich, ihren Abgesandten, ihren Fluch. . . . Verdammt sollst du sein auf ewig, und keine Gnade sollst du im Jenseits erlangen! . . .“

„O, du bist ein Teufel, in ein heiliges Gewand versteckt!“ stöhnte der Sterbende, sich mit Grauen von dem Mönche wegwendend. Mit schwacher Stimme wollte er noch versuchen, seine Leute zu rufen; aber seine Kräfte verließen ihn; matt sank er die Kissen zurück, und sein dumpfes Röcheln verrieth den eintretenden Todeskampf.

Fest heftete der Mönch seinen Blick, wie ein böser Dämon, auf den Sterbenden, bis das letzte krampfhafte Heben und Senken seiner Brust aufhörte und das Starrwerden seiner Züge ihm sagte, daß er geendet.

Ein seltsames Lächeln flog über seine finstern Züge, das schnell wieder einem düstern Ernste Platz machte. „Wir sind quitt, Graf Pietro!“ sprach er, mit Triumph das angstvoll verzerrte Gesicht des Todten eine Weile betrachtend. „Requiescat in pace!“

Die Thüre öffnend, trat der noch vor einem Augenblick so stolze Priester langsam und gebückt, demuthsvoll die Augen gesenkt, zu der harrenden Dienerschaft.

„Betet für das Seelenheil Eures gnädigen Herrn — Graf Pietro della Villa-veccia ist so eben gestorben,“ sagte er, das kahle Haupt fromm entblößend, und langsam, von den zwei harrenden dienenden Paters unterstützt, schritt er hinaus.

Es war Pater Anselmo.

VII.

Skizzen aus dem Thierleben.

Skizzen aus dem Thierleben.

I.

Das Todtenlied des Kanarienvogels.

Treten wir einmal aus unserm stolzen, aristokratischen Kreise heraus, legen unsere Vorurtheile ein wenig bei Seite, und mischen uns in die große, kriechende, schwimmende, kletternde und im blauen Aether schwebende Gesellschaft unserer Mitkostgänger bei der guten Mutter Natur, sehen uns das bunte, wirbelnde und doch wieder harmonische Treiben des bei der Erschaffung bloß mit Instinkt abgefertigten Völkleins an, so entdecken wir bald in diesem bewegten Leben einzelne Momente, die unsern Glauben an den von vielen Philosophen bewiesenen Satz: daß der Mensch allein Vernunft, das Thier nur Instinkt besäße, über den Haufen wirft. Woher kommt zum Beispiel die Empfänglichkeit des edeln Rosses für das Unheimliche, die dieses Thier so ganz mit dem Menschen gemein hat? Der Renner, der seinen Reiter über ein Schlachtfeld trägt, oder mit ihm des Nachts an einem Friedhofe vorbeitrabt, reißt seine Nüstern weit auf, die Augen quellen aus ihren Höhlen hervor, und durch den ganzen riesig starken Körper geht ein Schauder, der von dem eisigen Frösteln, das im gleichen Momente den Leib des

Reiters durchzuckt, sich nicht viel mehr zu unterscheiden scheint, als die Liebe Hansen's zu seiner Dorfgrete von derjenigen des zarten Stadtjünglings zu seiner Amaranthe. Der Unterschied besteht einzig in der mindern oder größern Heftigkeit der Wirkung der innerlichen Empfindung nach Außen. Die gewaltigen Sehnen und Nerven des Rosses fibriren heftiger, als die feinen Saiten, welche den Geist und den Körper des höhern Wesens mit einander in Verbindung setzen.

Das Moralgesetz, welches sich der gebildete Mensch gegeben hat, hat seine Basis in der Menschenliebe: die schönste Idee der Menschheit ist diejenige der Brüderlichkeit und des gegenseitigen Wohlthuns. Der Sociolismus in seinem edelsten und praktischen Sinne regelt und bestimmt sogar diese Richtung, und wandelt sie zur unabänderlichen, durch das weltliche Gesetz gebotenen Pflicht um, und so tief ist das Gefühl der Wahrheit derselben in's Mark der Menschheit gedrungen, daß sie am Ende den Sieg über alle ihre Gegner behalten wird, so langsam loyal das gefürchtete Gespenst Socialismus einherzuschreiten genöthigt ist. Uebt aber der Mensch, das vernünftige Wesen, einzig diese schöne Idee aus? Keineswegs! — Der Hund des Klosters St. Bernhard wandert in den Tagen des Sturmes und Schneegestöbers unverdrossen auf den eisigen Pfaden und in den unwirthbaren Klüften des schauerlichen Gebirgs umher, um den verirrten oder unter der stürzenden Lawine vergrabenen Wanderer aufzusuchen, dem Erstarrten erwärmende Labung zu bringen und ihn den gastlichen Räumen des Stiftes zuzuführen. Nun, freilich, Alles das hat ihn der Mensch, das vernünftige Wesen, gelehrt. Die Idee ist nicht im Kopfe des Hundes geboren, aber die Ausführung wenigstens geschieht von seiner Seite mit einer Lust, mit so freudigem Eifer, daß eine gewisse Tiefe des Verständnisses seiner Handlung kaum wegzuleugnen ist.

Selbst die edleren Regungen, deren Sitz wir sonst im

Menschenherzen allein zu suchen gewohnt sind, und welche gewiß nicht durch die prügelgewürzte Dressur hervorgerufen werden können, die Anhänglichkeit und Dankbarkeit für empfangene Wohlthaten, sind dem Thiere edlerer Gattung keineswegs so fremd, als wir es uns gemeinhin vorstellen. Wir können hierbei ganz vom Hunde, dem gebornen Freunde des Menschen, absehen. Züge von seiner Treue, Anhänglichkeit und Liebe sind genug bekannt. Von den Pferden, die bei dem todten Herrn auf dem Schlachtfeld Tage lang stehen blieben und vor Trauer starben, wollen wir ebenfalls schweigen. Weniger bekannt dürfte dagegen sein, daß selbst die Kuh, dieses anscheinend so stumpfsinnige Hausthier, die gleiche rührende Anhänglichkeit an ihre Wohlthäter an den Tag legen kann. Und dennoch ist es so.

Einer meiner Bekannten, ein großer Freund von Hausthieren, besaß eine Kuh, nur eine einzige, und diese wurde von ihm selbst mit außerordentlicher Sorgfalt gepflegt, und bei jeder Gelegenheit geliebkost. Umstände veranlaßten ihn indeß, das liebe Hausthier zu veräußern. Mit kläglichem Gebrülle, gleich als fasse sie genau die Umstände, verließ die Kuh den Stall und das Haus. Nach Verfluß von drei Tagen kam der neue Eigenthümer zum Verkäufer, erklärend: er wisse nicht, was mit seiner Kuh anfangen. Seit sie in ihrem neuen Aufenthalt angekommen sei, habe sie weder Futter noch Trank berührt, und — hier das Sonderbarste — Thränen geweint, wie ein Mensch. Unaufhörlich rinnen große Zähren über ihre Backen nieder. Leider verweigerte es der Verkäufer, das treue Thier in diesem Zustande zu sehen, sonst hätte bei dieser Zusammenkunft manche interessante Beobachtung gemacht werden können.

Interessanter noch als das so eben Erzählte dürfte dem Leser folgende Begebenheit erscheinen. Sie beweist, daß gewissen Thiergattungen, namentlich den eigentlichen Musi-

kanten von Profession unter den Thieren — den Vögeln — selbst die Poesie des Schmerzes, die Klage im Lied möglich ist. Ich habe sie einmal vernommen, diese Klage, aus der Kehle eines goldgefiederten Sängers, und ich kann versichern, sie hat mein Herz mächtiger angeregt, als manches stöhnende Schmerzlied unserer menschlichen Poeten.

Ich bin immer ein großer Freund von Kanarienvögeln gewesen. Vor einigen Jahren starb mir ein außerordentlich schönes und zahmes Exemplar dieser muntern Gattung. Der Verlust ging mir nahe; ich ließ den kleinen Leichnam ausstopfen, was so gut gelang, daß dem Vögelchen nichts als die Bewegung fehlte, um für lebendig zu gelten. Lange Zeit stand er so auf meinem Sekretär, mit den klugen, schwarzen Aeuglein unverwandt auf den gleichen Punkt hinschauend.

Ein anderes Exemplar seiner Gattung nahm seine Stelle als Kammersänger bei mir ein, und war bald eben so zahm, wie sein Vorgänger, so daß man ihn wie ein Hühnchen locken konnte, um das Futter von der Hand weg zu picken.

Eines Morgens — er hatte während der Nacht in seinem Käfig vor dem Fenster gestanden — war der kleine Musikus verschwunden. Ich hatte vergessen, die Thüre seines Gefängnisses zu schließen, und der Flüchtling hatte nach Demokratenweise von seinem ewigen Rechte Gebrauch gemacht und war ohne Abschied davon gegangen. Ich ließ den leeren Käfig offen an seiner Stelle, hoffend, daß der Flüchtige vielleicht bloß einen kleinen Ausflug beabsichtigt habe, und sich ein wenig in der Nachbarschaft umsehen wolle, um dann zurückzukehren.

Diese Hoffnung rechtfertigte sich den Tag über nicht. Hänschen blieb verschwunden, und mußte es vorgezogen haben, sein Nachtquartier anderwärts aufzuschlagen, denn auch der Abend brachte den Flüchtling nicht zurück. Ich mußte den Ausreißer verloren geben.

Am folgenden Morgen, als eben die ersten Strahlen der Junisonne in die breite Hauptstraße der schweizerischen Bundesstadt hineindrangen und auf den metallenen Knöpfen der Fensterballustres spielten, wurde ich durch den prächtigen Gesang eines Kanarienvogels, der dicht vor meinem Fenster ertönte, geweckt. Hastig warf ich den Schlafrock über, um an's Fenster zu eilen, vermeinend, mein Flüchtling sei wieder da. Eben fing das Vögelchen wieder mit einem lang gezogenen Tone an und dann immer höher und höher auf der Tonleiter steigend, mit einem jener kunstreichen, fabelhaften Triller zu endigen, deren wunderbare Kraft und Behendigkeit Erstaunen erwecken, über die kleine Kehle, die solche Janitscharenmusik hervorzubringen im Stande ist. Das war nicht Hänschen's Stimme; so ausgezeichnet sang mein kleiner Liebling nicht. Leise, den Athem zurückhaltend, zog ich den Vorhang zurück. — Im Käfig saß Niemand anders als mein Vogel, ein so unbefangenes Gesicht machend, als sei er sich gar keines Vergehens bewußt, und sich mit dem besten Appetite von der Welt die Hanfkörner in seinem Troge schmecken lassend. Die Bewegung in freier Luft hatte ihn so materiell gestimmt, daß er offenbar keine Zeit zu poetischen Ergüssen übrig zu haben schien. Oben auf seinem Käfig aber saß ein anderer Vogel gleicher Art, aber von seltener Farbenpracht und Schönheit — ein eigentlicher Specialvogel, wie die Tyroler sagen. War dieser der geheimnißvolle Sänger gewesen?

Ich trat leise von dem halbgeöffneten Fenster zurück. Hänschen's Besuch schien aber selbst so wenig scheu zu sein, daß er von meinen Bewegungen nicht im mindesten Notiz nahm. Bald war ich über den Gesang im Klaren. Der fremde Ankömmling begann auf's Neue seinen prächtigen, trillernden, wirbelnden Gesang, immer länger anhaltend, und dabei die kleine Kehle zum Zerspringen aufblasend. Ich war außer mir über die Schönheit des Vogels und seinen

herrlichen Trillerschlag, und sann mir den Kopf aus, wie ich's anstellen wolle, den goldgefiederten Sänger zu haschen. Dieser machte mir indeß die Sache leichter, als ich sie mir selbst gedacht. Er warf nach Beendigung seines Gesanges das leichte Köpfchen auf die Seite und schaute mit dem einen glänzenden Auge schief in den Käfig hinunter, wo sein Kollege fortwährend unverdrossen seine Hanfkörner bearbeitete. Hunger ist ansteckend. Noch einen sehnsuchtsvollen Blick nach dem Futtertroge, nach kurzem Bedenken noch einen, und der Entschluß zur Ueberschreitung des Rubikons war gefaßt. Eine vorsichtige Promenade rings um den Käfig, kurzer Anhalt und vorsichtiges Umsichschauen bei dem verhängnißvollen Thürchen, und husch! drinnen stak der Schelm, ohne Umstände sich bei seinem Genossen zu Tafel ladend. Mit der höchsten Vorsicht näherte ich mich wieder dem Käfig, immer fürchtend, das flinke Geschöpfchen möchte bei meinem Anblick erschrecken und seinen Flug in's Freie nehmen. Meine Befürchtung war unnütz. Der kleine Sänger war offenbar die Nähe des Menschen und die Gitterstäbe des Käfigs gewohnt. Er schaute kaum auf die Seite, als ich das Thürchen schloß, das ihm den Weg zur Freiheit versperrte. Triumphirend nahm ich den Käfig mit seinem multiplicirten Inhalte hinein in's Zimmer, setzte ihn auf den Tisch und konnte nicht satt werden, den prächtigen Fremdling zu betrachten. Als die beiden Insaßen ihre Mahlzeit beendigt hatten, zeigte sich ein Uebelstand. Das Futter hatten die beiden Sänger friedlich theilen können, nicht aber den Gesang. Wie der Eine seine schmetternden Triller begann, fuhr der Andere mit gesträubtem Gefieder auf den Kollegen los, hackte mit dem Schnabel nach ihm und zeigte alle Merkmale der bittersten Feindseligkeit. — Oder aber, er suchte mit seinem eigenen, doppelt lauten Gesang den Gegner zu überschreien. Wieder eine ächte menschliche Lei=

denschaft, die Eifersucht, dachte ich. Ganz wie im deutschen Parlamente.

Ich hatte indeß keine Lust, Hänschen's Eifersucht den prächtigen Gesang meines neuen Wundervogels aufzuopfern, machte also kurzen Prozeß, faßte Hänschen, trotz seines Sträubens, ab und hielt ihn in der Hand fest, um ihn zum Schweigen zu bringen. Vergebliche Mühe; Hänschen's beleidigter Ehrgeiz ließ ihn das Unerhörte thun; er sang und schrie, eng umstrickt von meiner Hand, bis zum Platzen seiner kleinen Kehle, sobald nur sein Rivale die Stimme erhob.

Es blieb mir nichts übrig, als die kleinen Wichte gewähren zu lassen. Ich ließ ihnen das Thürchen des Käfigs offen, und das ganze Zimmer zum Spielraum, eine Vergünstigung, von welcher sie auch sogleich den weitesten Gebrauch machten. Sie flatterten lustig in allen Winkeln herum, setzten sich auf Vorhänge und Möbeln, wie aber Einer singen wollte, so begann der alte Zank von Neuem. Nach einer Weile schienen die Beiden einander ein wenig überdrüssig zu werden; Hänschen suchte seinen Käfig und die Hanfkörner wieder auf und der neue Ankömmling schwang sich auf den Sekretär hinauf, wo der ausgestopfte Bruder, von dem ich eben gesprochen, unbeweglich auf seinem kleinen, hölzernen Piedestal saß. — Nun begann ein Auftritt, den der Leser vielleicht sehr sich versucht fühlen dürfte, für eine Fabel zu erklären, und ich selbst würde ihn unbedingt für ein Märchen, für die phantastische Vorstellung eines kranken Gehirns halten, hätte ich ihn nicht mit meinen eigenen Sinneswerkzeugen wahrgenommen, und könnte die Authenticität dessen, was ich erzähle, verbürgen.

Der fremde Vogel näherte sich dem Todten zuerst unbefangen, wie in der Absicht, mit ihm zu schäkern. Unverkennbar hielt er ihn für ein lebendiges Wesen; er pickte nach seinem Schnabel, rupfte an den gelben Federchen und

suchte auf jede Weise die Aufmerksamkeit des Unbeweglichen auf sich zu lenken. Als ihm dieses natürlich nicht gelang, schien er unwillig zu werden und stieß ein paar zankende, keifende Laute hervor. Dann begann er das alte liebkosende Spiel mit gleich schnellem Erfolge von Neuem. Endlich schien ihm die Fruchtlosigkeit seiner Bemühungen klar zu werden. Fast scheu, trippelte er ein wenig von dem Todten weg und schaute ihn ein Weilchen unverwandt an. Plötzlich fing er an zu singen, und nie im Leben werde ich diese wundersamen Töne des Schmerzes und der Klage vergessen, die ich in jenem Augenblicke vernahm. Zuerst leise, kaum hörbar, entrangen sie fast wie Geisterseufzer, wie das Klingen der Aeolsharfe sich der kleinen, goldgefiederten Brust. Es war der natürliche Gesang des Kanarienvogels, seine phantastischen, launenhaften Wendungen, sein capriziöser Trillerschlag und doch wieder unendlich verschieden von dem lärmenden, melodielosen Gezwitscher dieser Gattung der Singvögel. Jeder Ton war Wehmuth; kein Componist der Erde, selbst ein Mozart oder Haydn, hätten es nicht vermocht, diese Klage der Seele in die flüchtigen Tonwellen ihrer göttlichen Musik zu bannen. Ich lauschte fern, regungs- und athemlos. In diesem Momente trat meine Frau in's Zimmer, unwissend, um was es sich handle. Ich winkte ihr ängstlich zu schweigen, indem ich zugleich auf das singende Vögelchen hinwies. Der Sänger fuhr ungestört fort, während wir Beide mit verhaltenem Athem diesen märchenhaften Tönen lauschten. Der Gesang wurde nach und nach lauter, leidenschaftlicher, dann wieder langgezogen, leiser, fast wie Nachtigallenschlag, und endete in einem leisen, kaum hörbaren Flüstern. Ich wandte mich nach meiner Frau um. Sie weinte. Auch auf sie, die den Vogel noch nicht gesehen, den Anfang der Scene nicht belauscht hatte, hatte die Todtenklage des Vogels den gleichen, ja einen noch mächtigeren Eindruck hervorgebracht, als auf mich selbst, und doch leidet

sie weder an übertriebener Empfindelei, noch theilt sie meine Leidenschaft für die Singvögel, und kann namentlich die Kanarienvögel wegen ihres betäubenden Geschreies nicht gut ausstehen.

Der wunderbare Vogel ersparte mir die Sorge, nach seinem legitimen Eigenthümer zu forschen. Gleich den menschlichen Poeten liebte er die Freiheit; schon nach wenigen Tagen war er auf eben so räthselhafte Weise verschwunden, wie er gekommen. Man hatte seinen Käfig nicht genugsam verschlossen. Er kehrte nie wieder. Jahre sind seitdem dahingegangen, aber immer noch zieht zuweilen das zauberhafte, wehmuthsvolle Lied des goldgefiederten Sängers traumhaft an meinem Ohre vorüber.

Die Wahrheit, die treue, schmucklose Wahrheit des Erzählten aber kann ich verbürgen.

II.

Der Bär.

Meister Braun, von dessen riesiger Kraft und Gutmüthigkeit so viel gerühmt wird, und dem's wohl gerade wegen dieser seiner letzten löblichen Eigenschaft Altmeister Goethe im Verkehre mit Freund Reinecke so übel ergehen läßt, ist selbst bei uns, in dem schluchtenreichen schweizerischen Hochlande, bereits ein seltener, deswegen aber immer noch kein unbedingt gern gesehener Gast geworden, weil's um die vortrefflichen Eigenschaften des zottigen, anscheinend so bauernhaft plumpen Burschen denn doch, bei Lichte besehen, hie und da bedenklich aussieht. In den Thälern und Schluchten, die sich zu Füßen und an den Flanken der riesigen Gletscherpyramiden des Berner-Oberlandes doch zahlreich genug vorfinden, ist er seit Jahrzehnten weder von Wildheuern, Sennen, noch selbst von Gemsjägern mehr angetroffen worden. Der gute Petz ist zwar ein ganz erträglich guter Kletterer und ein weit flinkerer Fußgänger, als man ihm bei bloß oberflächlicher Bekanntschaft zutrauen möchte; der windschnellen Gemse aber thut er's in beiden Künsten gleichwohl bei Weitem nicht nach, selbst nicht einmal dem Steinbock, der, gleich ihm, vor der unermüdlichen Beutelust der Jäger dieses Revieres sich in noch wildere und unzugänglichere Gebiete zurückziehen mußte. Dennoch ist er noch weit entfernt, so ganz wie Cooper's letzter Mohikaner sein ganzes edles Geschlecht aussterben zu sehen. Noch immer bieten ihm die grausigen, wild zerklüfteten Gebirge des

Unter=Engadin, des Ofnergebirges, Münsterthales, das tessinische Blegnothal und die fast unzugänglichen Felslabyrinthe, die sich um die gigantischen Felsstocke des Wallis lagern und auffallender Weise auch die bei Weitem weniger steilen und wilden Gebirgszüge des waadtländischen Jura bequeme und sichere Standquartiere, in denen ihn nur selten der Jäger aufstören würde, wenn nicht das Bedürfniß nach einer guteu Mahlzeit ihn von selber in weniger einsame Regionen hinaustriebe. Freund Braun ist nämlich ein außerordentlich fein gebildeter Gastronom, und wenn er auch ein Ziegen= oder selbst Rinderlendenstück ungebraten verzehrt, so liebt er doch einen Salat ohne Essig und Oel, aber von feinen, fetten Wiesenkräutern dazu, und vermißt dabei nur mit schwerem Verdruß eine Nachkost von Erdbeeren, Birnen, Trauben und besonders von süßem Honig, lauter Dinge, für die er zuweilen seinem Wirthe den warmen, weichen Pelzrock in Versatz lassen muß.

Das südliche Rhätien scheint noch immer die meisten Bären zu zählen, und besonders im Unter=Engadin hausen jedenfalls beständig eine Anzahl von Bärenfamilien, deren Spuren dem in jenen felsigen Revieren herumstreifenden Jäger fast jeden Tag zu Gesichte kommen und deren Zahl immerhin auf dreißig Stück geschätzt wird. Ihren beständigen Aufenthalt nehmen die Bären mit Vorliebe in einsamen, zwischen steil abfallenden Gebirgswänden liegenden, schwer zugänglichen Schluchten, die bis fast zur Schneegrenze hinauf mit finsterem Nadelholz bewachsen sind. Von da aus aber machen sie, wie bereits bemerkt, oft sehr verwegene und weitgedehnte Spaziergänge in die bewohntern Gegenden, so z. B. vom Engadin aus durch die ganze Südkette der rhätischen Alpen und von da in's traubenreiche, milde Tessin hinunter, oder vom Einfischthale, wo es hinsichtlich feiner Leckereien nur sehr mittelmäßig bestellt sein mag, abwärts

in die sonnigen Rebgelände des Walliser Landes. Doch mögen wohl solche Streifereien bloß mehr zu den Extratouren oder sommerlichen Vergnügungsreisen zu rechnen sein, denn im Allgemeinen gehört Freund Braun seiner ganzen gewichtigen Anlage nach zu den behäbigen Philistern unter der sonst so beweglichen Sippschaft der Alpenthiere und verläßt, wie der Staatshämorrhoidarius, nur selten sein eigentliches Gebiet, was auch um so gerathener für ihn erscheint, als es bekanntlich im Bündnerlende der Leute gar manche gibt, die eine sicher treffende Büchse führen und ihm gar scharf auf den Dienst lauern, und die, wie der Schloßpächter von Zernetz, schon eigenhändig zwölf seiner naschhaften Vettern erlegt haben. Im Jahr 1857 mußten einzig im Engadin acht alte und junge Bären die schwere Hand ihrer unermüdlichen Verfolger empfinden, und der Jagdabenteuer gibt es unzählige, welche von den Bären-Nimroden erzählt werden. Selbst das Jahr 1861 war wieder ein bärenreiches, und wenn man den öffentlichen Blättern des Bündnerlandes Glauben beimessen darf, so sind in jenem Jahre 4 bis 5 Stück erlegt worden. Unter so bewandten Umständen hält sich Braun meist in seinen Schluchten auf und begnügt sich mit magern Ebereschenbeeren und selbst Feldmäusen. Wird aber der Drang nach besserer Kost einmal gar zu mächtig in ihm, dann macht er sich Nachts auf den Weg nach irgend einem Ziegenstalle, deckt, wenn's geht, mit seinen gewaltigen Tatzen das Dach ab, oder rennt, ganz wie ein Mensch, mit seinem breiten Rücken die Thüre ein und holt sich eine Ziege zum Nachtschmause heraus. Als ein solches Beispiel mag die hienach folgende Geschichte gelten, deren Wahrheit verbürgt werden kann. Ziegenhirten in einer der rauhesten Alpen des Rhätikon bemerkten einst, daß das Gras um die Hirtenhütte über Nacht glatt abgeweidet und zudem die Thüre zum Ziegenstalle zerkratzt worden war. Vergeblich durchsuchten sie jedoch die nächste Umgebung und den tiefer

liegenden Zirbelkieferwald nach dem vermutheten ungebetenen Gaste. Gleichwohl beschlossen sie aufzupassen, und einer von ihnen holte zur größeren Vorsicht eine alte Muskete aus dem nächsten Thaldorfe herauf, die denn auch, wie Herr v. Tschudi, der das Abenteuer berichtet, bemerkt, mit vieler Andacht geladen wurde. Den Tag über machten sie die Bemerkung, daß die Ziegen dem Landfrieden keineswegs recht trauten und sich nur mit Widerwillen von einer weiter unten weidenden Rinderheerde entfernen mochten. Zwei Nächte paßten übrigens die Sennen vergeblich. In der dritten Nacht aber wurden sie plötzlich durch ein Geräusch auf der Ziegenhütte geweckt, und entdeckten bald einen Bären, der sich zuerst vergeblich bemühte, die Thüre aufzudrücken, worüber das gehörnte Völklein drinnen im Stalle sehr unruhig zu werden anfing. Die beiden Sennen, welche als treulose Schildwachen auf ihrem Lauerposten geschlafen hatten, waren eben keine verwogenen Jäger, und es wurde ihnen beim Anblick des seltsamen Besuchers etwas unheimlich zu Muthe. Der eine schlich zur Alphütte, um auch die übrige Hauptmacht zum Treffen zu rufen, während sein Genosse in ziemlich trostloser Stimmung seine alte Muskete in Kriegsbereitschaft setzte. Inzwischen hatte der hartnäckige Petz richtig mit seinen gewaltigen Pranken die Thüre eingedrückt, bei welcher Gelegenheit die flinken Ziegen wie toll aus der Hütte stürzten und sich meckernd auf die benachbarten Felsen retteten. Petz aber hatte denn doch richtig eine der Flüchtigen gepackt und schickte sich eben an, die Euter seiner Beute zu verspeisen. Gerade in diesem Moment rückte aber jetzt die ganze Hauptmacht der Sennen, mit Prügeln, Melkstühlen und andern unliebsamen Werkzeugen versehen, vorsichtig zum Angriffe heran. Einer von ihnen, ein ehemaliger Gemsjäger, nahm dem verfassungslosen Wachtposten die Muskete aus den Händen und ging auf den schmausenden Bären los. Dem schien es nun freilich sehr unangenehm zu sein, in seiner Mahlzeit

gestört zu werden, denn er richtete sich sogleich auf den Hinterbeinen empor und gab durch gewaltiges Brummen seine üble Laune zu erkennen. Der beherzte Senne ließ sich aber dadurch in seinem Vorgehen nicht beirren, knallte in nächster Nähe seines Gegners los, und der starke Streifschuß zerschmetterte dem armen Petz die rechte Rippenseite. Freilich probirte der Geschädigte noch, sich mit wüthenden Tatzenhieben für die ihm widerfahrene Unbill zu rächen, es halfen ihm aber dießmal weder sein Grimm noch seine Kraft, denn die übrigen Sennen kamen nun ebenfalls herbei und schlugen den Verwundeten vollends todt. Der Erschlagene gehörte zu den braunen Bären und wog 240 Pfund.

Nicht immer aber läuft die Geschichte so mißgeschicklich für Petz ab, wie dieses Mal, was schon die folgenden Thatsachen beweisen: Ein Bär erwürgte im September 1853 auf der Stutzalp im Engadin in wenigen Tagen nicht weniger denn fünfzehn Schafe, von denen er sich einige mitten aus der brüllenden Rinderheerde wegholte; ein Umstand, der um so mehr auffällt, als die Heerden bei einem Angriffe des gefürchteten Räubers sich sonst als feste Phalanx in einen Kreis zusammenzustellen und, den gehörnten Kopf tief gesenkt und nach außen gekehrt, den Feind muthig zu erwarten pflegen. Auf der Buffaloraalp zerrissen die Bären Anno 1858 nicht weniger als 29 Stück aus einer einzigen Schafheerde, und im Sommer 1860 beanspruchte ein einziger Petz innerhalb vierzehn Tagen in Zernetz gar 17 Schafe zur Befriedigung seiner kleinen Bedürfnisse.

Wird der Bär wegen solchen polizeiwidrigen Thuns verfolgt, so trabt er meist ganz langsam und gemächlich fort und wird, ohne selbst angegriffen zu sein, wohl nie dem Menschen gegenüber die Offensive ergreifen. Brennt man ihn aber eins auf die Wolle und trifft nicht gut, dann ist, wie bereits angedeutet, nicht mehr gut mit ihm zu verkehren, und eine Verwundung entflammt, statt ihn zum Rückzuge zu

bewegen, seinen Zorn zur rasendsten Wuth. Den schlagendsten Beweis zu dieser Angabe bildet folgendes Abenteuer des Jägers Riedi, aus Disentis im Bündnerlande. Im Dezember 1838 die breite Spur eines Bären verfolgend, verlor er gegen Abend dieselbe an einer schroffen, unheimlichen Felsenwand, die nur auf einem schmalen, gefährlichen Pfade zu erklettern war und in der Höhe oben über schwindelndem Abgrunde hinführte. Muthig erkletterte der todverachtende Mann diesen Pfad, bis er oben in der Felswand ein Loch entdeckte, in welchem er des Bären Behausung vermuthete. Hier mußte einer von Beiden auf dem Platze bleiben, denn ein Ausweichen war weder für den Jäger noch für den Bären möglich. Vorsichtig schlich Riedi heran und gewahrte, in die Höhle hineinspähend, zwei Augen, die ihn aus dem Dunkel des engen Loches wie glühende Kohlen anfunkelten; die Pranke des Bären hing sogar so weit heraus, daß er sie mit der Hand hätte anfassen können. Zweimal versagte dem kühnen Jäger der sonst so sichere Stutzer. Endlich krachte der Schuß; aber des Bären wüthendes Gebrüll rief gleich mit dem Knall das Echo der Gebirge wach und schien die Felsen erbeben zu machen. Riedi retirirte so weit möglich von der Höhle zurück, um den Stutzer wieder zu laden. In der Höhle war es still geworden, und als der Jäger näher trat, konnte er selbst weder Tatze noch Augen der Bestie mehr gewahren. Nach einer Weile glaubte er ein leises Kratzen und Scharren zu vernehmen, und von einem Gefühle des Schreckens gepackt, verließ er eilig die Schlucht.

Am nächsten Morgen nahm er drei andere Jäger mit sich, um das Raubthier, das derweil doch verendet haben konnte, aufzusuchen. Dießmal wurde der Angriff jedoch von oben herab unternommen; die Jäger kletterten an einer langen, hart am Felsen stehenden Tanne zu der Bärenhöhle hinunter, voran ein August Biskuolm, den Stutzer auf den Rücken geschnallt. Kaum aber war der Mann auf dem Fel-

senpfad angelangt, so stürzte der über den wiederholten Besuch erbitterte Bär mit zwei gewaltigen Sätzer auf ihn los, umklammerte ihn mit den Tatzen und schmiß ihn kunstgerecht, wie ein Schwinger, auf den Boden. Biskuolm rollte sammt seinem Gegner, laut um Hülfe rufend, einen Abhang hinunter, konnte sich jedoch endlich aus der gefährlichen Umarmung losmachen und den Stutzer von der Schulter reißen. Der erboste Braun war aber eben so flink wieder auf den Beinen, so daß der Mann kaum eben noch Zeit fand, ihm den Kolben seines Gewehres vorzuhalten, als er zum erneuten Angriffe heranstürzte. Riedi kam glücklicherweise auf den Hülferuf seines Freundes ebenfalls die Tanne herabgeklettert und jagte der Bestie noch rechtzeitig seine Kugel zwischen die Rippen. Der Bär zog sich auf dieses freilich ein paar Schritte zurück, machte jedoch eben wieder Anstalt auf's Neue sich auf die Jäger zu werfen, welches Vorhaben nun aber Biskuolm mit einem dritten, tödtlichen Schusse vereitelte. Als man den Bären untersuchte, entdeckte man, daß schon der Tags vorher empfangene Schuß ihm das Gebiß zerschmettert hatte. Das war ohne Zweifel dem kämpfenden Biskuolm sehr zu statten gekommen. Der Umstand, daß er während des Ringens mit dem wüthenden Raubthiere sammt dem letztern bis dicht an den Rand des Abgrundes gerollt und nur wie durch ein Wunder dem zerschmetternden Sturze entgangen war, genügte, um ihn noch nach langen Jahren bei der Erinnerung an den gefährlichen Kampf mit Schauder zu erfüllen.

Launiger als das Vorhergehende klingt die Geschichte von dem Bergamasker Schäfer, der auf seinem Saumthiere über den Buffalora-Paß dahertrabte und dabei auf junge Bären stieß. Die beiden Thierchen stießen erschrocken ein kleines Geschrei aus, worauf die Bärenmutter, ihre liebe Nachkommenschaft bedroht glaubend, wüthend herbeirannte und das Pferd anfiel, das jedoch seinerseits die tolle An-

greiferin mit kräftigen Hufschlägen zu bedienen anfing, während der Hirt von seinem Rücken sprang. Bei den wiederholten Angriffen fällt der zottige Mantel des Schafhirten vom Pferde und der Bärin über das Gesicht. Darüber doppelt ergrimmt, wühlt sie sich heraus und zerreißt das arme Kleidungsstück in hundert Fetzen. Der Hirt aber, nicht faul, fand es nicht gerathen, zu warten, bis die Bestie mit dieser Verrichtung zu Ende war; er machte es wie ein bekannter Held des alten Testaments, ließ seinen Mantel im Stich, schwang sich auf's Roß und galoppirte in leicht begreiflicher Hast davon.

Es mag zwar, trotz des Gesagten, wahr sein, was die Naturforscher von unseren Bären, deren es bei uns drei Arten gibt — den großen schwarzen, den großen grauen und den kleinen braunen, nebst einer weißen, aber äußerst selten vorkommenden Spielart — behaupten, daß sie nämlich, im Ganzen genommen, ein so ziemlich gutmüthiges Vieh seien. Zu trauen ist aber den Burschen, die trotz ihrer gerühmten geraden, ehrlichen Manier, den Feind von vorne anzugreifen, denn doch den Nebel vortrefflich zu benutzen wissen, um einem fetten Rinde mitten in der Heerde auf's Kreuz zu springen, nie so ganz, und wir gestehen, daß wir die hübsche Geschichte von dem Bären, der einem Erbeeren suchenden Mädchen die süßen Früchte aus dem Körbchen naschte und sich dann forttrollte, ohne dem Kinde das Mindeste zu Leide zu thun, extra für Leute geschrieben erachten, die das Unglaubliche im Glauben zu leisten vermögen.

Die grausenerregende Unglücksgeschichte von dem englischen Capitain Lork, der vor ungefähr sieben Jahren bei Nacht auf eine noch jetzt nicht aufgeklärte Weise in den Bärenzwinger in Bern hinuntergerieth und da ein wahrhaft entsetzliches Ende fand, hat bewiesen, daß der Bär auch im wohlgefütterten und zudem halbzahmen Zustande eben immer ein gefährliches Raubthier ist, das diesen Charakter nur sel-

ten verleugnen wird. Es ist zwar richtig, daß der gewaltige männliche Bär im Zwinger eine gute Weile wartete, bevor er zum Angriff schritt, aber das Ende war darum nur um so fürchterlicher. Selbst der gezähmte Bär, der auf den Jahrmärkten herum mit seinen Tanzkünsten das Publikum ergötzen muß — ein Schicksal, das doch ganz geeignet sein sollte, den armen Petz vollkommen zahm zu machen, behält noch immer einen Rest der alten Tücke bei. Das hat jener Emmenthaler Bursche erfahren, der, zu einem der erwähnten Marktauftritte kommend, sich's in den Kopf setzte, mit dem tanzenden Bären es im „Schwingen" probiren zu wollen. Der Emmenthaler war nämlich einer jener nervigen, riesigstarken Ringkämpfer, die alljährlich an dem großen nationalen Schwingfeste zu Bern Theil nehmen, bei welcher Gelegenheit die berühmtesten Schwinger des ganzen Landes sich gegenseitig öffentlich zu messen pflegen. Der übermüthige junge Geselle, der schon so manchen wackern Gegner geworfen hatte, meinte in seiner Weinlaune, er werde es mit eben so guter Aussicht auf Sieg und Erfolg mit einem so elenden Bären wagen dürfen. Der Bärenführer machte zwar ein sehr bedenkliches Gesicht zu dem gefährlichen Unterfangen, gab jedoch am Ende seine Einwilligung, als der Kampflustige ihm ein Fünffrankenstück übergab, mit dem Bemerken, es behalten zu dürfen, falls sein Bär Sieger bleibe.

Jetzt ging's unter gewaltigem Zusammenlauf des Marktpublikums los. Der Bär hatte zwar die üblichen kurzen Hosen nicht an, bei deren Gürtel und am Kniesaum sich die Schwinger beim Kampfe zu fassen pflegen; das genirte aber den Sohn des Gebirges wenig, das langhaarige Fell des Burschen that ja denselben Dienst und wurde auch sofort rüstig gepackt. Der Bär, der eben nicht recht begreifen mochte, um was es sich handle, brummte zwar ein wenig, fand aber keine rechte Zeit zum Widerstande. Der Schwinger wirbelte ihn fast gleich beim ersten Anpacken wie eine

Feder in die Luft und schmiß ihn in sausendem Schwunge so mächtig und kunstgerecht auf den Rücken, daß dem guten Petz fast Hören und Sehen vergehen mochten.

Petz hätte nun freilich als guterzogener und regelrechter Schwinger sich fein ordentlich besiegt geben und seinen Gegner, den er im Fallen mit zu Boden gerissen, säuberlich loslassen sollen. Er verstand jedoch die Sache anders und schlang unter wüthendem Gebrumme die gewaltigen Pranken um den sehnigen Körper seines Besiegers, dem ob dieser illoyalen Umarmung bald der Athem zu entfliehen drohte. Der über seine Niederlage äußerst erbitterte Bär war nur durch die schlagenden Gründe seines Herrn zu bewegen, den fast erstickten Gegner loszulassen, der nachher sich ausdrückte, es komme ihm vor, als wären alle seine Rippen in einem Schraubstock zerknackt worden. Hätte der Bär nicht einen Maulkorb angehabt, so hätte es auch leicht zum Knacken kommen dürfen.

Uns ist nur ein einziger verbürgter Fall bekannt, daß ein Bär sich wirklich dankbar und nobel benommen hätte. Er ist jedenfalls launig genug, um ihn unsern Lesern zum Schlusse zu erzählen. Der vor einigen Jahren verstorbene langjährige Wärter des Bärenzwingers in Bern, ein hochbetagter Greis, hatte eines Morgens seinen lieben Mutzen, für die er eine wahre Anhänglichkeit hegte, und mit denen er auf möglichst vertrautem Fuße stand, das Futter in den hinter dem Zwinger angebrachten Stall gebracht, während die Bären draußen im Zwinger herum spazierten. Natürlich vermittelte sich der vertrauliche Verkehr zwischen dem sogenannten Bärenvater und seinen zottigen Pflegebefohlenen nur durch das schwere eiserne Fallgitter, das den Stall vom Zwinger trennte. Der Wärter hatte eben seinem Liebling, dem mächtig großen männlichen Bären, seinen Lieblingsleckerbissen, gelbe Rüben, zwischen den Gitterstäben durchgeschoben und sich dafür von dem dankbaren Thiere die

Fingerspitzen belecken lassen, ein Spiel, das der Verfasser dieser Zeilen den guten alten Mann noch oft selbst hat treiben sehen. Hatte er das gethan, so pflegte er durch den Stall seinen Rückzug zu nehmen, von wo aus eine Thüre auf die Treppe ging, die in seine Behausung führte. Hatte er diese Thüre hinter sich, so zog er dann mittelst einer da angebrachten, mit dem Zwinggitter in Verbindung stehenden Schnur das letztere wieder empor, um die Bären in den Stall zu lassen. Das that er denn auch diesesmal und wanderte ruhig weiter. Oben auf der Treppe angekommen, fiel's ihm plötzlich ein, daß er vergessen habe, den Riegel der Thür hinter sich vorzuschieben, und daß diese daher bloß angelehnt sei.

Erschrocken wandte der alte, schwerhörige Mann sich um, um eilig das Versäumte nachzuholen. — Es war schon zu spät — keine zwei Schritte von ihm wandelte der männliche Bär, mit seiner riesigen Gestalt fast das enge Treppenhaus ausfüllend, gravitätisch, aber ohne Zeichen von böslichen Absichten, daher; aber hinter ihm folgte das Weibchen mit zornigem, dem Wärter alle Nerven durchschütterndem Brummen. In diesem fürchterlich kritischen Momente fiel dem vor Alter schon fast kindischen Greise ein seltsames Auskunftsmittel bei, um den gefährlichen Nachbar zum Rückzuge zu bewegen. Er schaute das Thier mit vorwurfsvollen Blicken an und hielt ihm im eindringlichsten Tone alle die Wohlthaten vor, die er ihm während seines langen Aufenthaltes im Zwinger erwiesen, zählte die vielen „Rübli" auf, die er ihm gespendet, und endete mit den freilich selbst für ein Bärenherz rührenden Worten: „Lueg, Mani, du bist d'r undankbarst Bursch vo der Welt, wenn d' di jetzt nit abemachst!

Und richtig, der Mani, wie der gewaltige Bär von der bernischen Bevölkerung genannt wurde, wurde von dem moralischen Gewichte dieser Gründe überwältigt und machte

langsam und gravitätisch „kehrt". Das Weibchen aber war nicht so leicht zu rühren und suchte zähnefletschend neben dem weichherzigen Gemahl vorbei und an den Bärenwärter zu kommen. Der gestrenge und auf seine Oberherrlichkeit eifersüchtige „Mani" vermerkte das jedoch sehr übel und schlug seine Frau mit einem einzigen wuchtigen Hiebe seiner gewaltigen Pranke so effektreich hinter die Ohren, daß sie, wie aus einer Bombe geschossen, die Treppe hinunterflog und in den Stall zurückkollerte, wohin er ihr auch sofort nachfolgte und es ruhig geschehen ließ, daß der an allen Gliedern zitternde Wärter die Thür hinter ihm festriegelte. Der alte Wärter büßte mit schwerer Krankheit seine Unvorsichtigkeit.

Auch bei dieser Gelegenheit hat sich die von den Naturforschern gemachte Beobachtung bestätigt, daß die weiblichen Bären viel grimmigeren und gefährlicheren Naturells seien, als die männlichen. Es wird Leute geben, die wegen dieser Thatsache kaum erstaunen werden. Der noble „Mani", der bei dieser Geschichte eine so schöne Rolle spielte, befindet sich gegenwärtig ausgestopft im Museum der Naturgeschichte zu Bern, wo er noch jetzt durch seine riesige Größe und gewaltigen Formen die Bewunderung der Beschauer erregt.

VIII.

Die Gemsjäger.

Die Gemsjäger.

Gar Mancher von den Tausenden und Abertausenden von Touristen, die von Albion's weißen Küsten, aus grün Erin, aus der sandigen Mark oder aus den leichtsinnigen Städten des Frankenreichs im Hochsommer den gletscherumfangenen Paradiesen des Berner Oberlandes oder den schauerlich-prächtigen, wilderhabenen Thalschluchten Graubünden's, der Wiege des jungen Rheins, zueilen, um sich einmal in echt reiner Alpenluft zu baden, von der Gletschermilch, die der große Dichter in seinem „Tell" erwähnt, zu trinken und neuen Lebensmuth zu schöpfen, trägt sich mit gar wunderlichen Hoffnungen und Erwartungen von all' den Wundern und Seltsamkeiten, welche ihm das vielgepriesene und auch viel geschmähte schweizerische Hochland darbieten soll. Wäre die gute Schweiz an Wundern auch so reich, wie das Buch von Tausend und eine Nacht, es würde dieses bei weitem nicht ausreichen, um all' diesen bizarren und sanguinischen Erwartungen auch nur zur Hälfte ein Genüge zu leisten. Der langbeinige Engländer, der leichtfüßige Franzose, der neugierige Yankee und selbst der gemüth- und phantasiereiche Deutsche, vorausgesetzt, daß sie die Schweiz noch nie gesehen haben, sind häufig schon beim ersten Ueberschreiten

der Grenze sehr enttäuscht, ja manchmal förmlich entrüstet, weil es der spröden Mutter Natur nicht gefällt, ihnen von zehn zu zehn Schritten eine neunhundert Fuß hohe Felswand zu präsentiren und darüber hinab einen donnernden Gebirgsstrom im kühnsten Bogen springen zu lassen, daß er in der Luft zerstäubt, wie etwa der Staubbach im Lauterbrunnen-Thale. Eben so deconcertirt hat der Verfasser dieser Zeilen die genannten Leutchen auch schon oft gesehen, wenn sie auf stattlichem Dampfer den Thuner- und Brienzer-See hinauffahren und selbst mit dem besten Operngucker die lustigen Gemsherden nicht erblicken können, von denen sie daheim so viel Schönes haben erzählen hören, und von deren tollen Sprüngen sie doch ein so vorzügliches Divertissement erwartet hatten. Sind ja diese beiden lieblichen Wasserbecken von himmelanstrebenden Gebirgsstöcken und Felswänden umschlossen, die anscheinend ganz bequem einigen Tausenden der interessanten Thierchen Kost und Logis darbieten könnten, und ist doch von Alledem nicht die blasseste Spur zu sehen, wenn nicht etwa ein gutmüthiger Geißbube sich der Schaulustigen erbarmt und seine Heerde zahmer Alpenziegen den Ungeduldigen in Sicht getrieben hat, welch' letzterer Umstand, namentlich in frühern Zeiten, wo treuherziger Glaube noch so viel zur Verschönerung der Welt beitrug, zuweilen die Reputation dieser Vorposten des Hochgebirges rettete, die sonst im angedeuteten Sinne nicht einmal den gerechtesten Anforderungen eines wohlerzogenen Menschen, der für sein gutes Geld reist, mehr entsprechen.

Doch nur nicht verzagt! — 's ist mit den Gemsen, wie mit den Wasserfällen: das Hochgebirge kann allerdings damit aufwarten; nur kostet der Anblick der erstern weit mehr Mühe, weit mehr Muth und einen schwindelfreiern Kopf, als der Bewohner der Ebene es sich gewöhnlich vorstellt. Die schnellfüßige Antilope des Hochgebirges durchstreift noch immer in kleinern oder größern Heerden die

Alpen, aber nur die einsamsten und höchsten Reviere derselben, und nur der, dem es gegeben ist, mit rüstigem Muthe und nie erschlaffenden Sehnen die schroffen Wände der Gebirgsstöcke zu erklimmen, und der nicht zu fürchten hat, daß auf scharfem Grate, den mehrere Tausend Fuß tiefen Abgrund unter sich, um sich nichts als das blaue Aethermeer und den Geieradler, der einsam in diesem Ocean schwimmt, der Schwindel ihn packe und rettungslos hinunterstürze in die gähnende Kluft, darf sich mit einiger Bestimmtheit der Hoffnung hingeben, die herrlichen Thiere auf schmalem Grasbande weiden zu sehen und die Wachgeiß bewundern zu können, wie sie auf erhöhtem Felsvorsprunge scharf nach allen Seiten auslugt, um die nahende Gefahr auf stundenweite Entfernungen zu erspähen und durch schrillen Pfiff, dem Räubersignale gleich, die Genossen zu benachrichtigen. Bemerkt ihn aber diese Schildwache, dann ist auch in kurzer Zeit die ganze Gesellschaft gespensterhaft schnell verschwunden, wenn nicht gerade Zufall und Ortslage es fügten, daß sie in sausender Jagd über das stundenlange Eisfeld hinfliegt. Das macht, die Menschen haben den klugen, schönen Thieren, die noch bis zu Anfang dieses Jahrhunderts selbst die weniger unzugänglichen Bergkämme so reizend belebten, mit so unerbittlicher Mordlust nachgestellt, daß sie jetzt ganz zurückgedrängt sind in die wildesten Einöden und mit Ausnahme des Winters, wo sie in den tiefergelegenen Wäldern Schutz gegen die Unbilden der Witterung suchen, fast immer nur in der nächsten Nachbarschaft des ewigen Schnees hausen.

Wenn der Tag anbricht, oder der Mond besonders hell scheint, da steigen die Gemsen wohl an den Bergwänden nieder und suchen sich bequemere, aber immer nur solche Weideplätze auf, welche rings von Felsen geschützte Grasplätze darbieten; von 9—11 Uhr halten sie ein wenig Siesta, steigen um Mittag wieder grasend in die Höhe und ruhen

dann bis gegen 4 Uhr schon wieder in der Nähe der Gletscher, oft sogar auf dem blanken Firn, von ihrer Tagfahrt aus, um später denselben Weg noch einmal hin und zurück zu machen. Besonders munter sind die flinken, mit unglaublicher Klettergewandtheit begabten Thiere im Herbste und im Vorwinter, wo sie sich an den schroffsten Abgründen und auf den schärfsten Felskanten in toller Lust umhertreiben, sich mit den Hörnchen gegenseitig hinunterstoßen und die hübschesten Scheinkämpfe aufführen. Wo die nächste Base der Gemse, die selbst vorzüglich kletternde Alpenziege, sich nicht mehr hingetraut, in den unzugänglichsten Grasplätzen der steilsten Hörner, auf jenen oft kaum fußbreiten Steinbänken, die sich bandartig um die jäh abstürzenden Felskuppen winden, bewegt sich die Antilope des Gebirges mit einer Leichtigkeit und Grazie, mit einer Spannkraft der Sehnen, die an's Fabelhafte streift. Munter, zierlich gebaut, von höchst klugem Aussehen, ist die im Sommer rehfarbene, im Winter fast schwarze Gemse mit den zierlichen, feingebogenen und glänzend polirten Hörnchen, besonders in aufgescheuchtem Zustande, von überraschender Schönheit; da werden ihre Muskeln elastisch und stramm wie Stahlfedern, und mit dem Sturm an Schnelle wetteifernd, geht's in herrlichen Sätzen über Kluft und Eis. Man hat am Monterosa einmal eine von einer Gemse übersprungene Kluft gemessen, und das Resultat dieser Messung hat nicht weniger denn 24 Fuß ergeben. Von eben so vorzüglicher Organisation, wie ihre Muskeln und Sehnen, ist auch das Geruchsvermögen der Gemsen: sie wittern den Jäger, der im Winde steht, auf ungeheure Entfernungen und gebehrden sich dabei viel unruhiger, als wenn sie ihn wirklich zu Gesichte bekommen. Verirrt sich ob der Flucht eine Gemse an eine Felswand, wo sie weder vor- noch rückwärts mehr kann, so bleibt sie nicht etwa rathlos stehen, sie mißt kurz entschlossen den nächsten Absprung, versucht das Unmögliche möglich zu machen,

und ein Sprung in den Abgrund, in welchem sie rettungslos zerschellt, ist das Ende. Ist der Jäger das einzige sich ihr darbietende Hinderniß, um auf schmalem Felsbande, das zum Abgrunde führt, wieder umzukehren, so schießt sie pfeilschnell zurück, und der Jäger mag sich nur schnell auf den Bauch legen, wenn er nicht von dem heranstürmenden Thiere in die Tiefe geschleudert werden will. Thut er dies aber, so setzt das Thier einfach über ihn weg. Selbst im Hinunterstürzen verliert die kluge Gemse nicht ihre Geistesgegenwart, und wenn sie mitten im Falle noch einen Vorsprung an der jähen Felswand bemerkt, so rudert sie mit Leib und Füßen und beschreibt im Sturz eine krumme Linie, um die Zacke zu erreichen, was ihr auch nicht selten gelingt.

So ist das Thier beschaffen, dem die Menschen, die der Titel unseres Aufsatzes bezeichnet, bis in seine letzten Verstecke auf schwindelnden Pfaden nachstellen, es trotz seiner wunderbaren Eigenschaften, trotz seiner Windesschnelligkeit, Scheuheit und schlauen Vorsicht oft dennoch überlisten und als gute Beute zu Thal schleppen, freilich aber fast immer schließlich ob des verwegenen Spieles den jedesmaligen Einsatz, das Leben, einbüßen. So wurden die zwei berühmtesten Gemsjäger des Glarner Landes, David Zwicki, von Mollis, und Kaspar Blumer von Glarus, nachdem sie viele Hunderte von Gemsen erlegt, trotz ihrer staunenswerthen Kaltblütigkeit und Klettergewandtheit zuletzt die Opfer ihres zur dämonischen Leidenschaftlichkeit hinaufgegipfelten Jagdtriebes. Der Erstere wurde sechsunddreißig Wochen lang vermißt, und Niemand wußte, ob der siebenundfünfzigjährige, rüstige Mann noch am Leben sei. Endlich wurde sein von Geiern und Füchsen zernagtes Gerippe auf einem Hügel der steilen Auernalp gefunden. Der Mann mußte furchtbar gelitten haben; denn nach einem gebrochenen Fuße und der Lage des Ortes, wo man seine Reste fand, zu schließen, hatte er sich nach einem Sturze noch weit hergeschleppt und war, nach

vergeblich abgefeuerten Nothschüssen, dem Hunger und der Kälte erlegen. Blumer stürzte am Vorderglärnisch über eine ungeheure Felswand, wo sein zerschellter Leichnam erst im darauffolgenden Sommer aufgefunden wurde. Bekannt ist die Geschichte von dem Berner Jäger, der auf dem vielbesuchten Grindelwaldgletscher in eine verdeckte Eisspalte fiel, ohne Schaden zu nehmen auf den trockenen Grund gelangte und durch die finstere Höhlung, welche dem festen Boden nach ein dem Gletscher entfließender Bach gebildet, mit unsäglichen Mühen an den Rand der Eiswüste gelangte, und zwar an eine Felswand, über die der Bach sich als Wasserfall stürzte. Solche Glücksfälle sind aber selten, und schon öfter hat es sich begeben, daß ein auf ähnliche Art Verunglückter Stunden, ja Tage und Nächte lang in solchen Gletscherspalten aushalten mußte, bis es den Jagdgenossen gelang, ihn mittelst Stricken und Stangen wieder an's Tageslicht zu fördern. Glücklicher als die Meisten war der berühmte und berüchtigte Gemsenwürger Marcus Colani, von Pontresina im Bündnerlande. Dieser seltsame und gefürchtete Geselle, der sich ein ganzes ungeheures Jagdrevier usurpirt hatte, in welches kein anderer Jäger sich so leicht hinwagte und in dem er ganze Rudel halbzahmer Gemsen hegte, erlegte bis zu seinem sechsundsechzigsten Jahre nicht weniger denn 2800 Stück dieser Thiere, eine Anzahl, die von keinem andern Jäger vor und nach ihm erreicht worden ist. Dieser Jägerfürst starb ruhig in seinem Bette, freilich in Folge der Strapazen eines mit dem Naturforscher Dr. Lenz unternommenen, von dem Letzteren sehr romantisch geschilderten Jagdabenteuers.

Die angedeuteten Gefahren sind jedoch nicht die einzigen, die den Jäger auf seinen verwegenen Fahrten bedrohen. Der fürchterlichste Feind des Jägers ist unstreitig der Nebel, der ihn oft, wenn er sich in die höchste Gletscherwildniß verstiegen hat, plötzlich überfällt und bei seiner

außerordentlichen Dichtigkeit ihm kaum einen Blick vor- oder rückwärts gestattet. Da mag's denn allerdings schlimm bestellt sein um den Mann, der, über schwindelndem Abgrunde hinschreitend, sich tappend auf dem kaum fußbreiten Pfade zurückfinden, oder auf dem weiten Gletscherfelde die vom Schnee trügerisch versteckte Spalte ausmeiden muß. Das ist buchstäblich ein Gang auf der schmalen Grenze zwischen Tod und Leben, und es gehört all' die Kaltblütigkeit und der kaum begreifliche Spürsinn dieser an den rauhen Brüsten der Gebirgsnatur aufgesäugten Bursche dazu, um sich aus all' diesen Fährlichkeiten herauszuwinden. Häufig suchen sie aber in solchen Fällen eine nothdürfttg sichere Stelle auf und bringen, mittelst des Strickes, den sie immer mit sich zu führen pflegen, an eine Felszacke festgebunden, um nicht im Schlafe in den Abgrund zu stürzen, die Nacht in der nächsten Nachbarschaft der Geier und Adler zu. Das ist aber ein gar kühles Nachtlager auf die magere Suppe, die er sich in der mitgeführten eisernen Kelle bereitet hat, und gar oft muß sich der Jäger mittelst stundenlangen Umherlaufens oder dadurch, daß er einen schweren Stein hin und her trägt, vor dem Erfrieren schützen. Von einem Berner-Jäger, dessen Erlebnisse unter seinen Freunden und den Fremden, denen er oft als Führer diente, lange Zeit vielfach besprochen wurden, wird erzählt, er habe sich, um nicht in den Abgrund hinunterzustürzen, in der Nacht an einen Fels angebunden, und seine Schilderung, wie er sorglos an der jähen Felswand sein Nachtquartier bezogen und trotz der Gefährlichkeit seines Bettes im Schatten der vom Monde beleuchteten Felsen ruhig entschlummert war, hatte etwas so Grausiges, daß man tiefer Athem schöpfte, wenn er seine Erzählung beendete.

Auch die nachfolgenden, in größeren Kreisen bisher noch nicht bekannt gewordenen Abenteurer dürften einen Beitrag für die Gefährlichkeit dieses Jägerhandwerks liefern.

„Ich ging“ — so erzählte der ehemalige Gemsjäger und tüchtige Bergkundige, Matthias Hefti, von Glarus, dem Verfasser dieser Zeilen — „als fünfzehnjähriger Bube ohne Vorwissen meiner Eltern nach der Bächialp (steiles Gebirge im Glarner Lande), um Gemsen zu jagen. Meine Mühe und mein Suchen waren vergeblich: die schlauen Thiere hatten mich gewittert, ich hatte ihnen den Wind nicht abzugewinnen gewußt, und als ich den Kamm des Gebirges keuchend erreichte, da hatte ich das Vergnügen, ein kleines Rudel von fünf Stück wie der geschmierte Blitz, so schnell, den jenseitigen Abhang hinunterjagen zu sehen. 'S ist ein verfluchtes Ding, solches Nachsehen, und in wahrhaft lebensgefährlicher Stimmung trat ich, da der Abend schon nahte, meinen Rückweg an. Er führte mich zuerst eine Runse hinunter, wo das bröckelnde Gestein jeden Augenblick unter meinen Füßen wich, so daß ich im Grunde eher hinunter rollte, als ging, und dann auf ein nicht gar zu steil abgedachtes Plateau gelangte, auf dem zum Troste, wenn etwa üble Witterung den ganzen Heimweg unmöglich machen sollte, eine einsame Sennhütte stand. Den Ort hatte ich mir beim Hinaufsteigen genau gemerkt, und es war mir nicht entgangen, daß, nach den Blutspuren und andern Ueberresten zu schließen, da vor wenigen Tagen erst ein Schwein geschlachtet worden sein müsse. Dummer Weise aber hatte ich die Hütte gleichwohl leer gefunden; sie mußte von den Insaßen kürzlich erst verlassen worden sein, wie das auf den Alpen etwas eben nicht Außergewöhnliches ist. Wie ich nun so, in allerhand unfreuliche Gedanken vertieft, die Halde hinabschlendere und gegen die verlassene Hütte hinschaue, da taucht aus dem hereinbrechenden Dunkel plötzlich eine niegesehene Figur vor mir auf, aus deren rundem Kopfe zwei Augen wie feurige Kugeln hervorleuchten. Freundliche Absichten schien das nicht eben heimelig aussehende Ding nicht zu haben, denn just war's eben noch hell genug, daß ich die langen, schneeweißen

Fangzähne bequem betrachten konnte, die es mir zum Willkommen vorwies. Sage dir, Freund, es war ein kritischer Moment das, und meine jungen Beine wurden ordentlich dünn unter mir. Lache nur! ich schwöre darauf, du hättest unter ähnlichen Umständen von deinen Gehwerkzeugen den flinkesten Gebrauch gemacht. Hätt's auch gethan, wenn nur der Rückweg nicht so mörderlich steil gewesen wäre, daß an ein schnelles Fortkommen nicht zu denken war. Na, die Verzweiflung hat wohl schon manchen Helden gemacht, und so reiße ich denn nicht ohne beträchtlichen Schlotter meine Büchse von der Schulter, ziele scharf nach der Brust des fortwährend die Zähne fletschenden Thieres, drücke los und sehe, wie die Bestie ein paar Mal über und über schlägt. Der Schuß hallt wie ein Donnerwetter an den Felswänden hinter mir wieder, habe aber keine Zeit, lange darauf zu horchen, denn in das hübsche Rollen mischt sich ein so verfluchtes Geheul, daß mir die Ohren noch heute davon gellen. Weder vor noch hinter mich sehend, wie ein vom Geier verfolgtes Schaf, renne ich an der Hütte vorbei und den Berg hinunter. So schnell bin ich, glaub' ich, in meinem Leben nur noch ein einziges Mal bergab gekommen. Werde dir später erzählen, bei welcher Gelegenheit. — Als ich daheim mit kleinmüthiger Miene die Geschichte erzählte — es waren, wie das in den Bergdörfern häufig der Fall ist, mehrere Nachbarn bei uns zu Abendsitz — da beschloß man, sogleich am andern Morgen nach der Alp zu gehen und nachzusehen, welchem Ungeheuer ich das Lebenslicht ausgeblasen habe. Meine Schilderung mochte wohl etwas ungenügend lauten, und das weckte nur noch mehr die Neugierde der Gebirgsleute. Rüstig machte man sich auch mit Tagesanbruch auf den Weg, und was fand man? — Dicht bei der Sennhütte lag meine Jagdbeute, mit durchschossener Brust, steif und starr zum Eiszapfen zusammengefroren, und ein mächtiger, ausgewachsener männlicher Luchs war's, der sich ohne Zweifel

von der Metzelsuppe der Sennen seinen nachträglichen Antheil hatte holen wollen.

„Das andere Mal," so fuhr mein origineller Erzähler fort, „das andere Mal, wo ich noch beförderlicher aus der Höhe in die Tiefe gelangte, war, daß ich mit meinem einige Jahre ältern Bruder mich eines Morgens früh zur Jagd nach dem schrecklich steilen Vorderglärnisch aufmachte. 'S ist ein Steigen dort, sag' ich dir, daß dir darob nicht nur Hören und Sehen, sondern selbst das Mark in den Knochen vergehen würde. So auf einem Felsband hinzuschleichen, das fast so schmal ist, wie dein Strumpfband, neben dir auf der einen Seite die glatte, senkrechte Felswand, über dir den blauen Himmel und wieder neben und unter dir das drei-, viertausend Fuß tiefe, blanke Nichts, das könnte unter gewissen Umständen auch den solidesten Kopf zur Unzeit wirblig machen, und halten die Knochenwände das Gehirn nicht fest, ergreift dich der Schwindel, dann ist's, als wenn dich ein Gespenst bei den Beinen packe, und du fährst zur Tiefe ohne Testament und Absolution.

„Nun, ich bin ein Glarner, und wir, mein Bruder und ich, krabbelten so ziemlich wohlbehalten bald durch Runsen, wo die liebe Gotteswelt bei jedem Schritte unter uns wegkollerte, bald über das dichte Filzwerk der Legföhren empor, bis wir endlich zu einem schon mit einem Lappen ewigen Schnees belegten, zwar verwettert steilen, aber eine ziemlich regelmäßige, schiefe Ebene bildenden Abhang geriethen, der unten in einen mit allerhand kleinem Steingerölle halb angefüllten Kessel auslief. Da hinauf mußten wir, um den scharfen Kamm oben überschreiten zu können, jenseits dessen in schmaler, tiefer Schlucht ein sehr besuchter Wechsel der Gemsen sich befand. Meist auf allen Vieren kriechend, wie ein Dachdecker am Kirchthurmdache hängend, kletterten wir unverdrossen an der scharfen Seitenkante des Abhanges aufwärts, wobei uns die da und dort aus dem Schnee hervor-

ragenden spitzigen und bröckeligen Steine einen gar nicht zu verachtenden Anhaltspunkt boten. Nach einer guten halben Stunde eifrigen Kletterns waren wir endlich oben und besahen uns verschnaufend die Gelegenheit. Neue Verlegenheit! Die Kante des Gebirgsabsatzes bestand aus einer wohl an zehn Fuß hohen, glatt abstürzenden Felsmauer, die uns, von unten gesehen, kaum als drei Fuß hohes, leicht zu überkletterndes Felsband erschienen war. Diese Mauer, an die wir so recht eigentlich mit der Nase angerennt waren, zog sich eine Strecke Weges in gerader Richtung längs der Höhe der Halde hinlaufend fort, dachte sich aber weiter rechts wieder schräg ab und schien dort leichter zu übersteigen. Der Weg nach jener niedrigeren Stelle war anscheinend so schwierig nicht, wenn wir uns dicht an die Felsmauer hielten, zu deren Füßen die matten Sonnenstrahlen einen schmalen Streifen Grundes freigeschmolzen hatten. Wir schritten daher bedächtig vorwärts und dann, als es abwärts ging, rasch dem Uebergangspunkte zu. Da ging's nun freilich von selbst abwärts, durch die staubartige, aber tiefe Lage des trockenen Schnees. Auf einmal aber fing's über unsern Köpfen an zu brausen und zu tosen, als wenn die Kielfedern von tausend Lämmergeiern uns umschwirrten. „Herrgott, die Staublauine! halt den Kopf in die Höhe, sonst erstickst du!" schrie mir mein Bruder zu, und das war Alles, was ich durch den infernalischen Lärm noch hören konnte, denn nachher vergingen mir buchstäblich alle Sinne. Mein letztes Gefühl war, als wenn ich aus einer Bombe geschossen durch alle Lüfte dahin führe, und dann nichts mehr! — Als ich wieder erwachte, war's von einem nichts weniger als sanften Griffe, mittelst dessen mein erfahrener und gewandterer Bruder mich vom Rande des Abgrundes zurückriß, an welchen die von unsern eigenen Füßen aufgeweckte Lauine mich nach einem unfreiwilligen Sprunge von dreihundert wohlgemessenen Schweizerfuß ganz bequem in einen klafterhohen Haufen

lockeren Schnees hingelegt hatte. 'S war ein ganz eigenthümliches, sakrisches Gefühl, das mich überkam, als ich endlich mit Mühe den Antheil des immer noch wie feiner Staub umherwirbelnden Schnees aus den Augen gewischt hatte und nun in die bodenlose Tiefe unter mir hinuntersah. Wär' die Lauine ein Kanonenschuß gewesen, so hätt's kaum ein Loth Pulver mehr gebraucht, um mich wie eine Granatenbüchse über den kesselförmigen Fluhsatz hinüber und weiter in's Bodenlose hinunterzublasen."

„Für diesen Tag ist dir denn doch der Appetit nach Gemsbraten vergangen, alter Freund, und du hast's gemacht, wie nach dem glorreichen Schuß auf den Luchs?" sagte ich zu dem Erzähler, von einem humoristischen Schauder über dessen gefährliche Luftfahrt erfaßt.

„Meinst?" entgegnete er in seiner eigenthümlichen, langgedehnten Weise. „Damals, als ich den Luftsprung machte, war ich kein fünfzehnjähriger Laffe mehr! Mein Kirschwasserfläschchen war zwar ob der eiligen Fahrt in Stücken gegangen, dem Bruder seines aber wohlbehalten mit ihm unten angelangt. Nachdem wir uns den Schnee nothdürftig aus den Kleidern geklopft — was, beiläufig bemerkt, gar keine leichte Sache war, weil der Lauinenstaub merkwürdig zähe sich festsetzt — nahmen wir ein Jeder einen herzhaften Schluck, machten uns auf's Neue an das Erklimmen der Halde, die jetzt zum guten Theile rein gefegt war, und kamen glücklich oben an. Zwei Stunden später zappelte richtig ein ganz ordentlicher Bock auf dem Boden, den mir mein Bruder von der entgegengesetzten Seite her vor den Lauf getrieben, und wir hatten schließlich alle Ursache, mit unserm Tagwerke, trotz des kleinen Unfalls, ganz zufrieden zu sein."

So der wackere Matthias Hefti.

Neben den Gefahren solcher unfreiwilligen Luftfahrten gab es aber für den passionirten Jäger noch andere, die ihm die Eifersucht der Concurrenten aus andern Kantonen oder

dem benachbarten Auslande bereitete. Mit der zunehmenden Bildung sind diese Gefahren nun jetzt freilich meist verschwunden, und Jäger aus den verschiedenen Ländchen der Schweiz jagen nun auf den ehemals streitigen Grenzgebieten friedlich neben einander. Sie haben sich auf unsern großen nationalen Schützenfesten gegenseitig kennen und als Eidgenossen lieben und schätzen gelernt. Man klagt in unserer raschen Zeit gar häufig über die Verflachung des Volkes und über Verwischung der urfrischen Naturwüchsigkeit der Bewohner früher abgeschlossener Thalschaften, durch die Leichtigkeit der Verkehrsmittel. Zugegeben, daß der Dampf gar manche dieser Ureigenthümlichkeiten im Laufe eines halben Jahrhunderts zur blassen Mythe zusammenblasen wird — nimmt er aber dabei nichts Schlimmeres mit, als die Sitte, daß zwei tüchtige Burschen wegen eines elenden Grathtieres sich kugelwechselnd das Lebenslicht ausblasen, so möchte denn doch allmälig das sentimentale Gewinsel um eine nichts weniger als sanfte Vergangenheit verstummen. Vor dreißig bis fünfzig Jahren, da ging's freilich auf den Kantonsgrenzen selbst zwischen den lieben Eidgenossen mitunter noch so naturwüchsig her, daß der wärmste Anhänger alter Sitte und der passionirteste Romantiker damit vollkommen hätte zufrieden sein können. — Besonders scheint dieses auch in den vielfach zerklüfteten, einsamen Gebirgsdistrikten der Fall gewesen zu sein, welche die bernische Landschaft Saanen von dem gletscherreichen Oberwallis trennen. Die Mittheilung eines Freundes des Verfassers, der früher selbst passionirter Gemsjäger in den genannten Gebieten gewesen ist, und deren Wahrhaftigkeit wir verbürgen können, möge als ein kleiner Beitrag zu all den zahlreichen Geschichten dieser Art hier noch Platz finden.

Einer der berühmtesten und schlauesten Gemsjäger der Landschaft Saanen sah sich eines Morgens, als er eben einen schroffen Gebirgskamm zu überschreiten im Begriffe stand,

plötzlich einem Walliser Jäger gegenüber, der sich vermuthlich seinen Braten auf bernischem Gebiete zu holen im Begriffe stand. Der Walliser, offenbar seinem Gegenüber nicht trauend, besann sich nicht lange, spielte das Prävenire, riß seine Büchse an die Backe und sandte dem unbequemen Concurrenten seine dreilöthige Kugel zu. Der Berner sank blitzschnell zusammen und rollte rücklings hinter die Gebirgskante hinunter, die er soeben erstiegen hatte. Der Walliser eilte herbei, um dem Getödteten seine Büchse und Jagdgeräthschaften abzunehmen. Seine Ueberraschung war aber eine nichts weniger als angenehme, als, auf zehn Schritte nahe gekommen, der Erschossene gesund wie ein Fisch aufsprang und nun seinerseits dem Verblüfften den drohenden Büchsenlauf entgegenstreckte und ihm mit unsanfter Betonung zurief, daß nun sein letztes Brod gebacken sei. Der Walliser mußte sich gefangen geben, denn er hatte gegen alle Schützenregeln es unterlassen, seine einläufige Büchse frisch zu laden. Sein Gegner begnügte sich zwar auf sein flehentliches Bitten mit der bloßen Abnahme der Waffen und Munition, einigen wohlgemeinten Püffen mit dem Gewehrkolben und ließ den Sünder dann ohne weitere Züchtigung seines Weges ziehen; daß aber solche und ähnliche Geschichten nicht immer einen so humoristischen Verlauf nehmen, das ist nach den Erzählungen mancher Jäger unzweifelhaft, so viel von dem bekannten Latein dabei auch mit unterlaufen mag.

Merkwürdig ist die auch von Tschudi bestätigte Thatsache, daß ein fallender Stein auf den am schwindelnden Rande hinschreitenden Jäger eine fast unwiderstehliche magische Anziehungskraft ausübt. Fast unaufhaltsam dränge es den Menschen, dem Steine nachzusehen in den Abgrund, besonders wenn er ganz nahe beim Fuße abfalle, und wer diesem Gefühle nachgebe, sei unrettbar verloren. Die Jäger wenden in solchen Fällen das Gesicht sogleich nach der Felsenseite und stehen einen Augenblick still, um den Schwindel-

anfall vorübergehen zu lassen, bevor sie weiter schreiten. Hie und da, und zwar besonders in den Schluchten des Engadins, begegnet dem Jäger die kleine Ueberraschung, daß er statt einer Gemse plötzlich einen brummenden Bären vor sich sieht. Da gilt's dann ein gutes Zielen; denn wird Meister Petz nicht gut getroffen so pflegt er den Scherz sehr übel zu nehmen, und marschirt aufrecht auf den Hinterbeinen mit verteufelt langen Schritten auf den ungeschickten Schützen heran, um ihn in seinen Tatzen zusammen zu drücken, wie eine Preßwurst. In solchen Fällen hat's schon gar oft ein Ringen Körper gegen Körper abgesetzt, und beide Kämpfer sind ob der unbrüderlichen Umarmung zusammen den steilen Berghang hinabgerollt. Doch — kaum sollte man es glauben — hat darob Braun meistens den Kürzeren gezogen, weil ihm schließlich das Messer des Jägers zur Unzeit zwischen die Rippen fuhr. Freilich hat der Jäger alle Ursache, sich später noch lange an die unfreundliche Begegnung zu erinnern, die zuweilen nur mit ein paar gebrochenen Rippen und jedenfalls nie ohne Einbuße einiger Lappen von Kleidern und Haut abläuft.

Ueber die Ausrüstung des Jägers nur einige kurze Andeutungen. Seine Kleidung ist von grobem Stoffe von ungefärbter Wolle, mit sich führt er neben seiner Büchse von schwerem Kaliber — die Spitzgeschosse haben sich als nicht wirksam genug herausgestellt — einen mittelgroßen Alpstock, eine Jagdtasche mit Pulver, Blei und Fernrohr, und eine eiserne Kelle. Als Proviant pflegt er Käse, Butter und Brod und eine Portion gesalzenes, geröstetes Mehl mit sich zu nehmen, mittelst dessen er sich in der Kelle Morgens und Abends eine stärkende Suppe zu bereiten pflegt. Geht's hoch her, so wandert auch ein Fläschchen Kirschengeist mit. Besondere Sorgfalt verwendet der Jäger auch auf seine Schuhe, die so ziemlich nach der Natur des stahlharten Gemsfußes eingerichtet, außerordentlich fest gearbeitet und mit spitzköpfigen

Nägeln beschlagen sein müssen, um auf den Felsbändern wie auf den Eisfeldern fest auftreten zu können. Eine gewöhnliche Fußbekleidung würde bei solchen Märschen noch vor Abend in Fetzen gehen und den Fuß zu wenig vor Verwundungen schützen.

Nach dem, was wir hier in gedrängter Kürze oft nur flüchtig andeuten konnten, ist es einleuchtend, daß die Gemsenjagd längst aufgehört hat, ein eigentliches Herrenvergnügen zu sein. Wohl ist's auch bei den eigentlichen Gemsjägern weit mehr ein fast dämonisch wirkender Trieb, eine unbezwingliche Leidenschaft, wenn auch nobler, doch derjenigen des passionirten Spielers vergleichbar, die weit mehr als bloße Gewinnsucht diese kühnen Menschen zu den verwegenen, todbrohenden Gängen antreibt; aber die meisten davon sind denn doch unbemittelte, an Entbehrungen und Strapazen gewöhnte, wetterfeste Leute, die zudem mit den kleinsten Details der Gebirgsmassen vertraut sind. Mag es auch hie und da in den Zeitungen stehen, daß der oder jener Prinz oder Minister im Berner Oberlande einen kühnen Jagdausflug gemacht und auch glücklich einen prächtigen Bock geschossen habe, so gestehe ich denn doch, daß ich dabei stets eines bescheidenen Zweifels an der Richtigkeit dieser Angaben mich nur schwer erwehren konnte. Ich habe Gelegenheit gehabt, die Jäger, welche den Herren als Führer und Begleiter auf dem Ausfluge gedient hatten, ganz eigenthümlich lächeln zu sehen, wenn von solchem Jagdglück die Rede war. Der Gemsjäger ist eine schweigsame und zudem sehr praktische Natur, und wird selten ausschwatzen, wie viel blanke Thaler ihm die Verzichtleistung auf die Ehre eines guten Schusses eingetragen haben mag.

Mit dem Gesagten soll indeß keineswegs die Behauptung aufgestellt sein, daß nicht hie und da Fremde und Ungeübte mit Erfolg an Gemsjagden theilnehmen und einen glücklichen Schuß thun könnten. Es ist dieses besonders auf den

weniger gefährlichen Treibjagden der Fall, wo eine größere Anzahl von kundigen Jägern sich zu einem gemeinsamen Jagdzuge vereinigen. Die Gemsen werden dabei so umgangen, daß ein Jäger dieselben in den unteren Weiden aufstört und langsam bergan treibt, während die Uebrigen die Pässe besetzt halten, welche die Thiere gewöhnlich zu wählen pflegen. Diese Pässe sind den Jägern meist sehr genau bekannt. Solche Jagden finden besonders häufig im Appenzeller Lande, am Säntis statt und gewähren nicht selten den in jenem reizenden Ländchen weilenden Kurgästen ein schönes Vergnügen. So erzählte mir Dr. Jaumann, vormaliger Jägerpräsident des Ländchens, ein solch' frohes Jagdabenteuer am genannten Berge, an welchem verschiedene Deutsche, unter anderen auch ein Sohn des bekannten Professors der Theologie H. in Berlin und, wenn ich nicht irre, auch der berühmte Verfasser des Buches „das Thierleben der Alpenwelt" selbst Theil nahmen. „Die Gesellschaft," ich lasse hier den Erzähler sprechen, „sammelte sich schon vor Beginn der Morgendämmerung in der Gaststube des freundlichen Weißbades. Der Stazi, Büschli und der Sepi-Toni, alle drei ganz urwüchsige Appenzeller Bauernbuben und geriebene Wildschützen, waren für die Parthie mit engagirt. Nach flüchtig eingenommenem, frugalem Frühstücke machte man sich auf den Weg. Lautlos ging's die ersten Anhöhen hinan, und in Zeit von zwei Stunden gelangten wir auf die Alp-Hütten, einen Standpunkt, von wo aus man mittelst der Ferngläser bequem das Gebirge ausspähen konnte. „Acht Stück!" keuchte plötzlich Einer mit verhaltener Stimme, und so war's auch. Der Richtung folgend, die der Mann uns mit seinem Instrumente andeutete, gewahrten wir richtig in bedeutender Entfernung im sogenannten Hüttenlaub das kleine Rudel, anscheinend harmlos grasend, während die Wachtgeiß auf einem Vorsprunge unbeweglich dastand und nur den Kopf und den feinen Hals

hie und da herumdrehte, um nach allen Seiten hin die Gegend zu inspiciren. Rasch wurde der Operationsplan gemacht. Wir bestanden zusammen aus acht Mann. Zwei Mann bildeten das Centrum, und wieder je zwei Mann den linken und den rechten Flügel. Die zwei Uebrigen bekamen die Bestimmung, die Gemsen über den „Laseyer“ und oben hinüber über die „Glockeren“ (niedrigere Gebirgsstöcke) zu umgehen und thalwärts ihren gewöhnlichen Wechseln entgegen zu treiben.

„Für diejenigen, welche die Pässe besetzt hielten, gab's nun ein wohl an zwei Stunden dauerndes, lautloses Warten, während dessen wir die herrlichste Gelegenheit hatten, das prachtvolle Schauspiel der aufgehenden Sonne auf dem Gebirge zu beobachten. Noch lagen die Tannenwälder um uns fast nächtlich schwarz da, und nur über das Grün der höhern Alpweiden zuckte es dann und wann in blaßgelben Streifen hin und her, oder funkelte Leuchtwürmchen gleich auf den obersten Wipfeln der Wettertannen. Gegen Süden aber, da schimmerten die riesigen Kuppen der Glarner und Bündner Alpen wie in Rosengluth getauchtes Silber in's weite Land hinein, und mälich und mälich schienen sich blitzende, goldene Ströme wie Lavabäche nieder zu ergießen von den Flanken der strahlenden Häupter des Hochgebirgs in die noch vor wenigen Sekunden in neblige Schleier gehüllte weite Landschaft zu unseren Füßen, um die funkelnden Lichtwellen an alle Abhänge hinzuspritzen. Dazu tönte wie ein Morgenpsalm der Natur das feine Läuten der Heerdenglocken, hie und da durchbrochen von einem schmetternden, langathmigen Jauchzer der Sennen. Wahrhaftig, ich hatte ob dem Anblicke ganz meine mordlustigen Gedanken vergessen. Da knallt plötzlich der Schuß meines Nebenmannes, und wie ich aufblicke, kommen windschnell zwei Gemsen die enge Schlucht daher gerannt, als deren einer Wächter ich bestellt war; auch ich reiße meine Büchse an die Wange und schieße.

Beide Schüsse haben aber kein anderes Resultat, als daß die zierlichen Antilopen des Gebirges so schnell wie unsere Kugeln aus dem Rohr an uns vorbeifliegen. Wie ich nun so recht verblüfft den Fleck anstarre, wohin ich meinen Schuß gerichtet, was steht da vor mir? — Eine ganz junge Gemse, und schaut mich in einer Entfernung von kaum sechs Schritten mit ihren schönen, klugen Gazellenaugen fast eben so verblüfft, wie ich, aber anscheinend ganz furchtlos an. In meinem Leben mag ich wohl nie so einfältig ausgesehen haben! Laute Zurufe, doch wieder zu laden und das zierliche Thierchen zu erlegen, erweckten mich freilich zum Handeln, aber meine Hand zitterte so vor Aufregung, daß ich kaum den Ladstock in den Lauf bringen konnte. Endlich gelang's, und eben wie ich die Büchse zum Anschlagen erhebe, da wird's doch dem Neuling bedenklich, und in zwei Sätzen ist er verschwunden, als hätt' ihn der Erdboden verschluckt. Ich hatte buchstäblich nicht einmal das Nachsehen. „Paß't auf! paß't auf! 's kommt noch eine!“ brüllten im gleichen Momente oben über mir die Stimmen der Sennen von der Hüttenalp; 's war aber nicht gerade nöthig, daß ich mich nochmals mit einem Fehlschuß blamirte; links neben mir kracht prächtig und weit durch das Gebirge hinhallend wieder ein Schuß, und ein riesiger Gemsbock von siebzig Pfund purzelt auf eine Schneewiese vor die Füße der glücklichen Schützen hin. War das aber auch ein Halloh und Triumphgeschrei, in das selbst die Sennen der Alp jauchzend mit einstimmten! Meine, es brausen mir noch jetzt die Ohren davon. 'S war aber auch schon der Mühe werth, denn das erlegte Thier war eine unter dem Namen Laseyrer Bock schon lange berühmte Persönlichkeit, die Jahre lang aller Listen der Jäger gespottet hatte.

„Fort ging's mit dem alten, schlauen Burschen zur Sennhütte, wo er sich's schon gefallen lassen mußte, ausgeweidet und dafür mit feinen, wohlriechenden Alpenkräutern

ausgestopft zu werden. Die Leber wurde sofort in Butter gebacken und lieferte bei unserem erregten Appetite ein ganz delikates Gabelfrühstück. Mitten beim Mahle entdeckte ein durch's Fernrohr spähender Jäger ein Rudel von mindestens 16 Gemsen, die ganz gemüthlich bergan der Klus bei Mugelis-Alp zuwanderten. „Aufgebrochen!“ hieß es von allen Seiten, und den Sennen den Rest unserer Mahlzeit überlassend, ging's mit verdoppeltem Eifer wieder bergan. Nach zwei Stunden angestrengten Steigens fanden wir auch ganz richtig die Klus, und nur die Hauptsache fehlte, die Gemsen nämlich! Dessen ungeachtet zogen wir aber Abends mit Freudenschüssen und bei Fackelschein mit unserer Beute im Weißbad ein, und wurde ich auch bei dem fröhlichen Zechen, das folgte, wegen meines ausgezeichneten Kernschusses tüchtig gehänselt, so habe ich doch den Tag als einen der frohesten meines Lebens in meinem Kalender roth angestrichen.“

So unser Vergnügungsjäger. Das ist aber, wie bereits bemerkt, die von der Einzeljagd weit verschiedene Treibjagd. Wohl ist auch diese nicht immer ohne Gefahr. So ging vor wenigen Jahren ein im schönen Hotel Bellevue zu Thun logirender Engländer in Gesellschaft mit Andern auf die Gemsjagd in das nicht weit von da entfernte Kienthal. Einen steilen Abhang hinaufkletternd, glitt er aus und rollte hinunter, seine Büchse entlud sich ob des Sturzes, und die Kugel durchdrang den Körper des unglücklichen Britten. Abenteuer, wie das haarsträubende des Rudolph Bläsi von Schwanden, der in Verfolgung einer angeschossenen Gemse sich durch seinen Eifer verleiten ließ, auf ein schmales, kaum für die Breite seines Fußes ausreichendes Felsenband hinunter zu springen, und dann die grausige Entdeckung machte, daß er hinter sich die glatte, senkrechte Felsenwand, vor sich einen unermeßlich tiefen Abgrund habe, in welchen hinunter auch die leiseste Bewegung ihn stürzen müsse, kommen indeß auf der Treibjagd wohl nicht vor. Mehr als der Umstand,

daß Bläsi es fast zwei halbe Tage und eine Nacht zwischen Himmel und Erde hängend aushielt, bis sein Freund und Jagdgenosse Manuel Walcher ihn aus der entsetzlichen Situation erlöste, mag den Leser in Erstaunen setzen, daß der unverwüstliche Jäger, trotzdem, daß vor Entsetzen seine Haare in der Schreckensnacht silberweiß geworden waren, später weit davon entfernt war, sein gefährliches Handwerk aufzugeben; und wir citiren diesen weithin bekannt gewordenen Vorfall nur als einen Beleg, wie tief die Jagdleidenschaft in den hartnäckigen Söhnen des Gebirges festsitzt.

Die berühmtesten Gemsjäger der Jetztzeit sind Johann Rüdi von Pontresina, Karl Joseph Infanger von Isenthal im Kanton Uri, Benedikt Cathomen aus Bünden und Ignaz Troger von Ober-Emo im Wallis. Aber obschon diese Herren nebst vielen anderen ein jeder schon viele Hunderte von Gemsen erlegt haben, so ist deßwegen keineswegs zu fürchten, daß die schönen Gratthiere dort am Ende gar ausgerottet werden möchten. Die flüchtige Antilope des Gebirges ist zu schnellfüßig, und zu schlau, und die zahllosen undurchdringlichen Gebirgslabyrinthe der Gletscherwildniß bieten ihr der Schlupfwinkel zu viele, wohin der schlaueste und verwegenste Jäger ihr nicht zu folgen vermag. Zudem steht der Preis, den sich der Jäger im Glücksfall erringt, in keinem Verhältnisse zu den Gefahren, die ihn auf seinen Streifereien Schritt vor Schritt umlauern. Die Zahl der guten Gemsjäger hat denn auch eher ab- als zugenommen, während tüchtige Beobachter in den letzten Jahren unzweifelhaft eine Vermehrung des Wildstandes bemerkt haben wollen.

---

*) Wenn der Verfasser zu diesen zwei letzten Skizzen aus unserm schweizerischen Alpenleben theilweise die vortrefflichen Schilderungen des Herrn Friedrich von Tschudi mitbenutzt hat, so bittet er dafür den gefeierten Verfasser des vortrefflichen Buches, „das Thierleben der Alpenwelt", dringendst um Verzeihung.

IX.

Gedichte.

An meine Emma.

Zu ihrem sechszehnten Geburtstage.

Im Jugendglanz von sechszehn Jahren,
So trit'st du heute vor mich hin
Mit hellen Augen, braunen Haaren,
Mit frischem Herzen, frohem Sinn;
Wie glänzt dir deines Lebens Morgen,
Wie ist so licht dein Zukunftstraum;
Wie wiegt dein Herz sich, frei von Sorgen,
Wie auf der See sich wiegt der Schaum.

Du möchtest mit den Vög'lein fliegen,
Von Baum zu Baum, von Ast zu Ast,
Dann unter Rosenbäume liegen,
In duftumwob'ner, süßer Rast,
Durch all' dein Denken wehen lassen
Des Jugendglückes lichten Glanz,
Und deiner Zukunft Jahre fassen,
Dir Perlen gleich zum Blüthenkranz.

Doch soll, mein Kind, dieß Glück verbleiben
Dir immer grün und immer jung
Und stets dir neue Knospen treiben,
Wie in der Morgendämmerung,
So mußt du einer Blume warten
Mit frommem Sinn, mit heißem Müh'n,
Und welkt sie nie in deinem Garten,
Wird ewig deine Jugend blüh'n.

Des Herzens Reinheit heißt die Blume,
Die Wunderblume voller Pracht —
Wahr' sie gleich einem Heiligthume,
Denn sie erhellt dir jede Nacht.
Und wie auch fallen deine Loose,
O, sorg', daß wenn ich nicht mehr bin,
Du legen könnest diese Rose
Auf meinen stillen Hügel hin.

Die Geduldprobe.

Zurück in's Land der Jugendzeit
Mach' still im Geiste ich die Reise —
„Wie liegt es hinter dir so weit'",
Klingt eine Stimme, leise, leise —
„Kaum kannst du mehr ein trautes Bild,
Aus jenen Tagen dir erträumen,
Ein liebes Antlitz gut und mild,
Still waltend in des Hauses Räumen."

Doch, halt! Da steigt sie wunderbar
Herauf vor meinen hellen Sinnen,
Die meiner Mutter Mutter war,
Die, ach, geschieden längst von hinnen. —
Ein heller Frühlingsmorgen lacht —
Es jubelt drauß' in Heck' und Bäumen;
Von Blüthendolden überdacht,
Hör' ich das nahe Bächlein schäumen.

„Schau', diesen Strangen sollst du mir
Zum Winden noch geduldig halten,
Dann geb' ich erst die Freiheit dir,
Dann magst du nach Belieben schalten."
So lächelnd spricht Großmütterlein,
Indem sie das Gespinnst mir weiset —
O Gott, der Strangen ist nicht klein!
Wenn nur Geduld mir nicht entgleiset.

Ich weiß gar manches hübsche Nest
Aus Binsen zierlich hingeflochten,
Und darf nicht fort — „Noch hier den Rest
Des Strangens“ — wie die Pulse pochen!
Da winken in die Freiheit, ach,
Die wilden, tollen Kameraden —
„Den Strangen hältst du mir gemach.
Die Probe kann dir nimmer schaden.“

So hält des Knaben wilden Sinn
Großmütterlein in engen Schranken,
Obschon ihm weit vom Strangen hin,
Zum Walde schweifen die Gedanken.
„Sei nur geduldig, gutes Kind,
Die Freiheit soll dir nimmer fehlen,
Bald darfst du laufen mit dem Wind
Und brauchst nicht länger dich zu quälen.

Glaub', lieber Knabe, glaub' es doch,
Das Leben ist ein Strangenhalten;
Es war's für mich, es ist es noch,
Und oft auch ward' ich ungehalten.
Der Knoten gibt's gar viele auch,
Die gar so schwer sind zu entwirren,
Da gilt's Geduld, du armer Gauch —
Die Knoten sind ein menschlich Irren.“

Hast wahr gesprochen, Mütterlein,
Ich hab' es später so gefunden,
Und denk' der Zeit, wo, jung und klein,
Dein Strangen so mich hielt gebunden.

Nicht schnell genug als Bub' zum Wald,
Nicht schnell genug in Liebchens Arme —
Nicht schnell genug, wenn's Hifthorn schallt'
Zur Jagd mit frohem Freundesschwarme.

So ging's mit steter Ungeduld
Durch dieses Lebens buntes Treiben.
Sprach oft zu mir ein Blick voll Huld:
„Willst du denn nicht ein wenig bleiben?"
Hatt' keine Zeit, es ließ nicht Ruh'
Mir im bequemen, weiten Hause;
Nur vorwärts, weiter — immer zu!
Du kommst gewiß zur engen Klause.

„Wenn Vater Dufour ruft!“

An der wilden Rhone wohnet
Ein gebückter, schwacher Greis,
Eingefallen seine Züge
Und die Haare silberweiß;
Aber aus den blauen Augen
Blitzen Flammen licht und hell,
Wie die milde Frühlingssonne
Spiegelt sich im Alpenquell.

Geht der Alte durch die Straßen,
Hör't Ihr's flüstern rings herum,
Und es weicht die hast'ge Menge,
Grüßet ehrfurchtsvoll und stumm;
Schaut mit freundlicher Geberde
Unter'm Hütchen er hervor,
Schwingt das Volk die Hüte jubelnd,
Wirbelnd in die Luft empor.

Brausend tönt es aus dem Volke:
„Unser alte Vater hoch!
Seh't des Landes Stolz und Ehre,
Seh't, der Alte lebet noch!“
Doch es schreitet still von hinnen,
Demuthsvoll der alte Mann,
Gleich als wär's um seine Kräfte,
Um die letzten schon gethan.

Aber droht ein Feind von Außen,
Droht Gefahr der Nation,
Seh't, da flammen seine Augen,
Steht er auf dem Posten schon.
Seh't den Druck von achtzig Jahren
Weichen von dem mürben Leib! —
Wie zum Rettungsfelsen schauen
Auf den Alten Mann und Weib.

Und das blutigrothe Banner
Schwing't er mit dem weißen Kreuz,
Hei! wie glänzest in den Lüften,
Siegeszeichen du, der Schweiz.
In die schwache Hand gefahren,
Ist die alte Heldenkraft,
Und sie hält mit festen Sehnen
Unsers theuern Banners Schaft.

Seine Stimme wird zum Donner,
Hall't zur höchsten Alpenwand:
„Jetzt herbei, ihr meine Mannen!
Heute gilt's dem Vaterland!"
Und wie wilde Ströme brausen,
Wie Lawinendonnerhall,
Des Gebirges Söhne stürmen
Nieder vom Gebirg' zu Thal.

Von des Südens Grenzen eilen
Braune Männer auf den Plan,
Und aus Bünden's Ländern woget's,
Zahllos wie der Sand heran.

Eisenherz'ge Männer kommen,
  Von des Gotthard's wilder Höh',
Wie vom schönen Gottesgarten,
  An dem blauen Bodensee.

Kommen aus dem Land, das schäumend,
  Wild durchzieh't der stolze Rhein,
Vom Geländ', in das wie tanzend
  Springt die wilde Reuß hinein,
Von dem Lande, das die Aare
  Mit den blauen Wellen spült,
Von dem Lande, das die Rhone
  Mit geschmolz'nen Gletschern kühlt.

Sieh' da, mit der rothen Fahne
  Tritt der Alte unter sie,
Tausendstimmig tönt ein Rufen —
  Wie der Meeresbrandung, wie
Des Gewittersturmes Tosen —
  Doch ein Schrei der Freude nur:
„Heil dem Hort des Vaterlandes,
  Heil dem Feldherrn, Heil Dufour!“

Mütter zeigen ihm die Kinder,
  Und der Vater führt herbei
Seinen Sohn: „Ihm mög'st du gleichen;
  Sei, wie er, einst stark und frei!“
Mit dem Alten woll'n wir ziehen,
  Wie am Tage so zur Nacht,
Und, wenn er's befiehlt, auch sterben
  Männlich auf dem Feld' der Schlacht.

Wo wir seine Fahne sehen
  Und die Feder auf dem Hut,
Woll'n wir kämpfen löwenmuthig,
  Bis zum letzten Tropfen Blut;
Wollen rasten nicht und ruhen,
  Bis kein Feind vor uns besteht,
Und als stolzes Siegeszeichen,
  Unser theures Banner weh't.

Droben von des Himmels Höhen
  Schau'n die Helden all' herab,
Die zum Ruhm des Schweizerlandes
  Sanken in ihr Heldengrab.
Winkelried schau't freudig nieder,
  Beifallnickend von Hallwyl,
Doch, wer nennt die Namen alle?
  Sind's doch ihrer gar zu viel!

Leuchtend Benedikt Fontana
  Schau't herab in heller Lust,
Und es schwillt dem Laupensieger,
  Erlach, stolz die breite Brust;
Zürich's Heldenbürgermeister
  Drückt dem Schützen Tell die Hand,
Rufend: „Möge Gott erhalten,
  Diesen Mann dem Vaterland!"